Bergner

<36605931530011

Siebenbürgen.

Eine Darstellung des Landes und der Leute

von

Rudolf Bergner.

Leipzig,
Verlag von Hermann Bruckner.
1884.

Vorwort.

Unter den Ländern Osteuropas hat seit einem Jahrzehnt das romantische, karpathenumgürtete Siebenbürgen die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums in hohem Maße erregt. In dem langen Kampfe, den die Siebenbürger Sachsen gegen die magyarische Bedrückung führen, leistete die deutsche Presse des Mutterlandes willige Unterstützung, sie vertrat energisch die Rechte der Sachsen und schilderte häufig und ausführlich die Leiden derselben. Um so mehr muß es in Erstaunen setzen, daß es an einer alle Verhältnisse des Landes umfassenden objectiven Schilderung Siebenbürgens bisher gemangelt hat. Das einzige Werk, welches den Versuch darstellt, jenes entlegene, so wenig bekannte Gebiet dem Westen vertrauter zu machen, ist aus englischer Feder hervorgegangen und in allen seinen Einzelheiten scheinbar für englische Landwirthe bestimmt. Es ist zudem vor zwei Decennien erschienen und mithin veraltet, denn bald nachher wurden im Lande jenseits des Waldes Eisenbahnen angelegt, durch welches dieses nicht blos um zwanzig Jahre, sondern um ein halbes Jahrhundert älter und reifer geworden ist.

Mein Bestreben war es, in der vorliegenden Arbeit alles das in entsprechend gedrängter Weise auszuführen,

was sich in ethnographischer, socialer und historischer Hinsicht über Siebenbürgen sagen läßt. Die Bereisung des ganzen Landes, ein längerer Aufenthalt an den wichtigsten Punkten desselben, der Verkehr mit allen daselbst ansässigen Volksstämmen und mit allen Gesellschaftsklassen — dies sind meine Legitimationen für die Verläßlichkeit der vorliegenden socialen Schilderungen. Aus der sorgfältigen Benutzung der reichlich vorhandenen Hilfsmittel gingen die historischen und ethnographischen Bilder hervor. So wurde der Versuch gemacht, Vergangenheit und Gegenwart zu verschmelzen.

Inmitten der nationalen Wirrnisse, die den fremden Beobachter leicht in ihren Bereich ziehen, bin ich immer nur einem einzigen Leitstern gefolgt: der Liebe zur Wahrheit! Auf solche Weise könnte es leicht geschehen, daß jede der drei Hauptnationen des Landes mir grollt und keine mit meiner Auffassung der Verhältnisse zufrieden ist: — es lag nicht in meiner Absicht, die Gunst eines der drei herrschenden Volksstämme zu erringen. Mein Plan war es vielmehr, ein ethnographisches und kein politisches Buch zu schreiben, der letzteren sind bereits genug vorhanden. Jedes der in diesen Blättern niedergelegten Urtheile entspricht meiner innersten Überzeugung, und wenn ich in Gedanken nochmals alles Erlebte und Erfahrene überblicke, so kann ich höchstens das Zugeständniß machen, daß ich in der Form zuweilen etwas milder und höflicher hätte sein können.

Wien, 1. März 1884.

Rudolf Bergner.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Aus der Marmaros nach Siebenbürgen. — Rodna und seine Bleibergwerke. — Bistritz, eine sächsische Stadt. — Majalisfest. — Im Bistritzer District. — Landwirthschaft. — Wein und Hopfen. — Das Leichenbegängniß eines sächsischen Landpfarrers.

Ein herrlicher Junimorgen. Die Sonne leuchtet in hoher Schönheit am Himmel, der gleich einer hellblauen Decke die Erde im weiten Bogen umfängt. Die Luft ist noch scharf und klar wie Krystall, die dunkeln Tannen stehen unbewegt, und nur der Fluß, welcher wildschäumend seines Weges zieht, verleiht der Landschaft einiges Leben. Wir sagen dem kleinen Wegräumerhäuschen, das uns in landesüblicher Weise gastlich aufgenommen, Valet, und die Pferde führen uns über eine Brücke, hinüber auf das andere Ufer der goldenen Bistritz, hinüber nach Siebenbürgen. Eine kurze Strecke Weges von dem friedlichen Häuschen thalabwärts stoßen drei Länder zusammen. Wenn wir das stille, romantische Bistritzthal in seinen Windungen verfolgen, umfangen von den tannenbedeckten Bergen, so gelangen wir nach geraumer Zeit zu einem alleinstehenden Wirthshaus, Czibo genannt: auf unserer Seite gehört das Land zu dem halbwilden Marmaroser Comitat, vor uns beginnt die Bukowina und da drüben Transylvania, das Land jenseits des Waldes. Eine einsame Gegend, ein wildes Bergland hier; zwanzig Quadratmeilen weit keine Ortschaft, nur Wegräumerhäuschen und Sägewerke.

Die Straße führt bergan und geleitet uns in ziemlich steilen Windungen durch einen herrlichen gemischten Wald. Laubbüsche hier, leichte Laubhölzer dort, Tannen, Fichten — Alles in buntem Wechsel, Alles duftend, von dem Thau des Morgens geküßt. Es ist trotz der Junisonne kühl, und wir fühlen, daß wir hoch über dem Meere im wilden, menschenfeindlichen Gebirge sind. Und in der That befinden wir uns jetzt auf dem höchsten Paß der ungarischen Monarchie. Kleine Bäche brechen plätschernd aus dem Dickicht hervor, zuweilen gewährt uns ein Durchschlag einen Blick in das stille Thal, wo sich die Straße in Serpentinen heraufwindet, oder die naheliegenden Bergriesen tauchen vor uns auf, noch von einer silbergrauen Decke belastet. Die Maisonne hat die Schneemassen des Winters nicht besiegt, sondern der Junisonne ein großes Stück Arbeit überlassen. Jetzt sind wir auf der Höhe angelangt, und nun geht es bergab: wir haben den Eingang in das Land der Sieben-Burgen erzwungen. Nur wenige Minuten währt es, und wir erblicken ein einfaches Gebäude nebst Zubehör, eine wahre Robinsonansiedelung. Das ist eine „Gensdarmeriekaserne", in welcher ein Postenführer mit zwei Mann seiner schweren Pflicht obliegt. Den Leuten ist ein freudekarges Dasein beschieden. Im Winter sind sie oft monatelang von der übrigen Welt abgeschnitten und an ihre Behausung gebannt. Dann heulen die Wölfe in der mondhellen, bitterkalten Nacht, und der Bär spaziert von den Hunden umbellt auf der Bergspitze einher, lüstern nach den Kühen der drei Menschen. Jetzt allerdings weilt es sich hier angenehm. Die Sonne wirft goldene, beglückende Strahlen auf die mürrischen, schneebedeckten Bergriesen und zwingt dieselben, sich ihrer Fesseln zu entledigen, sie beleuchtet die dunkelgrünen Thalgründe und ermuntert die Leute zum Feldbau. Das Nothwendigste gedeiht auch, nur Gurken und Fisolen kommen nicht fort. Ihr Hiersein haben die Leute den Räubern zu verdanken, welche im vorigen Decennium die ganze Gegend unsicher machten.

Es war ein Conglomerat von sechs bis acht Gesellen, verwildert, schmutzig, grausam, welche in der schäbigsten Weise ihr romantisches Handwerk ausübten und jeden tödteten, bei dem sie auch nur einige Kreuzer vermutheten. Damals konnte der gutmüthige Hirt im stillen Bistritzthal nicht sorglos wie heute seine Lieder auf der Hirtenflöte blasen, die Räuber decimirten seine Heerde; die Menschen in den einsamen Häusern streckten sich nicht zu ruhigem Schlaf hin, es war ja möglich, daß sie noch nächtlichen Besuch erhielten. Soldaten und Gensdarmen wurden aufgeboten, sie fahndeten umsonst nach den Räubern — wie viel Bataillone wären auch nöthig, um ein Gebiet von zwanzig Quadratmeilen zu besetzen? — Am liebsten lagerten die wilden Gesellen auf der Spitze der Rotunda oder in einem kleinen Seitenthal der Bistritz, an dem man vorüberkommt, wenn man nach der Marmaros hinabsteigt. Lange Zeit trieben sie ihr Wesen ungestört, dann gingen sie zurück nach der Bukowina und nach der Moldau, woher die meisten von ihnen gekommen, und wo man ihrer endlich habhaft wurde, um einige Galgen zu zieren. —

Wieder fahren wir in Serpentinen hinab, wieder durch den gemischten Wald. Die Straße ist wenig gepflegt, die Schutzpfähle sind abgebrochen, und Steine liegen auf dem oft recht holprigen Communicationsweg. Welch' ein Unterschied zwischen einer solchen Comitatsstraße und einer von Wegmeistern und Wegräumern überwachten Kaiserstraße! Bei einem Bergeinschnitt treffen wir auf zwei Rumänen. Sie halten hier mit ihren kleinen Gebirgspferden Rast und erquicken sich an dem klaren Wasser, welches dem Fels entspringt. Dann begegnet uns eine Schafheerde, und wir erreichen den Thalgrund, in dem uns ein wildes Bächlein begrüßt, der Szamos. Einen weiten Weg hat es noch zurückzulegen: Szamos, Theiß, Donau, Schwarzes Meer! Jetzt ist der Szamos freilich ein unansehnliches, geschwätziges Bächlein und sein Thal nur eine enge Schlucht. Stellenweise ist es zehn Schritt breit, der Bach nur

einen einzigen. Doch er wächst; neues Wasser bricht zwischen den Föhren und den Farrenkräutern brausend und schäumend hervor, und auch das Thal dehnt sich stellenweise aus. Bei einer Biegung erblicken wir plötzlich einen Felsen vor uns. Er nimmt fast die ganze Breite des Thales ein und verwehrt uns die Weiterreise. Doch der Mensch hat sich zu helfen gewußt. Er hat ihn angebohrt und theilweise zersprengt. Wir fahren mitten hindurch und passiren hierauf ein ungeheures Sägewerk. Das Thal erweitert sich endgültig, der Bach wird zum Fluß, und mühelos gelangen wir vorwärts. Ungeheure Baumstämme, wie man sie in der waldreichen Marmaros selten gewahrt, sind hier aufgestapelt und harren der Bearbeitung. Rumänen begegnen uns mit breiten Wagen, an denen weiße Ochsen ziehen, Alles deutet darauf hin, daß wir uns wieder im Reich des Menschen befinden.

Nach kurzer Zeit taucht ein freundlicher Ort vor unseren Blicken auf, das ist Neu-Rodna. Welch' ein Unterschied zwischen diesem ersten siebenbürgischen Rumänendorf und den äußersten wallachisch-jüdischen Gemeinden der Marmaros! Dort herrscht Schmutz und Elend, die Bevölkerung ist verkommen, gedrückt und unhöflich, hier schauen die Häuser freundlich und nett aus, die Umgebungen derselben sind reinlich und ebenso ihre höflichen Bewohner. Wie geschmackvoll sind diese Frauen und Mädchen gekleidet! Weiße Hemdärmel; ein weißes, reinliches Hemd bedeckt den Busen, zwei Schürzen und ein dunkles oder auch ziegelrothes Kopftuch vollenden sammt schwarzen Stiefeln die Tracht, welcher besonders die sich eng an die Körperformen schmiegenden Schürzen etwas Anziehendes verleihen. Ihre Farbe ist ziegelroth und hellleuchtend, von schwarzen Streifen durchzogen; einige der Frauen tragen wohl auch nur eine derartige Katrintza, die zweite ist sodann schwarz. Ebenso sauber sind die Männer gekleidet. Sie erscheinen in weißen Anzügen, mit Stiefeln oder Sandalen und dem im Osten weitverbreiteten, runden Filzhut. Am Ende des

Ortes tritt ein junger, hübscher Mann mit offenen Gesichtszügen sammt seiner jungen Frau an unsern Wagen. Sie ersuchen um Aufnahme, und bald sitzt das dralle Weib neben uns. Der Mann ist Soldat gewesen und trägt daher das Haar kurz geschnitten; die Frau sieht recht stattlich aus. Um den Kopf hat sie ein braunes, mit bunten Farben durchsetztes Tuch gewunden, welches auf das weiße, an Aermeln und Schultern geschmackvoll verzierte Hemd herabfällt. Eine dunkelrothe Schärpe umfängt den Leib und hält hinten eine rothe, vorn eine blaue, mit bunten Stickereien eingefaßte Katrintza. Die braunen Augen glänzen dazu verlockend, und die gebräunten Wangen harmoniren mit der bunten Tracht.

Nur zu schnell erreichen wir Alt-Rodna (Rodna vechia), einen rumänischen Marktflecken von 3000 Einwohnern. Früher nur Dorf, ist es jetzt zum Ort geworden, in dem wöchentlich einmal Markt gehalten wird. Es ist gerade Sonnabend, und wir kommen zum Markt, mitten hinein in rumänisches Leben und Treiben. Der Platz ist klein, aber anmuthig, wenn auch nicht so stattlich, wie ich ihn mir in Folge der Notiz des Bielz'schen Reisehandbuches*), daß „einige“ stockhohe Gebäude vorhanden, im Geiste ausgemalt hatte. An dem einen Ende steht die reformirte Kirche, daran schließt sich die Schule, das Gasthaus, das einstöckige Haus des Verwalters und die Wohnung des Praktikanten, meist ärarische Gebäude und aus der Zeit der Militärgrenze herrührend. Auf diesem Platz herrscht derart bewegtes Leben, daß er heute ausschließlich dem Gott Mercur gewidmet zu sein scheint. Rumänen und Rumäninnen tummeln sich durcheinander. In der Mitte steht eine Reihe von 20—30 ausgespannten

*) E. A. Bielz, Reisehandbuch für Siebenbürgen. Der Verfasser hat sich durch Herausgabe dieses ersten und bis jetzt einzigen Reisehandbuches über das in Rede stehende Land bedeutendes Verdienst erworben. Doch muß hervorgehoben werden, daß die vielen darin befindlichen Fehler, theils auf Irrthum, theils auf Veränderungen beruhend, eine neue Ausgabe als wünschenswerth erscheinen lassen.

Wagen, daneben erheben sich Stände, hinter welchen Armenier mit Leder, mit bunten Tüchern und mit Wolle, offenbar für das Verzieren der Schürzen und Leibchen bestimmt, handeln. Rumänische Frauen bieten Töpfe, Blechwaaren, Schürzen, Näpfe voll Rahm, Rettige u. s. w. aus. Juden sind nicht sichtbar, einestheils weil Schabbes ist, anderntheils weil nur in der Trafik, in Wirthshäusern und in einigen anderen Gebäuden die Söhne Israels hausen. Während viele der ansässigen Rumänen reiche Wirthe sind und an Grund und Boden 40—60 Joch besitzen, leben die Juden in ziemlich gedrückten Verhältnissen. Trotzdem sind sie unlängst bereit gewesen, in speculativer Findigkeit 4000 fl. zu einem seltsamen Zweck zu opfern. Weil die Bergleute von Montag bis Freitag fern von dem Ort in den Gruben thätig sind, so hält man den Wochenmarkt am Sonnabend ab, an welchem Tage die Juden bekanntlich nicht handeln dürfen. Um die Verlegung des Marktes auf Montag herbeizuführen, hat die Judenschaft obengenannte Summe den Behörden geboten, allein diese haben sich als schwerhörig und unerbittlich erwiesen. Einzelne der Rumäninnen auf dem Markt sind interessante Erscheinungen. Sie haben ihr Kopftuch mit ebenso viel Geschmack als Koketterie schräg um das Haupt gewunden, so daß die eine Seite der Stirn tief bedeckt ist, die andere das zuweilen in Zöpfen herabfallende Haar sehen läßt. Dadurch gewinnt ihre Gestalt etwas Amazonenhaftes, wozu noch das stellenweise scharf geschnittene Profil beiträgt. Das Treiben währt bis zum Nachmittag, dann entfernt sich die Hauptmasse, und nur das unvermeidliche Zechercorps bleibt zurück. Dieses faßt im Wirthshaus Posto und vollführt hier mehr Lärm wie die abrückende Hauptmasse. Erst am späten Abend räumen die Nachzügler das Feld, wobei es natürlich nicht ohne die übliche Feierlichkeit abgeht. Die Angehauchten taumeln und wanken, bedrohen sich mit dem Stock, und einzelne raufen und prügeln sich.

Am andern Morgen findet in der großen, steinernen, griechisch-katholischen Kirche Gottesdienst statt. Bereits vor der Zeit erscheinen die Leute auf dem Platz oder sitzen plaudernd im Wirthshaus. Die Kirche selbst ist ein interessantes Bauwerk, welches inmitten eines grasbedeckten, mit Obstbäumen bepflanzten Platzes steht. Betreten wir denselben, so begrüßen uns alte Mauerreste, Trümmer der im Jahre 1242 von den Mongolen zerstörten deutschen Kirche. Ernst ragen diese Steine in die Luft, offenbar haben sie ehemals den Hauptthurm gebildet. In der Mauer ist ein Portal, durch dasselbe führt uns der Weg nach dem neuen Gotteshaus, über dessen Thür einige an die Zerstörung ermahnende Worte angebracht sind. Vor dem Gebäude stehen und knieen entblößten Hauptes Männer, Weiber, Kinder, das Innere ist gleichfalls erfüllt. Als der Gottesdienst zu Ende, lassen wir die Leute vorüberziehen. Zuerst kommen die Männer, sie gehen ziemlich träge und plump, oft hinüber- und herüberwankend. Meist sind es kleine Gestalten, selten wird eine größere sichtbar. Sie haben sich den Backenbart abrasirt und tragen nur Schnurrbart. Ihre Kleidung besteht aus Schuhen, weißen Jacken, ebensolchen Hosen, reinlichem Hemd mit gesticktem Kragen und dem runden Hut. Nachdem sie vorüber, nahen die Frauen. Welch' ein buntes Schauspiel bieten sie dar! Rothe, schwarze, dunkelbraune Kopftücher, Leibchen aus Schaffell mit bunten Zierrathen, und vor Allem die carmin- oder ziegelrothen, blaugestreiften Schürzen. Um den Hals tragen viele Silbermünzen, viele eine Kette von blauen, künstlichen Perlen. Die wenigsten von ihnen sind jedoch hübsch, nur unter den jungen Mädchen gewahrt man einzelne anziehende Gesichter mit weißem Teint. Das Volk gruppirt sich auf dem Platz und lauscht zum großen Theil der Vorlesung des Notars, welcher verkündet, daß einige der Leute mehr Holz dem Wald entnommen, als ihnen zum eigenen Bedarf gestattet ist. Ein bunter Volkshaufe; auch Magyaren und

Deutsche sind darunter, letztere an den dunkelblauen Jacken, grauen Hosen, hohen Stiefeln kenntlich. Sie arbeiten meist in dem zwei Stunden entfernten Bergwerk oder als Professionisten. Ihre Zahl ist jetzt gering; in vergangenen Zeiten war dem indessen nicht so. Vor sechs Jahrhunderten erhob sich hier eine mächtige deutsche Bergstadt mit Thürmen und Mauern, zweifelsohne eine der ersten deutschen Ansiedelungen im Lande, wenigstens haben wir Grund zu der Annahme, daß sie wie Dees unabhängig von dem Gros der einwandernden Sachsen durch Deutsche gegründet worden ist. Rodenau war ihr Name, ihre Bürgerschaft reich und angesehen, sie selbst nach dem Zeugniß des Domherrn Rogerius „eine große teutonische Stadt im Gebirge und des Königs Silberbergwerk." 42,000 (?) Einwohner soll sie zur Zeit ihrer größten Blüthe besessen haben, und ihre Mauern und Wälle, so meint man, hätten den ganzen Thalkessel umfangen. Damals mag ein lustigeres, geselligeres Leben geherrscht haben als heutigentages, wo ein jeder in dem kleinen Ort für sich geht und besonders die Frauen gar so streng auf Standesunterschied halten. Der obengenannte Chronist berichtet uns in seinem Trauerlied (carmen miserabile) über die Verheerungen des Mongolensturmes, auch von dem Rückgange Rodenaus. Aus der Moldau ergoß sich der Mongolenschwarm über den Grenzwald bis vor die Mauern der Stadt, deren Bürger mit Kriegsvorrath wohl versehen und überdies sehr muthig waren. Daher kam es, daß sie dem Feind entgegengingen und dieser vor ihnen, hauptsächlich aus List, die Flucht ergriff. Die Deutschen freuten sich des leicht errungenen Sieges, kehrten nach der Stadt zurück und veranstalteten hier ein Fest, bei dem der Wein nicht geschont wurde. Auf diese altgermanische Sitte sollen die Mongolen ihren Plan gebaut haben; sie kehrten um und überraschten die trunkenen Bürger. Wohl vertheidigten sich dieselben standhaft, als sich die Sonne indessen zum neuen Tag erhob, war die Stadt in den Händen der Mongolen. Burg-

graf Ariskald mußte mit 600 Bewaffneten die asiatischen Horden verstärken, und der Mongolensturm brauste weiter, eine halbzerstörte Stadt zurücklassend. Sie erhob sich zwar wieder, verfiel jedoch Anfang des 18. Jahrhunderts von Neuem. Heutzutage ist das Geschlecht der frommen deutschen Bergleute von Rodenau längst im Schoß der Erde vermodert, die Mauern und Thürme sind verschwunden, und an ihrer Stelle erhebt sich das kleine Rodna vechia. Im Keller seines Hauptgasthofes nimmt ein unterirdischer Gang seinen Anfang. Er soll bis zum nächsten Dorfe reichen und hat vor Zeiten offenbar aus der Stadt geführt. — Die wenigen Deutschen, die sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier vorfanden, wurden, als man die Militärgrenze organisirte, abgesiedelt und die verbliebenen sind in den Rumänen aufgegangen. Man kann noch heute Rumänen mit deutschen Namen treffen, die sich ihrer deutschen Abkunft entsinnen, aber die deutsche Sprache längst vergessen haben. Die ansässigen vereinzelten deutschen Familien sind Einwanderer der neuen Zeit: Böhmen, Zipser.

Am Montag führt uns in der Frühe ein überaus kleines Wägelchen in nordwestlicher Richtung davon, dem Rodnaer Bergwerk zu. Das Thal ist eng, die plumpen Berge mit breitem Rücken sind anfangs nicht bewaldet, nur mit spärlichem Graswuchs bedeckt, mittendurch zieht ein Bächlein. Nach geraumer Zeit ändert sich die Scenerie. Zwei Schweizerhäuschen, einem Grafen Zichy gehörig, zieren einen kleinen Hügel, und von hier ab wird das Thal anziehender. Bald erheben sich die Gebäude der Schmelzhütte vor uns, der Gegend den monotonen Charakter raubend. Nicht weit davon im Seitenthale Valea vinului (Weinthal) sprudelt ein Säuerling empor, der während des Sommers zu Trink- und Badekuren benutzt wird. Die Badegäste müssen allerdings in den umliegenden Hütten der Bergleute ihr Quartier aufschlagen und bezüglich der Kost Vorkehrungen treffen. Im Winter erinnert nichts an einen

Kurort, der Schnee liegt einen Meter hoch, die Luft ist scharf und schneidig wie Glas, und die Wölfe unternehmen ihre Spaziergänge. Im Frühjahr wächst zum Zeichen des wiedererwachenden Lebens das Bächlein an und nimmt die Brücken mit sich. Heute dagegen scheint die Junisonne, und die Natur läßt gleich einer schönen, durch ihr Lächeln bezaubernden Frau nicht auf ihre Launen schließen. Das Thal wird enger, wild und romantisch, die Felsen treten dicht zusammen, der herrliche, frischduftende Laub- und Nadelwald neigt sich zum Bach herab, und dieser behält spärlichen Raum, um sein schmutziges, bleihaltiges Wasser durchzubringen. Besonders an einer Stelle drängen sich die Felsen in den Weg, das ist das sog. Teufelsthor. Aufgelassene Stollen werden sichtbar, nach ihnen die Schlemm- und Pochwerke. Das ganze Thal ist überaus belebt. Die Bergleute ziehen heute in ihr Reich hinauf, in dem sie bis Freitag Abend verweilen, kämpfend, schaffend, duldend. Erst am Freitag steigen sie auf zwei Tage zu ihren Angehörigen hinunter, um häusliche Geschäfte zu erledigen, und um im Kreis ihrer Weiber und Kinder neue Kräfte zu sammeln. Viele Wagen, von Ochsen gezogen, werden von uns überholt. Sie führen in Bündeln, Säcken und Beuteln den Proviant der Bergleute auf die ganze Woche. Diese selbst tragen sämmtlich braune oder graue Hosen, ebensolche Westen und den runden Hut, den sie höflich grüßend lüften und unter dem oft intelligente Gesichter hervorschauen. Die meisten von ihnen sind Rumänen. Es ist indessen unrichtig, wenn einzelne Reisende behauptet haben, daß durch das romanische Element die Blüthe des Bergwerks auf immer vergangen, dasselbe nimmt gegenwärtig einen neuen Aufschwung. Während früher das Erträgniß von 16,000 fl. die Ausgaben (20,000 fl.) nicht decken konnte, bleibt jetzt trotz der Auslagen von 120,000 fl. jährlich ein Reingewinn von über 10,000 fl. Die 300 Arbeiter erhalten einen Lohn von etwa 60,000 fl. —

Von den Poch- und Schlemmwerken aus gelangen wir nach

viertelstündigem Steigen zu der entzückend schön gelegenen Colonie. Diese erhebt sich am Berg, ziemlich hoch über dem engen Thal und gewährt einen weiten, weiten Ausblick auf all' die grünbewaldeten Thäler und Berge der Gegend und hinüber nach dem höchsten des Rodnaer Gebirges, nach dem schneebedeckten Kuhhorn (Ineu), auf dem sich im Sommer seltene Pflanzen wiegen, und wo die kluge, scheue Gemse von Fels zu Fels springt. 1007 Meter liegt die Colonie über dem Meeresspiegel. 518 Meter der Ort. Einfache Gebäude sind es, die wir hier oben finden. Nur das Haus des Bergdirectors unterscheidet sich von den übrigen, die aus dem Magazin, der Schmiede, in welcher die Bedürfnisse der Bergleute an Werkzeugen befriedigt werden, aus einem Kohlenschuppen und zwei Wohnhäusern bestehen. Das Innere der letzteren gleicht dem einer großen Kaserne. An den Wänden läuft ein durch den ganzen Raum gehender Bretterschlag, auf dem 60 Säcke als Kopfkissen neben einander liegen; hier ruhen die kühnen Erdensöhne während der Nacht. Unter jedem Platze steht eine Truhe, in welcher der Mundvorrath für die ganze Woche aufbewahrt wird: Milch, Brod, Speck, Käse, vielleicht etwas Fleisch. Auch eine Köchin ist vorhanden; sie zündet um 11 Uhr Vormittags in dem großen, in der Mitte stehenden Ofen ein Feuer an, und an ihm kochen sich die Bergleute ihr Essen, sobald dasselbe aus etwas Kochbarem besteht. Im Winter liegt eine noch größere Zahl in dem Gebäude, weil sich dann die Arbeiter das Pochwerkes gleichfalls hierher verfügen. Jeden Montag zwischen 1 und 2 Uhr stellen sich die Bergleute bei den Hutmännern ein, und es werden ihnen von diesen die Bedürfnisse für die Woche ausgeliefert: Pulver, Dynamit, Zündschnuren, Oel. Am häufigsten wird Dynamit zur Sprengung benutzt, ohne daß sich jedoch irgend welche Unglücksfälle deswegen ereigneten. Haben die Leute ihr Material empfangen, so gehen sie in den Stollen, und die Colonie ist mit Ausnahme der Schmiede ebenso ver-

lassen wie ein Indianerdorf, dessen Bewohner auf dem Kriegspfad wandeln. Wir steigen jetzt die Berglehne hinan und gelangen zunächst an die Bremse. Diese kleine Eisenbahn führt ziemlich steil bergab, auf ihr werden in unscheinbaren Wagen die Erze, die man bereits in Stücke zerschlagen, zum Pochwerk hinunter transportirt. Jetzt gleitet ein voller Wagen herab! Die vielen Walzen setzen sich in Bewegung, ein leerer Wagen kommt herauf, der volle wird unten von einem Arbeiter in Empfang genommen, und binnen einer Minute donnert sein ausgeschütteter Inhalt zum Pochwerk, die erhabene Stille der Bergwelt unterbrechend. Dort unten sind fortwährend Stampfen und Hebel thätig, um das der Erde abgerungene Erz zu verkleinern, welches hierauf in einem zweiten Gebäude gereinigt wird. Dann fährt man es per Axe zum Schmelzwerk und verarbeitet es dort weiterhin. Nach Zalatna, wohin man es vordem brachte, schafft man jetzt nichts mehr, wohl aber wird das hier gewonnene Silber nach Kremnitz zur Raffinirung transportirt. Die jährliche Ausbeute an Blei beträgt etwa 2400 Meter-Zentner, Gold wird 1 Kilogramm, Silber 150 Kilogramm gewonnen. In 100 Kilogramm Erz findet sich 60 bis 70 Gramm Silber, in einem Kilogramm dieses Silbers 6 Gramm Gold. Das auf der Rodnaer Hütte geschmolzene Silber enthält in 1 Kilogramm 990 bis 995 Gramm reines Silber. —

Schreiten wir jetzt in den Stollen hinein. Unsere Führer zünden ihre Lämpchen an und mit einem ernsten „Glück auf" geht es vorwärts. Allein das ist kein Salzbergwerk mit bequemen Treppen, kein Berchtesgaden, wo man gemüthlich hineingeht und stolz herausfährt. Die Gänge sind schmal und stellenweise so niedrig, daß man sich tief bücken muß, will man nicht ein Andenken mitnehmen. Oft sind sie mit Wasserlachen durchsetzt, und weiterhin stoßen wir auf nasse Leitern, auf denen man zu dem anderen Mundloch mehrere hundert Fuß hinabklimmt. Bei einer Biegung schimmert uns Licht entgegen, und

plötzlich stehen wir vor zwei Bergleuten. Sie haben eine reiche, hellglitzernde Erzschicht in Bearbeitung, und wenn ihr Kampf mit dem Gestein auch nur langsam fortschreitet, so wird ihnen doch sicherer Lohn zutheil. Allein nicht alle sind so glücklich, monatlich 30—35 fl. zu verdienen, manchen wird eine unergiebige Lage zugewiesen, und sie erwerben 10—12 fl. Zwei Monate müssen sie an einer Stelle ausharren, dann wechseln sie, damit niemand zu kurz komme. Mit „Glück auf" sind wir herangetreten, mit „Glück auf" entfernen wir uns. Nur rumänische Laute in diesem unterirdischen Reich und doch den uralten deutschen Bergmannsgruß, der den frommen Sinn dieser Lebendigbegrabenen andeutet! Welch' ein gefährliches Dasein führen diese Menschen; wie die Seeleute sind sie keine Minute ihres Lebens sicher, während aber jene den blauen Himmel schauen, die beglückende Sonne begrüßen können und im bunten Wechsel zwischen lauem Abendwind und kaltem Sturm dahinschweben, ist die Arbeit der Bergleute immer gleich monoton, immer gleich mühsam und gefährlich, das Arbeitsfeld immer gleich dunkel und starr. Vor zehn Jahren ist eines Tages ein großer Theil der Grube eingestürzt, glücklicherweise an einem Sonntag, sonst hätte die grollende, zürnende Erde manches Opfer verschlungen. Im Großen und Ganzen sind die Leute vorsichtig und verständig und so kommt es, daß in den letzten Jahren nur ein Einziger verunglückt ist. — Jetzt treffen wir auf zwei weitere Arbeiter. Sie haben ein schlechtes Feld gefunden und ernten geringen Lohn für ihre schwere Arbeit. „Glück auf", wir schreiten weiter, rechts und links ist der Fels schon bearbeitet, man hat ihn mit Kalksteinen wieder ausgefüllt, läßt ihn unbeachtet und „treibt in die Höhe". Der Fels ist übrigens mächtig, stellenweise hat er die hölzernen Stützen zerdrückt, so daß sie klaffend und gebrochen herabhängen und eine Reparatur erheischen. Ein neuer Gang nimmt uns auf, er führt streng geradeaus. An einer Stelle desselben scheint es

zu regnen, das Wasser fließt neben uns, es fällt von der Decke und durchnäßt uns. In der Ferne erblicken wir ein Licht, und nachdem wir im Ganzen vom Eingang aus 500 Meter in gerader Richtung zurückgelegt, finden wir zwei Arbeiter und zugleich das Ende des Ganges, wohl aber kein Metall. Es ist ein „Hoffnungsgang.“ Man hat ihn in der Erwartung getrieben, daß man dereinst auf erzhaltige Schichten stoßen werde. Ob es der Fall sein wird, weiß man nicht, nebenan liegen kleine Gänge in genügender Zahl, welche kein Erz gebracht, und die man deswegen hat fallen lassen. Arbeit ohne Erfolg — für den Menschen ein melancholisches Wort, und doch ist man darauf angewiesen, neue Schichten zu entdecken, damit, wenn einst die alten versiegen, frische Arbeitsfelder vorhanden sind. Langsam geht es hier vorwärts, denn der Stein ist hartnäckig. Monatlich 1½ Meter, das ist der ganze Fortschritt, und 12 Meter beträgt die Regenstelle! Lange Zeit haben an derselben die Menschen bei fallendem Wasser gearbeitet, naß und kalt sind sie geworden, derart, daß sie jedesmal nach dreistündiger Thätigkeit den Ort verlassen mußten. — Ein hartes Dasein. —

Das Szamosthal behält von Alt-Rodna aufwärts seinen schlichten, fast monotonen, reizlosen Charakter. Es ist ziemlich breit, die Berge sind mit Gebüsch bedeckt, die Sonne brennt, und wir leiden in unserem landesüblichen Wagen durch die schlechte Straße wahre Höllenpein. Nach halbstündiger Fahrt taucht eine freundliche Häusergruppe vor uns auf, und ein mit Bäumen umpflanzter Hügel, in dessen Mitte sich ein kleines Bretterdach hervorhebt, läßt uns auf die Vermuthung verfallen, daß wir uns vielleicht in einem Karpathenbad befinden. Und es ist in der That Dombhat, ein im Sommer von magyarischen Edelleuten besuchter Säuerling. Dieser hat im Lauf der Zeit so viel Kalkerde abgesetzt, daß sie den 6 Meter hohen Hügel bilden konnte, aus dem gegenwärtig die Quelle emporsprudelt. Am Fuß des Hügels liegt das Warmbad, neben diesem das

kalte Spiegelbad, für Herren und Damen gesondert. Das Wohnhaus ist geschmackvoll eingerichtet und die Umgebung anmuthig. Fünf Minuten weiter präsentirt sich ein zweites Bad, das Antonibad, und eine Meile thalaufwärts ein drittes, das von Szent-György. Man wird daraus erkennen, daß in diesem Lande kein Mangel an Bädern, höchstens an Gästen vorhanden sein kann. Die obenerwähnten magyarischen Grafen und Barone des Landes sind zuweilen charakterschwache Herren. Mancher von ihnen hat am Ende seines Lebens auf einem Spaziergang ein stattliches rumänisches Mädchen erblickt, deren dunkle Gluthaugen und deren malerische Tracht ihn bethört. Er hat die stolze Schöne auf sein Schloß geführt und sie zu seiner Herrin erhoben, dabei aber mehr als einmal erfahren, daß sie im Vertheilen ihrer Gunst allgemeine Menschenliebe streng beobachtet, und unter der Herrschaft ihrer schönen Hand mehr gelitten als genossen. Auch Beamte haben auf diese Weise erkannt, daß sich das Alter mit der Jugend in der Regel schlecht paart. —

Die Häuser der Dörfer sind weiß angestrichen und besitzen ein kleines Gärtchen vor der Front, sowie Holzsäulen, die das überhängende Dach stützen. Zuweilen bemerken wir größere Baulichkeiten unter ihnen, und da sie regelmäßig aufgestellt sind, errathen wir leicht, daß wir uns in ehemalige Grenzerdörfer verirrt haben. Dementsprechend sind die griechisch-katholischen Kirchen aus Stein aufgeführt, mit verzinnten Thürmen versehen und oft große, stylgerechte Gotteshäuser. Sie bilden einen gewaltigen Gegensatz zu den armseligen, hüttenähnlichen Kirchen der Marmaroser Rumänendörfer oder denen der westlichen und südlichen Ansiedelungen des Landes. Wir fahren etwas bergab, genießen einen Blick auf einen blauen Höhenzug, dem eine Hügelkette vorgelagert ist, passiren Ilvamike, ein schmutziges, ärmliches Rumänendorf, und verlassen hier das Szamosthal. In einem Seitenthal bergauf ziehend, ge-

langen wir über die Strimba. Das ist ein unbedeutender Bergsattel, der aber eine weite Umschau gewährt. Die Gegend ist einsam, die Höhen wie das ganze Gebiet mit dürftigem Gebüsch bedeckt; ein Haideland. Im Norden liegt das Rodnaer Gebirge, eine blaue Kette von Höhen, aus der sich das schneebedeckte Kuhhorn majestätisch abhebt. Nach Süden und Osten zu dehnt sich ein unendliches Hügelland aus, lang gezogen, ohne merkliche Schwankungen, leicht gewellt, von der Schwüle des Mittags in Dunst gehüllt. Vor uns ist am Fuße der Berge in dem anmuthigen Bistritzthal eine Reihe von halbversteckten Ortschaften gelagert. Das ganze Bild macht den Eindruck des Verlassenseins. Doch was ist das? Staub wirbelt auf, Pferdegetrappel ertönt! Und aus der Staubwolke hervor bricht ein ganzes Heer von Rossen; sie fliegen vorüber und hinter ihnen zwei Hirten auf starken Hengsten, die ihre Peitsche mit langer Schnur kunstgerecht handhaben. Ein flüchtiger Gruß, und vorbei sind sie. Wir fahren weiter. Einige Schafheerden weiden unter uns und bilden zu dem Grün der Berge einen angenehmen Contrast, ihre einzelnen Mitglieder gleichen in dem spärlichen Gras dürftigen weißen Blumen, die dem Haideboden entstiegen. Erst tief unten finden wir Haferfelder, hinter denen ein Kirchthurm blinkend auftaucht. Schnurgerade führt die Straße in das Land hinein, in unserem Rücken das Heniulgebirge mit seinen wolkenumfangenen Gipfeln lassend. Plötzlich geht es ziemlich jäh bergab, und zugleich sind wir mitten in einer Anzahl rumänischer Häuser. Doch nein! Ein ganzes Häusermeer öffnet sich vor uns, stattliche Gebäude mit rothen Ziegeln gedeckt. Befinden wir uns wirklich in den Karpathen? Das ist kein rumänisches Dorf, auch kein magyarisches, das kann nur eine siebenbürgisch-sächsische Bauernansiedelung sein. Wir vertiefen uns in derselben; welch' eine herrliche Welt! Die Straße ist 50 Schritt breit und reinlich, ein Haus schließt sich mit größter Regelmäßigkeit an das andere. Uebrigens scheinen das gar

keine Bauerngehöfte, sondern kleine Rittergüter zu sein! Wie behäbig ihre lange Reihe ausschaut! Jedes Haus besitzt 4 bis 6 Fenster und eine kleine Hausthür mit steinernem Aufgang in der Mitte; die Fenster sind häufig mit grünen Läden versehen. Daneben zeigt sich das Thor, es hängt mit dem Gebäude insofern zusammen, als sein Dach die Fortsetzung des Hausdaches bildet und mit denselben Ziegeln wie dieses gedeckt ist, daher in Farbe und Bauart mit dem Wohnhaus harmonirend. Der Hof ist groß und reinlich, ein riesiger Schuppen und eine gewaltige Scheune zieren ihn. Wahrlich, hier muß ein kerniges, thätiges Volk auf gutbebauter Hufe sitzen! Und nun erst die Kirche und die Schule — stattlich wie anderswo das Comitatsgebäude.

Jetzt wird es vor uns lebendig. Im Dorfe Jaad und auf dem Wege zum benachbarten Wallendorf bis hinein nach Bistritz stoßen wir auf eine fast ununterbrochene Wagenreihe. Wohl 200 Wagen eilen an uns vorüber und wirbeln uns den Staub ins Gesicht. Keiner begleitet uns, alle kommen uns entgegen, und das hat seinen guten Grund. Ist doch heute in der ehemaligen Districtshauptstadt, in Bistritz, Wochenmarkt! Auf diesem Ochsenwagen liegen Rumänen mit ihren Weibern, hier naht ein weiteres, viel stattlicheres Gefährt mit neuen Typen. Die Männer sitzen stolz aufrecht, sie tragen weiße, leinene Anzüge, in der Mitte nur von dem großen Ledergürtel unterbrochen, hohe, schwere Stiefeln und einen breitkrämpigen Filzhut. Und nun die Weiber, welch' eine seltsame, durchaus originelle Kleidung! Den Kopf haben sie mit einem bunten oder schwarzen Tuch sorgsam umwunden und darauf einen Strohhut gesetzt. Aber welch' ein Erzeugniß! Der Rand ist fußbreit, und in der Mitte steigt ein kleiner Strohthurm empor! Das nimmt sich ungeschickt und plump aus, es erinnert an einen Berber, welcher der Wüstensonne Trotz bieten muß. Die übrige Kleidung ist ebenso schwerfällig. Ein schwarzer

Rock umschließt den Leib, auf ihm ruht eine weiße Schürze; darunter werden hohe, schwere Stiefeln sichtbar. Lange Bänder hängen vom Rock und vom Kopf herab, die Ungeschicktheit der ganzen Erscheinung durchaus nicht verbessernd, die besonders von der Rückseite sehr auffällig ist. Wie anmuthig und praktisch dünkt uns dagegen die Kleidung einer Rumänin, die außer den eng anliegenden Schürzen nur aus einem weiten, weißen Hemd besteht. Uebrigens ist die Tracht der sächsischen Weiber — denn solche sind es, wie uns der Typus längst verrathen hat — nicht immer rein. Besonders unter den Mädchen treffen wir viele, die eine Katrintza vorgebunden, der sie ihrem Geschmack zufolge nur von den rumänischen abweichende Querlinien verliehen haben. Die Gestalt der Sächsin ist voll, die Gesichter sind häufig ausdruckslos, uninteressant, fast plump, wohl aber kernig. Neben unserer Wagenreihe zeigen sich nach geraumer Zeit auch Fußgänger, sächsische Bäuerinnen, die bunte Tragsäcke über die Achseln geworfen haben, einen Theil derselben nach vorn, einen anderen nach hinten. Endlich taucht eine Stadt vor unseren Blicken auf, die wandernden Bäuerinnen mehren sich, das Treiben wird bewegter, noch wenige Minuten, und wir sind in Bistritz, der altdeutschen, einst so mächtigen Stadt.

Ihre Straßen sind breit, die Häuser sauber, einstöckig, weiß, gelb, braun angestrichen und zumeist mit grünen Läden verziert. Alles das berührt uns so anheimelnd, daß es uns dünkt, als weilten wir nicht in dem fernen Osten, sondern in den deutschen Gauen. Und noch gewaltiger mag dieser Eindruck vor einem halben Jahrhundert gewesen sein, weil damals die Stadt alterthümliche Häuser besaß, welche durch zahlreiche Feuersbrünste in der Mitte unseres Säculums ihren Untergang gefunden. Reger Verkehr herrscht in der Stadt. Hunderte von Wagen sind auf einem großen Platz aufgestellt und harren ihrer Abführung, und die Straßen sind mit rumänischem

und sächsischem Landvolk dicht bedeckt, dessen Hauptmasse sich um die ehrwürdige, evangelische Hauptkirche concentrirt. Hier hat man etwa 30 Stände aufgeschlagen, in denen Stiefeln feilgeboten werden, dann 10 Stände mit Speck, den wohlbeleibte Weiber verkaufen. Weiterhin bemerken wir eine Reihe Töpfe und Geschirre. Dort steht ein Bauer. Er hat Harken an die Kirche gelehnt und debattirt mit den Landleuten. Kämme, buntgestickte Leibchen, von orthodoxen Juden herbeigeführte Hosen und alte Kleider, Strohhüte in Menge, das sind die übrigen Handelsartikel. Besonders auf die zuletztgenannten fahnden die sächsischen Bauern und Bäuerinnen. Mancher edle Sachse hat zwei bis drei dieser Monstra erstanden und sie alle, einen in dem anderen, auf den Kopf gestülpt. Praktisch sind allerdings diese fürchterlichen Hüte, sie schützen vor den Strahlen der Sonne, und ihre schuppenartigen, in einander greifenden Lagen lassen den Regen nicht sogleich durchdringen. Im Schatten der Häuser sitzt eine Reihe sächsischer Bäuerinnen; sie bieten Sämereien und Gebäck aus, während ein anderer Trupp in einem Laden steht und denselben fast ganz erfüllt. Auch Juden treiben sich, wie schon erwähnt, unter der Menge herum, mit den charakteristischen langen Locken und dem wenig eleganten Kaftan. Sie haben in Bistritz bereits festen Fuß gefaßt und erhalten noch fortwährend Zuzug aus der Bukowina. Am Nachmittag verläuft sich endlich die Menge, und die Stadt nimmt ihr Alltagsgepräge wieder an.

Gegen Abend zeigen sich Damen, Beamte und Offiziere; sie begeben sich nach der ostwärts gelegenen Promenade, um sich daselbst zu ergehen. Es wandelt sich angenehm in den lauschigen Gängen; die Bäume prangen im Frühjahrsglanz, und die Blumen duften; die alten Stadtmauern blicken mit ihren Thürmen ernst drein, und die Uniformen der Honved- und Linienofficiere glänzen durch die Büsche. Auf den vielen Bänken sitzen ermüdete Spaziergänger, Damen in Herrenbegleitung wandeln vorüber,

auch einige junge Mädchen, einsam und allein, doch wer weiß, ob ihre schönen Augen nicht bereits einem Bestimmten schelmisch entgegenleuchten? — Allmählich wird es dunkel, die Sonne ist hinabgesunken, um anderen Welten zu leuchten, es ist kühl und einsam geworden, und die Herrschaft der Glühwürmchen, des Nachtfalters und der Liebe hat begonnen. In der Nähe der noch Wandelnden wird der letzteren seitens einiger Soldaten und rumänischen Dienstmädchen gehuldigt, und dasselbe finden wir in den todten Straßen der alten Sachsenstadt. Hier blickt der Mond zuweilen auf ein vor dem Hause sitzendes Liebespärchen herab, welches ein Herz und eine Seele geworden und der Bistritzer Sittenpolizei ein bedenkliches Zeugniß ausstellt. —

Das geistige Leben in den Städten des Sachsenlandes ist ein reich bewegtes und anregendes. Selten trifft man bei einem Volke einen so hohen Procentsatz gebildeter und gediegener Leute wie bei den Siebenbürger Sachsen. Ein jeder von ihnen ist stolz auf die große Kulturarbeit, die seine Altvordern im Lande der Karpathen einst gethan, er ist aber auch darauf bedacht, sich alle die Früchte anzueignen, die ihm der vielhundertjährige Baum der deutschen Wissenschaft bietet. Rege wie vor Zeiten ist der Verkehr mit dem Mutterland, er äußert sich in Wort und Schrift, und nicht wenig trägt dazu der Umstand bei, daß bis auf unsere Tage tausende und abertausende von Sachsen an deutschen Universitäten dem Studium obgelegen, und daß ihr Geist groß geworden an dem weiten Busen der deutschen Wissenschaft. Sie kehren ins Land jenseits des Waldes zurück, noch voll von den Eindrücken, die sie empfangen, und sich durch die Erinnerung an Freunde erwärmend, die sie dort erobert. Aber auch der gewöhnliche Mann, der sein Geburtsland nie verläßt, ist ein würdiges Glied der Nation, für ihn sorgen die vorzüglichen Schulen des Sachsenlandes und mancherlei Vereine. In der kleinen Stadt Bistritz ist das Vereinsleben ziemlich entwickelt, nicht weniger als sechs Casinos sind hier vorhanden,

abgesehen von Gesang- und Turnvereinen. Die Magyaren besitzen ihr eigenes Casino, gewiß ein schlechtes Mittel, um die gegenwärtige ungarische Staatsidee durchzuführen und alle ungarischen Völker zu amalgiren. Sie haben nicht einmal um Aufnahme ins internationale Casino ersucht, obgleich man ihnen dieselbe nicht verweigert haben würde, sondern ihretwegen außer den deutschen Zeitungen auch auf magyarische abonnirt hätte.

Bistritz besteht in der Hauptsache aus vier größeren Straßen und dem Marktplatz. Auf diesem erhebt sich gleich einem mächtigen Wahrzeichen die alte, große, evangelische Hauptkirche, neben ihr das stattliche Gymnasium, eines der fünf Gebäude, die in neuester Zeit so viel von sich reden gemacht, und vielleicht das schönste Haus in Bistritz. In der westlichen Häuserfront finden wir Lauben und Wandelhallen, das beste Zeugniß einer mittelalterlichen deutschen Stadt. Um einen Ueberblick über dieselbe zu erlangen, steigen wir auf die bewaldeten Höhen im Osten des Ortes. Zu unseren Füßen liegt in dem anmuthigen Bistritzthal die alte Stadt, sich behaglich ausbreitend, hinter dem freundlichen Wallendorf zeigen sich im Norden die blauen Berge, und uns gegenüber dehnen sich an den Abhängen des Burgberges Weingärten aus. Dort hat vor Zeiten das Schloß der Hunyadis seine Mauern und Thürme drohend erhoben. Jetzt wird dem Beschauer nur noch eine Oeffnung mit dem Bedeuten gezeigt, daß hier vordem ein Kellerloch gewesen. Ernste Bilder steigen beim Anblick des Berges vor unserem Geiste auf. Ladislaus V. hatte im Jahre 1453 den District Bistritz als ein Erbgrafenthum an Johann Hunyadi verschenkt, und dieser eine Zwingburg gegen den Nösnergau errichtet. „Zwinguri" wurde jedoch bald dem freiheitssinnigen Sachsenvolk lästig, daher erhob sich dieses und verwandelte die Burg in einen Trümmerhaufen, dessen Steine zum Bau der Stadtmauern benutzend. Die Gründungszeit der Stadt ist dunkel wie die ganze Einwanderungsperiode der Sachsen. Im Jahre 1122

war die Stadt bereits blühend, und höchst wahrscheinlich ist sie eher gegründet worden als die Städte im Süden des Landes. Die Mongolen verwüsteten sie 1241 und 1285. Während aber das benachbarte Rodenau nach den Mongolenstürmen nie wieder zu Macht und Ansehen gelangte, erblühte Bistritz schnell von Neuem, fähig, all' die harten Drangsale zu bestehen, welche über die Stadt hereinbrachen. Die erwähnte Zwingherrschaft seitens der Erbgrafen, der Einfall der Moldauer im Jahre 1530, der Uebermuth der kaiserlichen Truppen, die Belagerung durch Bathory im Jahre 1602, Hungersnoth, Krankheiten, alles das stellte die Thatkraft und den Opfermuth der Bürger auf schwere Proben, deren glänzende Lösung einen leuchtenden Beweis für die deutsche Lebenskraft bildet. Und nicht genug mit den Stürmen des Mittelalters, selbst in unserem Jahrhundert hat die Bürgerschaft schwere Kämpfe zu bestehen, nicht gegen sichtbare Feindesschaaren, sondern gegen geistige Widersacher, gegen magyarischen Uebermuth und Chauvinismus.

Auch die Elemente haben sich in unserer Zeit der Stadt feindlich erwiesen. Im Verlauf von 21 Jahren wurde Bistritz vollständig eingeäschert; viele Häuser verbrannten zweimal. 1836, 1840, 1842, 1843 wüthete das Element, am fürchterlichsten am 18. April 1857, wo nach mehrwöchentlicher trockener Frühlingswitterung ein heftiger Nordoststurm über die Stadt einherraste. Sein Heulen und Stöhnen war furchterregend. Als es 10 Uhr geschlagen, brach in einem Pferdestall Feuer aus und ergriff mit Blitzesschnelle die nächsten Gebäude, die ganze Straße mit einem Funkenregen überschüttend. Rathlos stürzten die jammernden Einwohner umher und suchten ihre Häuser zu schützen. Das Feuer überzog inzwischen einen großen Theil der Stadt, ja selbst die Stadtmauern, und in wenig Stunden umfaßte die Feuerstrecke 900 Klafter. Das Prasseln der Flammen, das Wuthgeheul des Sturmes, das Wehklagen der Unglücklichen kennzeichnen diese entsetzliche Nacht. Am fürchterlichsten wüthete

das Feuer in der Neugasse, dem Sitz der Armuth, deren Bewohner theilweise erst erwachten, als ihre kleinen Wohnstätten bereits von den Flammen verzehrt wurden. Nichtsdestoweniger suchten sie ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, allein die Lohe beider Häuserreihen vereinigte sich und zwang die Menschen, ihre Rettung in dem Wasserkanal zu suchen. Sogar die Hauptkirche gerieth in Gefahr. Der Zündstoff hatte sich, vom Sturm davongetragen, auf das Dach derselben niedergelassen und zwei kleine Flammen hervorgerufen. Alle Löschversuche blieben erfolglos; endlich bestiegen muthige Männer das Dach, und das Gotteshaus wurde gerettet. Nicht so der Thurm. Wie eine riesige Fackel leuchtete der Vierhundertjährige in die dunkle Nacht hinaus, während seine 423jährigen Glocken zerschmolzen und als glühende Flüssigkeit zur Erde fielen. Als am andern Tag die Sonne emporstieg, beschien sie nichts als rauchende Trümmerhaufen und schreckensbleiche, rathlose Menschen. — Gegenwärtig sind die Wunden geheilt und die alte Kirche, im Jahre 1563 erbaut und vollendet gothisch, strebt stolz gen Himmel, im Verein mit den Mauern und Thürmen der Stadtbefestigungen an graue Zeiten mahnend, in denen Bistritz den Verkehr zwischen dem westlichen Europa und dem Orient vermitteln half. —

Der Tag des Majalisfestes war gekommen. Früh am Morgen begann es in der Stadt lebendig zu werden. Knaben mit Trompeten durchzogen die Straßen, und die Jugend versammelte sich im Gymnasium, sodann vor der Stadt. Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung, machte vor dem Haus des Stadtpfarrers Halt, und die siebenbürgisch-sächsische Volkshymne wurde intonirt. Da sie jedem Sachsen wohlbekannt ist und bei allen festlichen Gelegenheiten desselben angestimmt wird, so sei sie hier vorgeführt. Zum Verfasser hat sie den jetzt in Leipzig lebenden Dichter Max Moltke, zum Componisten J. Hedwig.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft!

Siebenbürgen, Meeresboden
Einer längst verfloss'nen Fluth!
Nun ein Meer von Aehrenwogen,
Dessen Ufer waldumzogen
An der Brust des Himmels ruht!

Siebenbürgen, Land der Trümmer
Einer Vorzeit, stark und groß,
Deren tausendjähr'ge Spuren
Ruhen noch in Deiner Fluren
Ungeschwächtem Ackerschoß.

Siebenbürgen, grüne Wiege
Einer bunten Völkerschaar,
Mit dem Klima aller Zonen,
Mit dem Kranz von Nationen
Um des Vaterlands Altar!

Siebenbürgen, grüner Tempel
Mit der Berge hohem Chor,
Wo der Andacht Huldigungen
Steigen in so vielen Zungen
Zu dem Einen Gott empor.

Siebenbürgen, Land der Duldung,
Jedes Glaubens sichrer Hort!
Mögst Du bis zu fernen Tagen
Als ein Heerd der Freiheit ragen
Und als Wehr dem freien Wort!

Siebenbürgen, süße Heimat!
Unser theures Vaterland!
Sei gegrüßt in Deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band!

Leider war der Himmel drohend und das Wetter ungünstig. Am Abend zuvor hatte sich der Himmel mit gluthrothen Wolken theilweise bedeckt, fürchterliche Wolken Staubes waren gefolgt und darnach ein bedeutender Regen niedergegangen. Infolge dessen sah man sich gezwungen, die gute Sitte, das Fest auf einem bestimmten, von herrlichen Eichen umgebenen Platz abzuhalten, gänzlich zu vernachlässigen. Dadurch erlitt auch der Umzug eine Verkürzung. Welch' ein buntes Bild bot er dar! In diesem Kinderzug lag Kraft und Anmuth zu gleicher Zeit. Voran ritt in bunter, mittelalterlicher Tracht ein größerer Gymnasialschüler, ihm folgten Knaben mit Schurzfellen, welche die Pioniere der kleinen Armee darstellen sollten, und dann abwechselnd Knaben- und Mädchenklassen, die Knaben mit rothen und blauen Fähnchen, die Mädchen in hellblauen, hellrothen und weißen Kleidern, je zwei einen großen Kranz tragend, und oft kleinen Engeln gleichend. Das Originellste und Schönste

am Zuge waren zwei Gruppen von Schülern, welche in der bunten, so überaus malerischen Tracht der deutschen Landsknechte auftraten. Die eine Abtheilung bestand aus Trompetern, die zweite aus Trommlern. Der Zug begab sich außerhalb der Stadt zur Turnhalle, wo die eigentliche Schulfeier abgehalten wurde. Gymnasiasten traten auf und trugen in meist tadelloser Weise classische deutsche Dichtungen vor; so Körners Aufruf an mein Volk; Lenau, Schiller, Uhland. Dann bestieg ein Trommler nach dem andern das Podium, um laut lärmend Proben seiner Kunstfertigkeit abzulegen, und ebenso thaten die Trompeter. Hierauf fand ein kurzer Wettlauf vor der Halle statt, und es erfolgte die Vertheilung der Preise. Der Mittag mit seinen Regengüssen und prosaischen Bedürfnissen unterbrach die Feier, deren ungezwungener, angenehmer Theil am Nachmittag vor sich ging.

In zwei Gasthäusern an der Promenade entwickelt sich der Tanz. In dem einen Saale wogt die fröhliche Jugend promenirend auf und ab, wobei sich die bunten Kleider der kleinen Damen mit der bunten Tracht der Landsknechte vermischen. Jetzt ertönt die Musik der Zigeuner und der Augenblick der Damenwahl ist erschienen. O, wie die zierlichen, rosigen Gesichter glänzen, wie sich die Füßchen drehen, und wie sich die Herren plump und ungeschickt bewegen, von dem angeborenen Talent der „Damen“ in tiefsten Schatten gestellt! Ein Landsknecht mit Regenschirm steht in der Ecke, er scheint dem Tanzen durchaus abhold zu sein; neben ihm sitzen in langer Reihe die Eltern an der Wand, sich über das fröhliche, unschuldige Treiben ihrer Kinder freuend. Im anderen Gasthause geht es ernster und würdiger zu, hier ist das Reich der Erwachsenen, hier herrschen die größeren Gymnasialschüler sammt den älteren Mitgliedern des weiblichen Geschlechts. Doch sic transit gloria mundi, gegen 9 Uhr müssen sie den Saal räumen, und es beginnt um diese Zeit der Ball der Studenten, zu welchem ein ganzes Heer von gut pomadisirten, eleganten Lieutenants ein=

marschirt, um den heirathsfähigen Töchtern der Stadt seine Dienste anzubieten. Die jungen Herren sind eigentlich zu beneiden. Herrliche, anmuthige Gesichter und schön proportionirte Gestalten schweben in leichtem Tanz dahin, die Toiletten sind häufig einfach, aber immer geschmackvoll, und was die Bildung der Bistritzerinnen betrifft, so haben die vorzüglichen sächsischen Schulen ihren Zweck erfüllt. Allerdings hat wie überall die Bistritzer Damenwelt schmähliche Verleumdung über sich ergehen lassen müssen, hat doch ein Herr, der mit künstlichen Zähnen handelt, die Aeußerung gethan, daß er nirgends so gute Geschäfte gemacht als in Bistritz! Ich glaube jedoch, der Künstler hat nur deswegen so Gutes von der Sachsenstadt verlauten lassen, weil ihn der Aerger darüber verzehrt, daß er hier ein schlechtes Absatzfeld gefunden. Bis zum Anbruch des Morgens hält das fröhliche Treiben an, während draußen im Garten die gesetzten Bürger mit einander debattiren, die Mägde neugierig zur Thür hereinlugen und sich der Himmel mit einem Heer voll leuchtender Sterne bedeckt hat. So feiert eine deutsche Jugend im fernen Osten ihren fröhlichsten Tag des Jahres. —

Eine echt deutsch-nationale Gesinnung herrscht jetzt unter den Sachsen Siebenbürgens. Als in den Jahren 1870 und 1871 das vereinigte deutsche Volk in wuchtigen Schlägen den alten Erbfeind zu Boden warf, da fand die Begeisterung des Mutterlandes in den dunkeln Karpathenbergen einen mächtigen Widerhall. Edle Männer traten hier zusammen, die Bürger von Bistritz sammelten gleich denen der anderen Sachsenstädte für die Verwundeten und sandten 1100 fl. mit den Worten ab: „Es gibt das Herz, Es gibt das Blut Sich zu erkennen". Damals war es, wo die Wacht am Rhein in den Karpathen ihren Einzug hielt, und seitdem wird sie bis auf den heutigen Tag gesungen. Sie erklingt beim Bürger sowohl wie beim Bauer, in den Schulen, in den Turnhallen und oft genug von den

Spitzen der Berge. Freilich bereiten die Sachsen damit den Magyaren nur wenig Freude, denn diese erblicken in solchem Vorgehen das Verbrechen des Landesverrathes, und die Theilnahme der Sachsen an großdeutschen Interessen ist ihnen unangenehm. Außerdem galten ihre Wünsche in jener Zeit den Franzosen,*) zu denen sie sich durch ihre ganze Denkart und Charakterbeschaffenheit weit mehr hingezogen fühlen als zu dem ruhigen, nüchternen, der Ueberschwenglichkeit fernstehenden Deutschen. Der Gesang wird bei den Sachsen übrigens sehr gepflegt, und es wirkt auf den Deutschen, der aus dem Mutterland hinabzieht ins Land der Karpathen, überraschend, wenn er hier von einer Schaar rüstiger Schüler das Lied erklingen hört: „Stimmt an mit hellem hohen Klang, stimmt an das Lied der Lieder". Es ist stets erfreulich, wenn sich Leute finden, die den Gesang pflegen. Der Gesang ist vor Allem das belebende Element, jene Welt, in welcher sich nationales Bewußtsein und nationale Eigenheiten am längsten und treuesten erhalten, er wirkt aber zu gleicher Zeit für Geist und Gemüth viel veredelnder als andere gesellige Beschäftigungen. Darum sollten sich auch rumänische und magyarische Pfarrer und Lehrer im Lande desselben annehmen und ihn hegen und pflegen, so wie man dies mit einer kostbaren Blume thut. —

Betrachten wir einige der nächsten Dörfer von Bistritz und

*) „Frankreichs Siege sind unsere Siege" — so äußerten beim Beginn des Krieges die „Reform" und der „Pester Lloyd". Am 3. September schrieb die „Reform": „Wenn es aufs Aeußerste ankommen sollte, dann werden wir den Kampf des französischen Volkes als einen heiligen betrachten; denn er wird für uns ebenso geführt, wie die großen französischen Kämpfe für Europa geführt wurden, und für jene Ideen, von denen Europa heute sein Heil erwartet." Das Organ der äußersten Linken, die „Magyar Ujsag" meinte am 11. September: „König Wilhelm darf, wenn nicht die junkerhaften oder gar thierischen Gelüste ihn beherrschen, nichts als eine angemessene Kriegscontribution von Frankreich fordern." Noch im Jahre 1880 schrieb das „Pesti Naplo": „Die feierliche Begehung des Sedantages ist eine blutige Beleidigung unserer französischen Gefühle, welche keinerlei Opportunitätspolitik aus unseren Herzen hinweg zu erläutern vermocht hat."

ihr Leben. In dem ehemaligen Bistritzer District, der gegenwärtig dem Comitatsverband einverleibt ist, beträgt die Zahl der rein sächsischen Dörfer einige zwanzig, während sich noch etwa ein Dutzend erhebt, in denen die Bevölkerung eine gemischte ist, d. h. aus Sachsen und Rumänen besteht. Bemerkt sei gleich an dieser Stelle, daß sich eigentlich nur im Nösnergau rein sächsische Ortschaften vorfinden; die Dörfer des Burzenlandes und des Hermannstädter Bodens besitzen mit Ausnahme von Heltau und Michelsberg mehr oder weniger rumänische Mitbewohner. Das nächste Dorf in südöstlicher Richtung ist Seendorf, das darauf folgende Neudorf. Neudorf gehört zu den ärmeren Gemeinden des Nösnergaues, noch vor hundert Jahren besaß es ein einziges Steinhaus. Jetzt hat sich das gebessert, die Häuser machen einen stattlichen, angenehmen Eindruck, die Leute haben die baufällig gewesene Kirche zunächst äußerlich reparirt, und das Dorf geht bei guter Leitung entschieden dem Fortschritt entgegen. Zudem ist der tüchtige Geistliche des Ortes darauf bedacht, Vieh- und Obstzucht zu heben, das letztere besonders um Obstwein zu erzeugen, hoffend, daß der sächsische Bauer, der sich langsam aber sicher dem Branntwein nähert, jenen diesem vorziehe.

Kein Zweig der Landwirthschaft lohnt die auf ihn gewendete Mühe in so sicherem und reichlichem Maße, wie die Obstkultur, und da in Siebenbürgen nicht ungünstige Verhältnisse für Obstpflege vorhanden, so ist es wünschenswerth, daß eine solche noch allgemeiner werde wie bisher. Vor Allem müßte in Zukunft mehr auf Fernhalten von Moos und Flechten, auf Verputzen der Krone und Schutz vor Kälte und Wind gesehen werden. Bedingungen für den Aufschwung der Landwirthschaft in Siebenbürgen sind reichlich vorhanden. Die Sachsen besitzen nicht nur einen Landwirthschaftsverein, sondern auch Ackerbauschulen, die, von tüchtigen Lehrkräften geleitet, bereits auf eine erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken können. Allerdings ist für die Anzahl der Acker-

bauschulen die vorhandene Schülerzahl zu gering, und andererseits steht wie dem Fortschritt bei den Sachsen überhaupt, so auch auf diesem Gebiete der conservative Sinn des Bauern hemmend entgegen. Wie seine Vorfahren vor 600 Jahren die Landwirthschaft betrieben, so betreibt sie der sächsische Bauer noch heute. Er hat wohl die Erfindungen des menschlichen Geistes, verbesserte Maschinen und Werkzeuge acceptirt, allein von dem seit altersher im Gebrauche stehenden Drei-Feldersystem ist er noch nicht abgegangen. Setzt man ihn deswegen zur Rede, so weist er darauf hin, daß die Zahl der Sachsen zu klein sei, um das ganze Gemeindegebiet nach den Gesetzen des Zwei-Feldersystems ausnutzen zu können, und außerdem meint er, der Boden sei um so ergiebiger, je länger ihm die Ruhe zutheil werde. Bei dem ersten Punkt bedenkt er nicht, daß ihm rumänische Knechte und Mägde zu jeder Zeit in genügender Zahl zur Verfügung stehen, bei dem letzteren übersieht er, daß sich während der langen Brachzeit Unkraut einnistet und der Boden verwildert.

Den Weinbau treibt der sächsische Bauer fast im ganzen Lande und zwar mit vollem Recht, denn die Früchte haben gezeigt, daß die Arbeit keine erfolglose gewesen: der siebenbürgische Wein ist außerhalb der Landesgrenzen als vorzüglich bekannt, wenn auch noch nicht in dem Maße, wie er es wirklich verdient. Die siebenbürgischen Weine enthalten viel Zuckerstoff, sind zumeist lieblich, reich gewürzt und besitzen eine Frische, die an den Champagner gemahnt. Ihr größter Vorzug besteht entschieden in ihrer Reinheit, und wenn wir hinzufügen, daß ihr Preis ein durchaus mäßiger ist, so haben wir mit vollem Recht alles Gute über einen Wein gesprochen, was man von einem solchen immer nur reden kann. Im Lauf der Zeit scheint man auch seine löblichen Eigenschaften schätzen gelernt zu haben, denn jene köstlichen Zeiten des Jahres 1501 sind längst vorüber, in denen 14 Eimer Most 1 Gulden kosteten. Daß der Siebenbürger Wein so wenig exportirt worden

ist, hat seinen guten Grund. Erstens fehlte bis vor wenig Decennien dem Lande, wegen völligen Mangels an Eisenbahnen, die geeignete Verkehrsstraße, und die angrenzenden, gleichfalls guten Wein erzeugenden Länder waren somit im Stande, die Welt mit östlichen Weinen genügend zu befriedigen, zweitens verhinderte die überaus primitive Weingewinnung und Ausnutzung ihres Vortheils jede Versendung. War doch selbst häufig die genügende Menge von Flaschen oder Korken nicht vorhanden! Dazu kommt endlich, daß sich eine Kellerwirthschaft erst neuerdings entwickelt hat. Die Firma J. B. Teutsch in Schäßburg war die erste, welche den Exporthandel mit dem Auslande eröffnet und ist bis zum heutigen Tage die einzige bedeutende geblieben. Gegenwärtig hat nur noch der Klausenburger Keller-Verein den Beschluß gefaßt, in Bukarest eine Niederlage zu errichten. Uebrigens ist dem sächsischen Bauer zu wenig Geschäftssinn eigen, als daß er dem Wein eine andere Bestimmung beimessen könnte, wie die, ihm und den Seinigen zur Stärkung und zur Freude zu dienen. Es ist fast zweifellos, daß den einwandernden Sachsen die Erinnerung an ihre Heimat, welche bekanntlich die Rheingegend ist, bei ihrer Einwanderung vorgeschwebt hat, und sie der Sehnsucht nach ihrem Lieblingsgetränk auf die entsprechendste Weise gerecht geworden sind. Der beste Wein der Bistritzer Gegend, bei dem Orte Heidendorf wachsend, ist beispielsweise ein echter Riesling, dessen Trauben mit den berühmten Johannisbergern große Aehnlichkeit besitzen sollen. — Die berühmtesten Weine Siebenbürgens sind die von der Kleinen-Kokel. Sie sind stark, klar und enthalten keine Weinsteinsäure; ihnen reihen sich die goldfarbenen Karlsburger an, deren beliebteste Sorten bei Magyar-Igen gedeihen, hierauf folgen die der Großen-Kokel und des oberen Maros.

Weil aber der Weinbau eine Speculation mit den Elementen genannt werden kann, und der Bauer, dem in diesem

Jahre eine reiche Ausbeute des herrlichen, goldenen Rebensaftes zutheil geworden, nie weiß, ob ihm das Glück im nächsten ebenso hold ist, hat man neuerdings versucht, der Hopfenkultur Eingang zu verschaffen. Die Ernte des Hopfens ist constanter und die Pflege desselben nicht so anspruchsvoll und mühsam wie die des Weines. Bei Schäßburg hat man im Jahre 1883 höchst erfreuliche Resultate erzielt, und da dasselbe von Hermannstadt zu berichten ist, so erscheint es nicht unmöglich, daß sich der deutsche Bauer in Siebenbürgen dereinst wie seine Brüder im Mutterland beim Bier erquickt.

In Neudorf hausen zahlreiche Mitglieder des „Volkes der Ausgestoßenen“ als ansässige, redliche Arbeiter. Während man in früheren, barbarischen Zeiten daran zweifelte, daß die unstät herumschweifenden Zigeuner zu tüchtigen Arbeitern erzogen werden können, hat der edle Kaiser Josef II., der wahrhaft große Sohn einer großen Mutter, diesen Gedanken Lügen gestraft. In den meisten siebenbürgisch-sächsischen Dörfern erhebt sich am Ausgang eine Reihe von hüttenähnlichen Häusern, in denen sich die Heimatlosen eine Heimat gegründet. Man hat sie seitens der Obrigkeit streng zum Schulbesuch ihrer Kinder angehalten, und obgleich die Bauern anfangs darüber gemurrt, daß ihre saubergekleideten Kinder neben denen der armen, verachteten und gehetzten Zigeuner lernen sollten, so hat sich doch bald ihr Unmuth gelegt, und heute freut sich der Sachse, daß die Zigeunerbuben mit den rollenden Augen gar so gut sächsisch sprechen und so höflich grüßen. Solche Zigeuner unterscheiden sich nur wenig von den anderen Bewohnern des Landes. Wie diese bemerkt man sie mit der Hacke auf der Schulter vom Feld kommend, um zu Haus ihre Familienangelegenheiten zu erledigen. Die meisten von ihnen besitzen einen etwas bleicheren Teint wie die herumstreifenden, was einestheils auf eine Mischlingsrace hinzudeuten scheint, anderntheils aber in der veränderten Lebensweise begründet ist. Uebrigens muß man wohl beachten,

daß unter den Zigeunern zwei Racen zu unterscheiden sind, deren an Zahl schwächere einen gelblichen Teint besitzt und heute zumeist auf der Balkanhalbinsel herumstreift, und daß sich andererseits auch unter den Ansässigen echte, schwarzgelbe Galgengesichter zeigen. Um die völlige Germanisirung dieser ehemaligen Nomaden darzuthun, will ich erwähnen, daß man, an warmen Sommerabenden in Neudorf sich ergehend, plötzlich das Lied ertönen hört: „wer hat die schönsten Schäfchen, die hat der goldne Mond". Erkundigt man sich nach den Sängern, so erfährt man, daß diese die auf dem Hügel wohnenden Zigeunerkinder sind. Die Zahl der Zigeuner in Siebenbürgen beträgt beiläufig 80,000, wovon ein Theil ansässig ist, der andere als sog. Zeltzigeuner das Land durchzieht. An den letzteren erweisen sich alle Kultivirungsversuche als ziemlich erfolglos. Ein sächsischer Pfarrer hat mir darauf bezüglich ein eclatantes Beispiel mitgetheilt. Man hatte einen Wanderzigeuner vermocht, sich in einem leerstehenden sächsischen Haus niederzulassen; als der Pfarrer an diesem eines Abends vorüberfuhr, bemerkte er, daß der Zigeuner in der Stube des Hauses sein Zelt aufgeschlagen hatte. Andere verlassen schon nach einigen Tagen das ihnen angebotene Heim und verkriechen sich in ihre elenden Leinwandzelte.

Eine Merkwürdigkeit besitzt Neudorf in seiner kleinen Kirchenglocke, welche aus Rodna stammt. Als man im vorigen Jahrhundert die Deutschen von Rodna behufs Errichtung der Militärgrenze hierherpflanzte und Rumänen hinübertransportirte, glaubten die Deutschen von Rodna das Recht zu besitzen, die Glocke mit sich zu nehmen. Die Rumänen ihrerseits fahndeten auf dieselbe, und das Glöcklein mußte faktisch bewacht werden. Gegenwärtig haben sich die Rumänen über den Verlust hinausgesetzt. — Auf unserer Weiterreise durch die sächsischen Dörfer gelangen wir nach Burghallen (Varhely). Es liegt auf ehemalig unterthänigem Boden und ist daher bei Weitem nicht so

wohlhabend wie die einstens freien Ansiedelungen. Etwas stattlicher ist es geworden, seitdem es durch einen großen Brand in Schutt und Asche gelegt worden ist. Ein Sachse hat denselben damals aus Rache hervorgerufen und wurde zum Lohn dafür von dem wüthenden Volk in die Flammen geworfen. Zu jener Zeit existirte im Nösnergau noch die sog. Districtshilfe. Brannte eine Ortschaft ab, so waren die übrigen verpflichtet, für den Wiederaufbau Sorge zu tragen, und zwar wechselte dabei die Ausführung. Hatte beispielsweise dem einen unglücklichen Ort Jaad geholfen, so kam es Wallendorf oder Neudorf zu, den nächsten wieder herzustellen. Außerdem bestand die Ortshilfe. Brannte ein Bauer ab, so führten ihm die Nachbarn Material zur Wiederaufführung seiner Gebäude zu und legten auch wohl selbst mit Hand an. Leider sind diese althergebrachten schönen Sitten abgekommen. Und dies hauptsächlich deswegen, weil Gemeinden mit steinernen Häusern, welche also wenig Gefahr laufen, durch Feuersbrunst zu Grund zu gehen, keine Neigung besitzen, ärmeren zu helfen, deren Unterstützung sie voraussichtlich nicht bedürfen werden. So wird eine herrliche Sitte, welche Zeugniß vom Gemeinsinn des Sachsen ablegt, durch einen häßlichen Charakterzug verdunkelt: den Egoismus. —

Ein anderes Dorf ist Galacz. Früher war es Sitz einer ansehnlichen sächsischen Gemeinde und führte als solche den Namen Heeresdorf; heutzutage ist das Geschlecht dieser kernigen Sachsen völlig daraus verschwunden. Es ist dem Rumänenthum gewichen und hat nur in seiner schönen, gothischen Kirche aus dem Jahre 1489 ein mahnendes, warnendes Andenken hinterlassen. Ein ähnliches Schicksal hat Harina ereilt, wo das erlöschende Deutschthum augenblicklich dem überall siegreichen Rumänenthum unterliegt. In diesem Orte, deutsch Münzdorf, irrthümlich Mönchsdorf, finden wir die einzige Kirche der Sachsen im streng romanischen Styl, deren Entstehung offenbar dem 13. Jahrhundert und vielleicht dem deutschen Ritterorden zu

verdanken ist. Fernerhin sind nicht mehr deutsch alle die Ortschaften, welche auf internationalen Karten unter dem Namen Szász (sächsisch) angeführt werden. Nachbargemeinde der beiden zuletzt angeführten Dörfer ist Totsch, welches bereits an das Gebiet der Mezöseg streift, und dessen sächsische und magyarische Bewohner sich infolge dessen mit der Herstellung von Körben beschäftigen, zu denen sie das Rohr aus der Mezöseg (dem siebenbürgischen „Haideland") holen. Solche Körbe verkaufen sie für 12—14 Kreuzer das Stück; viele davon gehen nach Wien und kommen unter Umständen verziert und verschönert von dort als fremdes Erzeugniß nach Bistritz zurück. Auch die Zigeuner beschäftigen sich zuweilen mit ihrer Herstellung, häufiger jedoch mit primitiverer Arbeit. So produciren sie eckige Löffel, das Stück für einen Kreuzer, welche sie bei besserem Handwerkszeug in eleganterer Form bieten würden.

Im Großen und Ganzen ist die Gegend von Bistritz ein mildes, sich immer gleichbleibendes Hügelland, mit Weinbergen und einzelnen Eichenwaldungen durchsetzt. — An den Wäldern Siebenbürgens haben vergangene Generationen schwer gesündigt, und insbesondere sind es die Rumänen gewesen, welche, jahrhundertelang ein Hirtenvolk, die Wälder durch Feuer vernichtet, um Weide für ihre Heerden zu erhalten. Bis in unsere Tage hat sich dieser barbarische Brauch, diese Nichtachtung der Natur erhalten. Jetzt äußern sich die Folgen auf empfindsame Weise, ist man doch gegenwärtig damit beschäftigt, Vorschläge zur Beforstung zu prüfen!

Während meines Aufenthaltes in der Bistritzer Gegend hatte ich Gelegenheit, dem Leichenbegängniß eines sächsischen Landpfarrers beizuwohnen. Er war gestorben, der Greis mit dem Silberhaar, ein alter, ehrwürdiger Herr von siebzig Jahren, und aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften strömten zahlreiche Leidtragende zu. Die Bewohner des Dorfes hatten an diesem Tage ihre Thüren gastlich geöffnet, was sonst selten

geschieht, und jedem der einfahrenden Wagen wurde ein Bauernhaus zur Unterkunft zugewiesen. Die Gemeinde war in Thätigkeit. Die Bäuerinnen legten den Sonntagsstaat an, um dem dahingeschiedenen geistigen Führer die letzte Ehre zu erweisen; bang und dumpf ertönte die Glocke des Gotteshauses. Dann versammelte sich die Gemeinde um das Pfarrhaus und nahm Aufstellung. Es war ein feierlicher, stattlicher Kreis. Am Pfarrhaus selbst standen die Amtsbrüder, die Geistlichen in ihrem aus dem Mittelalter verbliebenen werthvollen Costüm: der schwere, schwarze Mantel mit Falten, darunter das an Hals und Brust mit silbernen Schnallen besetzte Gewand, dazu ein Dreimaster. Neben ihnen hatten sich die leidtragenden Städter gruppirt: Gymnasiallehrer, Kaufleute, Bürger; vor ihnen die Dorfkapelle, hinter dieser die Männer der Gemeinde, die Bruderschaft und die Schwesterschaft. Die Frauen befanden sich zum großen Theil im Pfarrhaus. Sie hatten, wie es an Feiertagen üblich, das weite, weiße Tuch über das Haupt gelegt; ein schwarzes Oberkleid und ein weißes Gewand verliehen ihrer ganzen Erscheinung etwas Nonnenhaftes; in der Hand trugen sie des schlechten Wetters wegen den großen Strohhut. Endlich schritten sie die Stufen des Pfarrhauses hinunter, eine nach der andern, ein seltsamer Zug. Nach ihnen wurde der Todte, mit weißen Tüchern verhüllt, im offenen Sarg herabgetragen, und zugleich intonirte die Musik einen Choral. Ein wahrhaft erhebender Moment folgte: acht Geistliche, ehrwürdige, stattliche Söhne ihres Volkes, ergriffen den Sarg und trugen ihn feierlich in die Kirche, somit dem entschlafenen Amtsbruder den letzten Freundschaftsdienst erweisend. In der Kirche trat wieder der Ordnungssinn des sächsischen Gemeindewesens klar zutage. Im Vordergrund hatten die Frauen Platz genommen, auf der linken Seite die Schwesterschaft, im übrigen Raum die Männer und die Gäste. Die Leichenrede war würdig und einfach. Sie charakterisirte die freisinnige Denkart der sächsischen Geistlichkeit

und erinnerte durchaus an die Luft, welche dieselbe im Mutterland eingesogen. Der Redner hob die Verdienste des Verstorbenen hervor, schilderte in ergreifenden Worten seine Fürsorge gegen die Gemeinde und gab ein kurzes Lebensbild. Während er sprach, schluchzten die Frauen und Mädchen, und selbst in den Augen der Männer standen Thränen. — Als die Rede zu Ende, setzte sich der Zug nach dem Friedhof in Bewegung. Es war eine lange Reihe Trauernder: Bürger, Amtsbrüder, Bauern; Männer, Weiber, Kinder. Am Grabe sprach ein ergrauter Prediger ein Gebet, Gesang folgte, und der todte Seelsorger wurde hinabgesenkt in den dunkeln Schoß der Erde. Hierauf wandte sich der Vorsteher des Presbyteriums an die Versammlung. Der Alte rief in seiner flandrischen Mundart dem dahingegangenen Greis, dem Vater der Gemeinde, Trauerworte des Dankes und des Abschieds zu. Dabei leuchteten seine kleinen, stechenden Augen in seltsamem Glanz, und während er so dastand, den runden Filzhut in der Hand, gehüllt in seine dichte Jacke, brachen die letzten Strahlen der Sonne siegreich aus dem dunkeln Gewölk hervor und ruhten auf dem Silberhaar des Greises, diesen als einen Sendboten vergangener Sachsengeschlechter erscheinen lassend. — —

II.

Charakter der Sachsen. — Das Zweikindersystem. — Sächsisches Dorfleben. — Sitten und Gebräuche. — Ehescheidungen. — Volkslieder und Märchen. —

„Die Siebenbürger Sachsen sind nicht nur in keinem Aufschwunge, sondern im Gegentheil numerisch im Niedergang begriffen, woran nicht nur die an ihnen systematisch vorgenommene Magyarisirung, sondern auch ihre eigenen Institutionen Schuld tragen. Diese Menschen, welche altverbriefte, von mittelalterlichem Geist durchwehte Privilegien genießen, ersticken sozusagen in ihrem eigenen Reichthum und erliegen einem unaufhaltbaren Vermoderungsproceß. Das große Ackergebiet war ihr Unglück. Ihre Kräfte und ihr in Privilegien ermatteter Geist reichten nicht aus, das Feld und die Werkstätte zu bestellen. Sie halfen sich nicht mit Vermehrung ihrer Familien, damit sie in froher Arbeit hätten gedeihen können, sondern stellten sich auf eine patricische Höhe und zogen den besitzlosen Rumänen an sich, damit er gegen Meier- und Hirtenlohn und Mitgunst an gemeinschaftlicher Weide Dienste thue."

So lautet das Urtheil des berühmten Kulturhistorikers Hellwald über die Siebenbürger Sachsen. Es ist hart, jedoch nicht ungerecht, höchstens einseitig. Kein deutscher Volksstamm besitzt so viele Fehler wie die Siebenbürger Sachsen. Ich weiß, daß dieser Ausspruch gewagt erscheinen

und befremdend wirken wird; kein deutscher Volksstamm, füge ich hinzu, ist aber auch so kernig und tüchtig wie gerade diese Sachsen. Die Schweizer haben jahrhundertelang um ihre Freiheit gekämpft und gerungen, die Dithmarschen werden wegen ihres heldenmüthigen Sinnes noch heutigentages bewundert, die Tüchtigkeit der Zipser hört man preisen; allein die Schweizer hatten die Uneinnehmbarkeit ihrer Bergwelt für sich, die Dithmarschen erlagen, und die Zipser wurden von den Osmanenstürmen in der Hauptsache verschont. Die Siebenbürger Sachsen dagegen mußten jahrhundertelang Türken- und Mongolenstürme über sich ergehen lassen, sie erfuhren alle Leiden der unseligen Bürger- und Adelskämpfe, und ihre Städte und Dörfer wurden von den fürchterlichsten Krankheiten decimirt. Daß sie nicht untergingen, das verdanken sie ihren Tugenden und ihren — Fehlern.

Die Siebenbürger Sachsen sind conservativ, beharrlich bis zum Aeußersten, und wenn ihre Feinde behaupten, daß jedem von ihnen ein „Zopf" eigen, so muß man entgegnen, daß in diesem Zopf die Macht und das Heil der Sachsen gelegen, daß er Zauberkraft besessen. Mit der ganzen Zähigkeit seines festen, kernigen Charakters hängt der Sachse an dem Altvererbten. In derselben Ordnung, in der seine Väter die Kirche nach dem Gottesdienst verlassen, verläßt sie der sächsische Bauer noch heute, wie früher Bruderschaft, Schwesterschaft und Nachbarschaft in den Gemeinden bestanden, bestehen sie noch jetzt, mit derselben Beharrlichkeit, mit der die sächsische Bäuerin am Zweikindersystem gehangen, hängt sie an dieser unseligen Institution noch heute, und mit demselben Mißtrauen, mit dem seine Vorfahren landwirthschaftige Neuerungen und Handelsverbindungen betrachtet, blickt der Bauer noch immer auf dieselben. So war es von jeher bei diesem Volk, so ist es noch, und so wird es sein, so lange es Siebenbürger Sachsen in der Karpathenwelt gibt! Mit dieser conservativen Hartnäckigkeit hat sich der Sachse

gegen die türkischen Horden und die Uebergriffe der Großen gewehrt, mit diesem Sinne hat er an seinen altverbrieften Privilegien gehangen, bis man ihm dieselben vom ersten bis zum letzten genommen, und mit derselben Ausdauer stellt sich jetzt dieses Volk dem Ansturm der Magyaren entgegen, um das Theuerste zu vertheidigen, was ihm geblieben: die Sprache.

Auffällig ist ein solcher steinharter, conservativer Sinn, er ist es um so mehr, als der Deutsche in allen anderen Gegenden der Welt das Bestreben zeigt, sich zu acclimatisiren und sich seiner Nationalität zu entäußern, entsprechend den klimatischen und ethnographischen Verhältnissen der Fremde. Er erklärt sich aus doppeltem Grund, erstens aus der Tüchtigkeit der hier in Rede stehenden Volkselemente, zweitens aus den Gefahren, von denen diese Auswanderer jederzeit bedroht wurden. Er war die Rettung der Sachsen und doch nicht ausreichend, um sie vor dem Rückschritt abzuhalten: das Deutschthum in Siebenbürgen ist seit Jahrhunderten im Sinken begriffen. Als die Ahnen der Sachsen ins Land zogen, um dasselbe urbar zu machen, da fanden sie eine Wüste, ein wildes, waldbedecktes Gebiet, in dem nur Hirten- und Jägervölker herumstreiften. Sie begründeten ein Städtethum; allerorts erhoben sich ihre Burgen, ihre Dörfer, ihre Städte, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die weitaus größte Anzahl der siebenbürgischen Städte den Sachsen ihre Gründung verdankt. Und heutigentages? — Rodna ist ein rumänischer Markt, Klausenburg ist im Lauf der Zeit auf unmerkliche, geräuschlose Weise den Sachsen verloren gegangen, und bereist man den Westen Siebenbürgens, so gewahrt man Schritt für Schritt Trümmer deutschen Volksthums. In Dees sitzt eine magyarische Bevölkerung, Thorenburg hat sich längst in das magyarische Torda verwandelt, Straßburg in Nagy-Enyed. In Dees und Toroczko lebt kaum noch die schwache Erinnerung an das Deutschthnm, und dasselbe gilt von Alvincz, dem Weinz der alten Sachsen. Und

nicht genug damit. Auch in den ehemals sächsischen Städten hat sich ein gewaltiges Anwachsen der anderen Volkselemente geltend gemacht. So hat Kronstadt heute: 9998 Deutsche, 9651 Magyaren und 9431 Rumänen zu Einwohnern. Und bei der Volkszählung von 1880 ergab es sich, daß

Hermannstadt	unter	19285	Einwohnern	12010	Deutsche,
Schäßburg	„	8789	„	5235	„
Bistritz	„	8030	„	5085	„
Mediasch	„	6499	„	3410	„
Mühlbach	„	6140	„	ca. 2000	„

besaß. Dem entsprechend sind die Bevölkerungsverhältnisse der Dörfer. Es ist nicht nöthig, auch bei diesen statistische Zahlen anzuführen, der Augenschein und die Erzählung alter Leute genügt. Da ist Kaisd im Süden des Landes, es war noch im Jahre 1800 fast ausschließlich von Sachsen bewohnt, heute umfaßt die rumänische Gemeinde über 800 Seelen. Aehnliches gilt von Reps nebst unzähligen anderen Dörfern.

Wie aber, so müssen wir fragen, würden sich die Verhältnisse des Sachsenvolkes gestaltet haben, wenn dasselbe nicht durch sein exclusives Leben, durch das starre Aufrechterhalten seiner Zunftgesetze und Gemeindeordnungen den fremden Invasionen eine feste Schranke entgegengesetzt hätte? Und eine starke Mauer war es in der That, mit der sich die Sachsen und andere Deutsche Ungarns von den übrigen Völkern abschlossen; wissen wir doch, daß man in vielen ungarisch-deutschen Städten keinen Ausländer zur Gemeindevertretung zuließ, wissen wir doch, daß man den Sachsen noch heute den Vorwurf macht, daß sie auch die Deutschen aus dem Reich als Fremde betrachteten und es diesen schwer war, in einer sächsischen Stadt festen Fuß zu fassen! Wer gegenwärtig Siebenbürgen betritt und daselbst mit Baiern, Würtembergern, Preußen und anderen sog. „Deutschen“ Verkehr pflegt, der wird von ihnen genug Klagen darüber hören, daß sie der Sachse nicht als Stammesverwandte betrachtet, son-

dern als Einwanderer behandelt. Jetzt haben die Sachsen diese Abgeschlossenheit zum Theil aufgegeben; sie haben in den letzten schweren Kämpfen die Ueberzeugung gewonnen, daß sie den geistigen Schutz des Mutterlandes nicht entbehren können, und da sie einsehen, daß ihre Zahl zu schwach ist, so wird in ihnen die Erkenntniß rege, daß ein anderes Entgegenkommen von nöthen. Noch im vorigen Jahrhundert stellten sich die Sachsen dem Plane der Regierung, durch Ansiedelung preußischer Kriegsgefangener die Zahl der Deutschen zu mehren, feindlich entgegen. Dieses Factum ist wenig bekannt, aber interessant und lehrreich. 1000 Mann sollten angesiedelt werden und die reichbegüterten Gemeinden um Kronstadt insbesondere dabei behilflich sein. Allein deutlich trat die stete Sorge des Sachsen, daß er nicht genug Brod für sich und die Seinigen besitzen möge, hervor, und obgleich die intelligenten Männer des Volkes die Entstehung neuer rumänischer Ortschaften als schönes Beispiel vor Augen hatten, verfielen sie nicht auf den Gedanken, neue Colonien zu gründen. Das ganze Unternehmen scheiterte so ziemlich.

Hand in Hand mit dem conservativen Sinn geht das Mißtrauen. Man wird von einem sächsischen Bauer nie genügende Auskunft über seine socialen Verhältnisse erlangen können, stets wird er den Frager mit Argwohn betrachten, und selbst wenn man von dem Intelligenten erkunden will, wohin er gehe, kann es sich ereignen, daß er sagt, er wisse es nicht. Eine Viertelstunde später besucht er den Fremden, welcher bemerkt, daß die Visite längst geplant war. Allein auch dieser Argwohn hat wie viele Fehler des Volkes eine leicht begreifliche Ursache und findet in derselben theilweise Rechtfertigung. Die Sachsen waren von zahlreichen Feinden im fremden Lande umgeben, und daß sie trotz ihres Mißtrauens nicht immer vorsichtig genug waren, beweist ihre Geschichte. Wer etwas besitzt, der fürchtet den Verlust, und erworben hatten sich die Sachsen im Lauf der Jahrhunderte vielerlei, alles durch Thatkraft und redliche Arbeit. —

Ein hoher Sinn für das Demokratische ist dem sächsischen Nationalcharakter eigen. Demokratisch ist das Gemeindewesen der Sachsen, demokratisch ist ihr ganzes Auftreten in der Geschichte, und entgegen denjenigen, welche auf eine gewisse aristokratische Klasse unter den Sachsen hinweisen, möchte ich die Würde hervorheben, welche jeder von ihnen zur Schau trägt, und die dem Bewußtsein, daß jeder ein freier Mann ist, ihren Ursprung verdankt. Am Anfang dieses Jahrhunderts ereignete es sich, daß im Bistritzer District eine Schaar sächsischer Bauern auf einen Trupp Grenzer stieß und mit diesem wegen Hattertstreitigkeiten hart zusammengerieth. „Wer seid ihr denn?“ rief endlich der Grenzerhauptmann aus, „ihr seid gemeine Bauern, nichts weiter!“ Darauf erwiderte der Redner der Sachsen: „Wer seid ihr? Knechte und euer Hauptmann ist der Führer von Söldnern, wir aber sind freie Männer!“ Wenn ich mir im Geist diesen Redner vergegenwärtige, so dünkt es mich, als habe er für die ganze Nation gesprochen. Weil nun aber dies Volk stets eine große Vereinigung von freien Leuten gewesen und an Volkszahl nie zu mächtig, deswegen gilt auch der Einzelne hier so viel, deswegen ist sein Werth ein so großer. Jeder zählt bei diesem Volk, jeder gilt, auf jeden wird gerechnet. Dem entsprechend waltet eine Sorgfalt und Genauigkeit, die oft in Pedanterie ausartet, und damit verbunden ein wunderbarer Ordnungssinn. Haus und Hof ist sauber, im Hause selbst entdeckt man keine Unregelmäßigkeit, und nicht zuletzt äußert sich die Ordnungsliebe im öffentlichen Leben des Volkes.

Bei meinen Streifzügen durch die Bistritzer Gegend hatte ich Gelegenheit, in einigen Nachbardörfern der alten Stadt dem Gottesdienst beizuwohnen. In Wallendorf betrat ich die Kirche um 9 Uhr bei Beginn des Gottesdienstes. Außer den am Altar zum Gesang bereit sitzenden Kirchensängerinnen und dem Pfarrer war noch niemand anwesend. Der Geistliche stimmte den Gesang an, die Sängerinnen führten ihn unter Orgel-

begleitung weiter. Nach und nach erschienen einzelne alte Männer, einzelne Schwestern und Frauen, und hierauf fand sich in geschlossenem Trupp die Bruderschaft ein. Jeder hatte seinen bestimmten Platz, Keinem kam es bei, einen andern einzunehmen. Uebrigens marschirten die Leute einzeln zu, sie versammelten sich nicht, wie es bei Rumänen und Slaven Sitte ist, plaudernd im Wirthshaus oder vor der Kirche. Auch nachmittags und abends sitzen die Sachsen gruppenweise vor ihren Häusern, das Wirthshaus den Rumänen und der Zigeunermusik überlassend. In dem zweiten Dorfe, Jaad, betrat ich die Kirche gegen Ende des Gottesdienstes und genoß von der Orgel einen interessanten Ueberblick. Rechts und links saß auf der Gallerie die zahlreiche Bruderschaft, welche aus 80 Mitgliedern bestand, wogegen die Schwesterschaft kaum 50 Köpfe aufzuweisen hatte; die letztere nahm im vorderen Theil der Kirche die ersten Bänke ein. Hinter ihr saßen die Frauen, an den Wänden die Männer. Als der Gottesdienst vorüber, verließ der Pfarrer mit dem Prediger unter den Klängen der Orgel die Kirche. Beide, ehrwürdige Männer, neigten das Haupt nach allen Seiten; hierauf räumten die Frauen ihre Plätze, und zwar derart, daß die älteste von ihnen voranschritt und die jüngste den Zug schloß. Dasselbe führte die Schwesterschaft aus. Die älteste Schwester eröffnete den Reigen, die jüngste beendete ihn. Interessant war es, zu beobachten, mit welcher Ruhe die erste hinauszog, sich den Burschen der Gallerie möglichst lange präsentirend, und wie die Geschwindigkeit des Abzuges allmählich zunahm, je mehr das Ende der Reihe herannahte, bis schließlich die jüngste und letzte in sichtbarer Verlegenheit hinaustrippelte. Noch immer spielte die Orgel, sie ruhte nicht eher, als bis der letzte der Männer dem an Alter vorhergehenden gefolgt war.

Ein weiterer Charakterzug des Sachsen ist seine Sparsamkeit und Fürsorglichkeit; er arbeitet, ist reich und befürchtet noch

immer zu verhungern. Während aber den magyarischen Bauer seine Gutmüthigkeit und sein leichtes Blut oft zum Verschwender machen, wird der sächsische Bauer durch diese im Uebermaß ausgeübte Sparsamkeit zum Geizhals. Und dieser Fehler hat den Sachsen auf den fürchterlichen Abweg des Zweikindersystems geleitet. Es ist eine häßliche Sitte, und das Thema ist ein heikles, trotzdem muß es hier erörtert werden, da das Bild des Sachsen sonst ein lückenhaftes sein würde.

Das Bestehen des Zweikindersystems ist vielfach bis in unsere Zeit geleugnet worden, und unter den Sachsen trifft man noch heute intelligente Männer, welche, befragt, dasselbe ins Reich der Fabel verweisen. Sie glauben, daß mit dem Bekanntwerden dieses Gebrauchs die Sympathie im Mutterland für sie schwinden werde, sie bedenken aber dabei nicht, daß sie durch sein Verheimlichen den Fremden, der doch alles erfährt, nur aufstützig machen und ihn zur Mißstimmung führen. Die meisten von ihnen gestehen übrigens diesen größten Fehler des Volkes ein und können auch nichts Besseres thun, da sie in ihren Kalendern und anderen Schriften öffentlich gegen diesen mittelalterlichen Brauch gekämpft haben. Der sächsische Bauer hatte in früheren Zeiten tagtäglich Gelegenheit, das Elend zu beobachten, welches auf dem nichtfreien, angrenzenden Comitatsboden über die unterthänigen Rumänen und Sachsen gekommen. Damit nun ja nicht die Zahl seines Volkes sich so vermehre, daß ein Hinüberwandern auf den Comitatsboden sich als nöthig erweise, und um sich zugleich des fürchterlichen Gedankens, daß sein herrliches Haus nebst den blühenden Feldern einst unter mehrere Kinder vertheilt werden müsse, zu erwehren, griff er zu dem verderblichsten Mittel. Er trat der Natur frevelnd entgegen und verhinderte die freie Vermehrung des Volkes. Von Geschlecht zu Geschlecht erbten sich unter den sächsischen Bäuerinnen Recepte zum Abtreiben der Leibesfrucht fort, und groß ist die Zahl der sächsischen Bäuerinnen, die man früher deswegen ins

Gefängniß gebracht, weil sie das Kind im Mutterleib mit der Spindel getödtet oder durch andere mechanische Mittel das Leben desselben vernichtet. In Kaisd und anderen Orten wächst verborgen in Hof und Garten Juniberus ~~albinae~~ (der Sevenbaum). Aus ihm braut sich die sächsische Bäuerin eine Flüssigkeit, welche sie genießt, obgleich die Aerzte heftig dagegen geeifert haben. Sächsische Bäuerinnen, welche dem Uebel huldigen, verblühen selbstverständlich zeitig und leiden häufig an Geschlechtskrankheiten und Unfruchtbarkeit. Aehnliches tritt bei rumänischen Frauen ein, welche, wie ihre Popen oft genug in der Beichte erfahren, in den Diensten sächsischer Bauern gestanden.

Die Verheerungen des unseligen Zweikindersystems sind furchtbar. In den auf Comitatsboden gelegenen ehemalig unterthänigen Gemeinden, wie beispielsweise Varhely, findet man 6—8 Kinder in einer Familie, in mancher eine noch größere Zahl; in den ehemals freien Dörfern aber schaut man auf den Straßen vergebens nach einer fröhlich spielenden Kinderschaar aus, wie sie in den rumänischen und magyarischen Ortschaften bemerkt werden kann. Hier ist alles still und ruhig, und besucht man die Häuser, so trifft man hier ein Kind, dort zwei, im dritten Hause keins. Fragt man den Bauer, ob er nie Kinder besessen, so erwidert er: „eins, doch Gott hat es uns genommen, es ist versorgt," oder er schüttelt das Haupt und meint: „Kinder seien kein Segen." Einmal war ich bei einem Sachsen, der ein überaus großes und stattliches Haus sein Eigen nannte. Als ich keine Kinder bemerkte und mich deshalb erkundigte, erfuhr ich, daß er allerdings zwei Töchter habe, beide aber an reiche Bauern verheirathet seien, die selbst Häuser besäßen. Ich fragte den Mann, was mit seinem Gebäude geschehen solle, wenn er und sein Weib das Zeitliche gesegnet. Da gab er ruhig zur Antwort, daß es leer stehen werde. In diesem „Leerstehen" kennzeichnet sich der ganze Rückgang des Sachsenvolkes. In einem Dorfe bei Bistritz sind gegenwärtig 27 Häuser

unbewohnt, in einem zweiten etwa ein Dutzend, in dem jetzt außerdem trotz zahlreicher Bevölkerung nur 15 Kinder die Schule besuchen; und so ließe sich eine lange Reihe von Ortschaften mit betrübenden Einwohnerzahlen anführen. Unzählige Häuser haben im Lauf der Zeiten ihre Insassen durch den Tod verloren, und an Stelle derselben haben Mitglieder eines anderen Volkes ihren Einzug gehalten: Rumänen, Rumänen, deren größter Schatz die Kinder sind. Wenn ein Rumäne nur zwei Kinder besitzt, so sagen seine Landsleute von ihm: „er ist kein guter Wirth," und wenn ihr Pope nicht über einen bedeutenden Kinderreichthum verfügt, so genießt er bei ihnen keine Achtung. Arm ist der Rumäne, arm werden auch seine Kinder sein. Er hat kein stattliches Besitzthum unter sie zu vertheilen, aber das, was er ihnen hinterläßt, genügt zum Fortkommen: die größte Bedürfnißlosigkeit, die größte Lebensfähigkeit und angeborene Intelligenz. Groß ist die Zahl der sächsischen Dörfer, aus denen das Deutschthum hauptsächlich infolge des Zweikindersystems geschwunden, und bedenkt man dies, so taucht immer von Neuem die schmerzliche Frage auf: was ist dies Volk und was könnte es sein? Als Antwort immer dasselbe: es ist von den übrigen Nationen des Landes überflügelt worden und könnte doch die Hegemonie in demselben besitzen!

Kriege und Krankheiten haben ebenfalls viel zum Schwinden des Deutschthums beigetragen. Mehr als einmal hat die Pest fürchterlich gewüthet. So wissen wir, daß in den Dörfern des Burzenlandes im Jahre 1720 die Krankheit derart gehaust, daß in Neustadt 423 Personen gestorben, 440 übrig geblieben, in Rosenau 1164 gestorben, 735 am Leben geblieben, in Zeiden 147 verschieden, 685 übrig geblieben, in Marienburg 384 gestorben, 255 übrig geblieben, in Honigberg 430 gestorben, 265 Seelen übrig geblieben. Nebenbei bemerkt sind die Ortschaften des Burzenlandes diejenigen, welche nebst denen der Bistritzer Gegend die schwächste Bevölkerungszunahme auf-

zuweisen haben. — Die Ortschaften im Burzenland besaßen an Einwohnern:

	vor dem Pestjahr 1718	1880
Neustadt	871	2317
Rosenau	1914	4099
Zeiden	906	3934
Marienburg	670	2021
Honigberg	695	2039

Dabei darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß in diesen Zahlen die rumänische Bevölkerung inbegriffen ist.

Gegenwärtig gehen sächsische Ortschaften auch ohne Epidemie dem Aussterben entgegen und machen dem Volke Platz, dem in Siebenbürgen die Zukunft gehört: dem ehemals verachteten „wallachischen“. Erst unlängst hat ein Pfarrer in der Gegend von Hermannstadt seinen Wohnsitz in der Stadt aufgeschlagen, weil ihm die noch vorhandenen 14 Familien der evangelischen Gemeinde so wenig Arbeit verursachen, daß er nur des Sonntags seine Pfarrei zu besuchen braucht; in einem zweiten Dorfe hat kürzlich der Geistliche die Kirche zugeschlossen und den Schlüssel abgeliefert; seine Gemeinde ist bis auf eine Familie zusammengeschmolzen! — Augenblicklich scheint es, als ob in einigen Gegenden das Zweikindersystem im Schwinden begriffen sei, weniger als Folge der anerkennenswerthen Bemühungen, welche sächsische Geistliche und Lehrer seit Jahren zur Schau getragen und durch ihr eigenes Beispiel bekräftigt haben, als dank den veränderten socialen Verhältnissen des Landes.

Seit einigen Decennien beschäftigen sich viele Sachsen ernstlich mit dem Gedanken, durch Zuziehung entsprechender Elemente aus dem Reich das deutsche Volksthum*) zu kräftigen.

*) Die Zahl der Deutschen betrug der letzten Volkszählung gemäß in den Comitaten: Hermannstadt 63,000 (104,000 Nichtdeutsche), Groß-Kokelburg 61,000 (75,000 Nichtdeutsche), Kronstadt 32,000 (51,000 Nichtdeutsche), Bistritz-Naszod 23,000 (60,000 Nichtdeutsche). Das deutsche Element, 211,000 Köpfe stark, bildet etwa 10 Procent der Gesammtbevölkerung.

Allein ich glaube, sie werden damit nur wenig reussiren. Die politisch-nationalen Verhältnisse der ungarischen Monarchie wirken keineswegs einladend, und da man mit Recht behauptet, daß den Einwanderern des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts Siebenbürgen nicht zum Goldfeld geworden, so dürften wohl wenig Auswanderungslustige ein Land, in dem jedes Stückchen Erde bereits seinen Herrn besitzt, fremden Erdtheilen vorziehen. Abgesehen davon, daß im Mittelalter einige österreichische Kolonien (z. B. Toroczko) entstanden, hatte sich die Regierung im vorigen Jahrhundert entschlossen, durch Zuführung von deutschen Protestanten die Volkszahl Siebenbürgens zu heben. Dabei gedachte sie der wegen ihres Glaubens ausgewanderten Baden-Durlacher, sowie der Salzburger und oberösterreichischen Emigranten. Am 31. October 1733 wurde das erste Emigrationspatent erlassen, sowie ein Fond vom Staat gebildet, und im Jahre 1734 fanden die ersten Ansiedelungen dieser Protestanten, die Landler genannt wurden, in Neppendorf und Grossau statt, 1749 wurde Mühlbach, 1752 Großpold besiedelt. Lange nachher aber galten diese Landler bei der großen Masse des Volkes als Fremdlinge. In die Mitte unseres Jahrhunderts fällt eine zweite Einwanderung, eigentlich nur ein Versuch, bei dem die Person eines Mannes in den Vordergrund tritt, den die Sachsen als Nationalhelden und Märtyrer betrachten, die Person des Pfarrers Stefan Ludwig Roth. Wieder waren es einzelne Männer, die den Plan entwarfen. Die sächsische Nationsuniversität sprach sich über denselben günstig aus, der landwirthschaftliche Verein bearbeitete ihn, und der obenerwähnte Geistliche unternahm im Jahre 1845 eine Reise nach Würtemberg, wo damals die Auswanderungslust eine besonders rege war. Roth kehrte mit einer Anzahl Familien zurück; als aber im nächsten Jahr an 300 Schwaben plötzlich in Wien erschienen, erhob die Behörde, wohl auf besondere Veranlassung der ungarischen Regierung, Schwierigkeiten. Die

meisten der Zuzügler kehrten um, ein Theil gelangte nach dem Banat, ein kleinerer nach Siebenbürgen. Obgleich diese Leute mit Geld und allem Nöthigen versehen ausgerückt waren, sind sie doch hier elend zu Grunde gegangen. Manche mußten sich zu den niedrigsten Arbeiten herbeilassen, andere sind verdorben. Dies verunglückte Unternehmen wurde für den edlen Stefan Ludwig Roth eine Quelle vielfacher Kränkungen und hat zu dem ungerechten Urtheil beigetragen, infolge dessen dieser Mann am 11. Mai 1849 in den Wällen der Klausenburger Citadelle erschossen ward.

Ungastlich hat man den Sachsen genannt. Ich habe dies nicht beobachtet, und selbst magyarische Edelleute haben mich bedeutet, daß dem nicht so sei. Trotzdem ist es augenscheinlich, daß Männer wie die Sachsen, hart, sparsam, geizig, der Pflicht der Gastfreundschaft nicht besonders zugethan sind. Ueber diesen Punkt erzählt man sich im Lande eine Anekdote, und da dieselbe mehr oder weniger bezeichnend ist, soll sie hier Platz finden. Ein Szekler und ein Sachse waren befreundet. Der Sachse reiste oft ins Szeklerland und gerieth hierbei in die Lage, die Gastfreundschaft des Szeklers in Anspruch nehmen zu müssen. Nach langer Zeit betrat der Szekler einmal den Sachsenboden und erschien bei seinem Bekannten. Dieser war zwar betreten, setzte ihm jedoch Butter und Brod vor. Nach einiger Zeit meinte der Szekler: „Schwager, hast Du keinen Käse?“ Der Sachse holte denselben auffallend langsam und schaute zu, wie sein Gast das trockene Mahl zu bewältigen suchte. Um etwas verlauten zu lassen, fragte er sodann den Szekler: „Schwager, wünschest Du vielleicht Wein?“ Dabei hoffte er, daß der Szekler in seiner Bescheidenheit das Gebotene ablehnen werde. Allein dieser gab munter zur Antwort: „Aber natürlich, Bruder, ich hab' schon gewartet darauf.“ Nachdem der fürchterliche Mann einen tüchtigen Zug gethan, sagte er zum Sachsen: „Schwager,

nun kann ich von vorn anfangen." Der Sachse, meint die Anekdote, war einer Ohnmacht nahe.

Die Gastfreundschaft des Sachsen macht fast immer einen peinlichen, pedantischen Eindruck, auch übt sie der Sachse selten in seinem eigenen Hause, zu dem man nicht so leicht Zutritt erlangt. Der Gast fühlt sich dem Sachsen gegenüber stets verpflichtet, während der Rumäne alles gern gibt, was Haus und Keller birgt, und nun erst gar der Magyar! Wie ungezwungen, wie herzgewinnend wird von diesem jeder aufgenommen! Den Sachsen hindert an solchem Vorgehen seine Pedanterie und seine stark ausgeprägte Neigung zum Formen- und Formelwesen, welche nur bei den überaus gastlichen Landpfarrern nicht bemerkbar ist. Die sächsische Geistlichkeit ist die vorzüglichste des Ostens. Ihre Mitglieder sind zum größten Theil höchst schätzenswerthe Menschen, jovial, liebenswürdig, liberal, gediegen, deren Auftreten oft genug den Geistlichen in nichts verräth. Den Grund dieser Erscheinung haben wir darin zu suchen, daß das sächsische Volk an der allein richtigen und segenbringenden Sitte, daß Schule und Kirche, unabhängig von Staatsgewalt, innig verbunden sein müssen, festgehalten hat. Jeder sächsische Geistliche hat eine Lehramtsprüfung und eine theologische abzulegen. Er muß sich infolge dessen an den deutschen Universitäten außer seinen theologischen Studien noch philosophischen ergeben und ist gezwungen, sich mit allerlei Verhältnissen vertraut zu machen, die dem Geistlichen anderer Völker fremd bleiben. Endlich wird von ihm verlangt, daß er eine bestimmte Reihe von Jahren als Lehrer thätig gewesen, erst dann kann sein Name als Candidat um ein Pfarramt ausgeschrieben werden. Und je vornehmer und einträglicher die Stelle, eine um so längere Lehrthätigkeit wird gefordert; dieselbe muß bisweilen 15 Jahre umfassen. So kommt es, daß man bei den Sachsen nur junge tüchtige Männer als Lehrer bemerkt, während Einem als Inhaber der Pfarreien, zu welchen

bekanntlich eher erfahrene und gesetzte Männer nöthig, ehrwürdige, ergraute Söhne des Sachsenvolkes entgegentreten. So kommt es endlich, daß die sächsischen Geistlichen keine Mucker, sondern vernünftige Menschen sind, die nicht darnach trachten, sich vom Volk als Heilige verehren zu lassen, sondern deren Streben darauf gerichtet ist, als Leiter der Gemeinde von ihren Pfarrkindern geschätzt und geachtet zu werden. Und so sollte es überall auf Erden sein!

Selbstständigkeit ist das Charakteristicum der sächsischen Kirchen und Schulen. Wie die Vorfahren der Sachsen darnach gestrebt haben, sich in Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit die größte Unabhängigkeit zu erringen und zu erhalten, so haben sie auf dem Gebiet des geistigen Lebens ihre ganze Kraft daran gesetzt, um dasselbe zu erzielen. In ihrer Mitte war die katholische Kirche eine Volkskirche im wahren Sinn des Wortes. Jede Gemeinde übte das Recht der freien Pfarrwahl, auch war ihr gestattet, dem Pfarrer unverkürzt den Zehent zu überlassen. Die kirchliche Gesetzgebung und Verwaltung ruhte nicht in den Händen des Bischofs, sondern der Hauptsache nach in denen der einzelnen Pfarrer, welche sich in bestimmte Kapitel zusammengeschlossen hatten. Wieder ein demokratischer Zug des Volkes. Wegen des reichen Einkommens der Pfarrstellen konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß stets großer Zuspruch vorhanden war. Wer sich in einigermaßen günstigen Verhältnissen befand, schickte seinen Sohn zur Universität, damit er Anspruch auf ein kirchliches Amt erheben könne. Daraus erklärt sich, daß die Zahl der Sachsen auf den ausländischen Hochschulen eine sehr große war (in Krakau und in Wien betrug sie allein von 1402—1526: 335), sowie daß sich stets ungewöhnlich viel tüchtige Männer im Volke vorfanden. Liberal und gemäßigt wie Pfarrherren, Pfarrkinder und kirchliche Gesetze hat auch die Reformation hier gewaltet. Nicht auf dem Wege des Umsturzes, sondern auf dem des allmählichen Ueberganges hielt die neue Lehre ihren Einzug.

War die Gemeinde reformatorisch gesinnt und der Pfarrer nicht, so wartete sie ruhig die neue Pfarrwahl ab, um sich bei dieser einen Anhänger der neuen Ideen zu erwerben, und war nur der Pfarrherr für den Fortschritt, so lebte er trotzdem mit seinen Unterstellten im Frieden. Erst im Jahre 1553 wurde die äußerliche Trennung von der katholischen Kirche proclamirt. Frei wie die Kirche zuvor gewesen, ist sie seitdem geblieben. Sie hat nie unter den Aeußerungen der päpstlichen Willkür oder unter den Bedrückungen gewaltthätiger Herrscher gelitten, wohl aber ist seit dem Reformationszeitalter die kirchliche Obrigkeit immer mehr mit der weltlichen zusammengeschmolzen. Der Pfarrer bildete mit dem politischen Ortsamt die Behörde für kirchliche Gemeinschaft; im kirchlichen Bezirk fungirte die Kirchenbehörde neben den weltlichen Würdenträgern des Stuhles (Kreises), und die oberste landeskirchliche Behörde bestand aus den Abgeordneten der Kapitel und denen der Stühle, die als geistliche und weltliche Universität auftraten. Als mit dem Jahre 1850 die Einführung der absoluten Herrschaft begann, fiel von selbst die Vereinigung der beiden obengenannten Factoren als Universität weg. Die politischen Beamten des Sachsenlandes wurden fortan von der Regierung ernannt, die Kirche aber erhielt eine neue Verfassung und blieb frei. Die Grundgedanken, auf denen sie nach wie vor beruht, sind folgende:

1) Die Kirche ordnet ihre inneren Angelegenheiten mit Einschluß des Schulwesens vollkommen selbstständig und ohne irgend welchen Einfluß der Staatsgewalt.
2) In allen zur Gesetzgebung, Verwaltung oder Rechtspflege berufenen Körperschaften der Kirche muß die Gleichstellung des weltlichen und geistlichen Standes verwirklicht sein.
3) Alle kirchlichen Körperschaften und Würdenträger, insonderheit die Geistlichen und Lehrer, empfangen ihre Sendung

nur von der Kirche und werden ausnahmslos durch freie Wahl bestellt.

Gegenwärtig gliedern sich die kirchlichen Behörden in die der Ortsgemeinden, Bezirksgemeinden und der Landeskirche, von denen jeder ein bestimmter, vorgeschriebener Wirkungskreis zufällt.

Frei wie die Kirche ist in Siebenbürgen die Schule; sie ist confessionell. Der 54. Gesetzartikel des Landtages von 1790/91 erkennt dem Landesfürsten nur das Recht der Oberaufsicht über die Verwaltungen der Stiftungen zu, die Organisation der Bildungsanstalten dagegen ist Sache der Confessionen. Daß man in unseren Tagen mancherlei Angriffe gegen eine derartige Verfassung unternommen, gehört nicht in das vorliegende Kapitel, sondern unter die politischen Fragen. Von diesen althergebrachten Rechten machten die Sachsen nicht zuletzt Gebrauch. Aus ihren eigenen Mitteln errichteten sie stattliche Schulgebäude und feste Gotteshäuser, sie sorgten für tüchtige Lehrkräfte und betrachteten jederzeit Schule und Kirche als ihre größten Schätze, als die Quelle, aus der sie beständig neue Kraft und frische Hoffnung schöpften. Der Schulzwang ist bei ihnen von jeher eingebürgert. Vom 6. bis zum 15. Lebensjahre muß der Knabe die Volksschule besuchen, das Mädchen vom 6. bis zum vollendeten 14., während das staatliche Schulgesetz nur den Besuch vom 6. bis zum 12. erheischt und sich vom 12. bis zum 15. Jahr mit dem Besuch der Wiederholungsschule von 5 Stunden wöchentlich im Winter und 2 Stunden im Sommer begnügt. Strenge Maßregeln zwingen die Eltern, ihre Kinder zum Schulbesuch anzuhalten; dieselben treten im Winter seltener in Kraft, im Sommer natürlich häufiger. Die Bezahlung des Lehrers geschah in alten Zeiten auf höchst primitive Weise. Der Schullehrer war in jeder Familie einmal im Jahre Gast, später war es Sitte, dem Lehrer „Schullohn" durch Ablieferung einer bestimmten Menge von Hülsenfrüchten zu spenden, und außerdem

jedem Docent allsonnabendlich eine Abgabe von Kukurutz und Mehl, jährlich einige Kreuzer und einen Scheit Holz zu überlassen. Gegenwärtig bestehen derartige Zahlungsmethoden mit Ausnahme der Naturalabgaben fast nirgends mehr, an ihre Stelle ist die Besoldung durch die Gemeindekassen getreten. Die 5 Seminare, die Gymnasien und Realschulen sind ausgezeichnet geleitet, besonders dünkt mich der Gebrauch, daß an den Gymnasien nach Abschluß jedes Schuljahres ein Programm verfaßt und herausgegeben wird, von Nutzen für das ganze Volk. Diese Programme enthalten in der Regel gediegene Arbeiten von Professoren über irgend ein Thema der vaterländischen Geschichte oder der vaterländischen Geographie. Dadurch wird der Gemeinsinn gestärkt und befördert.*)

Der Kostenaufwand, der dem sächsischen Volk durch seine Schulen erwächst, ist bedeutend. Er betrug in dem genannten Jahre für Volksschulen 150,000 fl., für Mittelschulen 90,000 fl., für Gewerbeschulen 18,000 fl., für Ackerbauschulen 16,000 fl. Zu dieser Summe spendete der Staat 5000 fl., die sächsische Nationsuniversität 75,500 fl.

Setzen wir unsere Betrachtung über den Charakter des Sachsen fort. Standhaftigkeit, Ausdauer, Klugheit, Fleiß und Mäßigkeit, das sind die guten Eigenschaften des Sachsen, Eigenschaften, die ihn zum Landmann wie geboren erscheinen lassen. Seine Felder hegt der sächsische Bauer in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise. Früh drei Uhr beginnt er in seinem weißen Leinewandanzuge seine Thätigkeit, und nicht nur er thut dies

*) 1879 waren die sächsischen Schulen wie folgt besucht:

261	Volksschulen	von	16653	Knaben, 14332 Mädchen,	
7	Gymnasien	„	1092	Schülern	
2	Realschulen	„	445	„	
5	Seminare	„	126	„	
9	Gewerbeschulen	„	735	„	
3	Ackerbauschulen	„	53	„	
		Summa	33436	Schüler.	

mit seinen Knechten, sondern auch sein Weib, ein Umstand, der dazu beitragen mag, daß die sächsischen Bäuerinnen zeitig zu häßlichen Geschöpfen werden. Die obigen Eigenschaften befähigen den Sachsen ebenso sehr zum Beamten. Er ist als solcher thätig und kommt seinen Pflichten in jeder Hinsicht nach, und während über die Trägheit und Bestechlichkeit magyarischer Beamter im Lande genug Klagen im Umlaufe sind, wird gesagt, daß die Stuhlrichter und Notare ein hohes Gerechtigkeitsgefühl besitzen, dank ihrer Erziehung, ihrer Schule, ihrer Kirche, ihrer Ahnen. Ueber das Mitleid des Sachsen kann man viel erzählen. Kein Bettler, gleichviel welcher Nation, geht mißmuthig von seiner Thür, und die uns bereits bekannte Districtshilfe hat bewiesen, daß der Sachse für andere gern thätig ist, sobald es ihm nicht allzuviel Mühe verursacht.

Hervorragende Tapferkeit sagt man dem Sachsen nicht nach. Der berühmte Bem soll vor den sächsischen Kämpfern der Jahre 1848 und 1849 sehr wenig Respect besessen haben, sodaß, als man einst gefangene Sachsen vor ihn führte, er dieselben mit den Worten entließ: „Geht nach Hause, meine Kinder, und sagt eurer Mutter, ich werde ihr nächstens zum Mittagsmahl einen Besuch abstatten.“ Er soll, so behauptet man, der Ansicht gewesen sein, daß der Sachse nur gezwungen die Waffen zur Hand nimmt, übereinstimmend mit den Widersachern der Sachsen, welche vorgeben, daß der Sachse, wenn er nicht unter Aufsicht steht, darnach trachtet, seine Haut in Sicherheit zu bringen. Dies letztere, wird man meinen, sei eine Schwäche, die allen Bürgern eigen, die Sachsen sollen jedoch eher als andere Völker von ihr ergriffen werden. Mir haben Officiere mitgetheilt, daß der Sachse unter Commando ein sehr guter Soldat ist, daß er im Gefecht kaltblütig und ruhig; den Rumänen schildern sie als furchtsam, so lange er nicht in den Kampf verwickelt ist und ihn sein Blut fortreißt. Beide Völker haben in den letzten Kriegen wenig durch außerordentliche Thaten ihrer

Streiter geglänzt, wohl aber der kühne Magyar, dessen Sinn und Blut ihn weit mehr für kriegerische Angelegenheiten bestimmen. Auch unter den österreichischen Feldherren ragt mit Ausnahme des unglücklichen Melas in der Geschichte keiner hervor, der dem Sachsenvolk entsprossen, und obgleich die kriegerischen Thaten des Volkes in früheren Jahrhunderten bedeutend sind, so steht doch fest, daß der Sachse, gemäß seiner hohen Cultur, mehr den Künsten des Friedens als denen des Barbarismus zugethan ist.

Der Sachse ist ein Mann der Wissenschaft. Es sei hingewiesen auf den Historiker und Ethnographen Schuller. Von diesem frühverstorbenen Gelehrten sind vielfache Anregungen ausgegangen, die auf guten Boden gefallen. Weiter sind zu nennen: Der Archäolog Ackner, der Pfarrer Roth, der Superintendent Teutsch (Geschichte der Siebenbürger Sachsen), der Präsident des K. K. Oberkirchenrathes Zimmermann. Alle diese Männer haben den Sachsen eine reiche Literatur über ihre Vergangenheit geboten und ihnen die Ergebnisse der Wissenschaft zugeführt. Mit dem eigenen Volksleben und seinen geheimsten Regungen hat sie der treffliche Fronius vertraut gemacht, ebenso Capesius, Haltrich (deutsche Volksmärchen) und Schuster (siebenb.-sächsische Volkslieder).

Für die veredelnde, erhabene Göttin der Poesie besitzt der Sachse wenig Verständniß. Ihm fehlt bei seiner Kernigkeit und Ruhe die Grazie des Geistes, die Phantasie. Einer jedoch ist unter ihnen, den seine hohen Geistesanlagen zu einem Philosophen ersten Ranges bestimmt, und dem zu gleicher Zeit die Göttin der Poesie ihre Gaben in die Wiege gelegt. Wenn Freiheit, Menschenwürde und die Ideen der allgemeinen Menschenliebe die edelsten Stoffe der Dichtkunst sind, so hat man wohl ein Recht, diesen Greis im Silberhaar als einen echten und wahren Poeten zu bezeichnen. Seinem Zeitalter ist er weit voraus, ein echter Philosoph und Prophet, dem als freien

Sohn des Ostens manch' freies Wort gestattet war. Daraus erklärt sich, daß ihn sein Volk nicht zu schätzen weiß und nichts für ihn gethan, theils aus Unkenntniß, theils aus Neid, Mißgunst und Egoismus, welche Fehler dem Sachsenvolk wiederum ganz speciell eigen sind. —

So verschlingen sich bei diesen Leuten die verschiedenartigsten Tugenden mit den verschiedenartigsten Fehlern, und das Resultat ist: ein originelles, kerniges Volk, dessen Außenseite wohl den Fremden, der nur oberflächlich prüft, und dem die Fehler nicht in ihrer Wurzel bekannt sind, unsympathisch berühren muß. —

Die sächsischen Dörfer bilden 263 selbstständige Pfarrgemeinden. Sie liegen meist an einem Bach oder Fluß in anmuthigem Thal, manche am Abhang des Gebirges. Auffallend ist ihr stattliches Aeußere, wodurch sie sich höchst vortheilhaft von den übrigen Dorfschaften in den osteuropäischen Ländern unterscheiden. Die meist weiß angestrichenen Steinhäuser bilden regelmäßige Gassen, welche fast alle in einen großen Platz ausmünden. Auf diesem steht die Kirche, oft einer kleinen Festung vergleichbar, befindet sich die Schule, häufig genug ein Prachtbau, die Apotheke und das Pfarrhaus. Man kann sich nichts Traulicheres denken als die meisten dieser Pfarrhäuser. Große, kühle Zimmer, eine epheuumrankte Veranda, und ein Hof, so rein wie gebürstet und gewaschen! Viel gibt der Bauer auf das Wohnhaus seines Pfarrers, von ihm selbst wird verlangt, daß er ein tüchtiger Landwirth und ein erfahrener Gärtner sei.

Während in der Zips die deutschen Bauernhäuser ihre schmale Front der Gasse zuwenden und die Bäuerin vor derselben einen kleinen Blumengarten pflegt, stellt das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus der Straße seine große, kahle Front entgegen. Steigt man die steinernen Stufen des schmucken Hauses hinan, und hat man die Thür hinter sich, so ist der Hausflur

(Lîf) erreicht. Diese Bezeichnung führt ein großer gedämmter Raum, in dem sich die Bewohner den größten Theil des Tages aufhalten. Ein großer Kamin steht in der einen Ecke, an der Thür hängt ein Behälter für Löffel; an den Wänden Geschirr und Krüge. Unter dem Tischtuch liegt das Brod; es darf in keinem Haus an dieser Stelle fehlen, ein eigenthümlicher Brauch, den ich bei den Rumänen der westlichen Berge wiedergefunden habe. In vielen Häusern dient diese Lîf als Wohnstube, in den vornehmen ist sie für das Gesinde bestimmt. In solchen Gebäuden finden wir dann rechts von ihr die Staatsstube. Wie stattlich sieht es in derselben aus! Dort steht der Ofen mit blauen Figuren bemalt; er selbst grün oder weiß, mächtig und geschmackvoll; hier das Bett. Es ist bis zur Decke mit Bettvorrath angefüllt; alles sauber und rein, alles mit rothen Stickereien verziert. Weiter steht in der Ecke ein Wandschrank (Almerä), in dem man Gebetbücher und Kalender aufbewahrt, während sich an den Wänden ringsherum Stangen hinziehen, auf denen zinnene Teller und altmodische Krüge sorgfältig nebeneinander gestellt sind. Sie werden nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt und bilden nebst den Betten und den an der Wand hängenden Handarbeiten der Bäuerin den Stolz der Bewohner und den Schmuck des Hauses. Viele der zu den Handarbeiten verwendeten Muster sind originell und bewunderungswerth, manche hat man jetzt in Deutschland als altdeutsche Vorlagen verbreitet, die meisten aber dürften wohl noch immer unbekannt sein. Der Tisch steht in einer weiteren Ecke, in welche der Gast des Hauses zu sitzen kommt. Die ganze Einrichtung der Staatsstube ist überaus praktisch. Eine Treppe führt im Boden unter einer Fallthür direct in den Keller hinab, und vom Bett des Hausherrn kann man den ganzen Hof übersehen, wodurch der Besitzer befähigt wird, Knechte und Mägde zu überwachen, ähnlich wie dies die westfälische oder niederländische Bauersfrau von ihrem Zimmer aus zu thun

vermag. Im Keller stehen Weinfässer, und in einem gewaltigen Bottich (Kampestbid) wird das gesäuerte Kraut aufbewahrt, eine Lieblingsspeise der Sachsen. An das Wohnhaus selbst stößt die Getreide- und Speckkammer (Bäflischkummer). Hier treten uns Truhen voll Korn und Kukurutz, sowie 6—8 Speckseiten entgegen, im Hofe der Schuppen. Er enthält den großen Weinkelter, den Pflug und sonstige Instrumente. Weiter rückwärts steht die Scheune mit dem Vieh, daran schließt sich der Obst- und Gemüsegarten. Bei den ärmeren Bauern grenzt der Hausflur an das Wohnzimmer und andererseits an die Vorrathskammer, welche bei sächsischen Bauern stets eine große Rolle spielt. „Geld kann gestohlen werden, nicht aber Korn,“ sagt der Sachse. Darum sieht man noch heute in den Straßen oft kleine Häuschen, in denen das Korn ruht. Sie sollen, wenn das Wohnhaus abbrennt, den Besitzer vor dem Verhungern schützen; darum bewahrt auch noch heute der Bauer die Sitte seiner Ahnen, der zufolge Speck und Getreide in Thürmen aufbewahrt und bewacht wird. Die Schmuckgegenstände und die Sonntagstracht werden von den Frauen in alterthümliche Truhen gelegt, welche im Zimmer postirt sind.

Besonders reich und auffällig ist die Feiertagskleidung der Mädchen. Sie besteht aus einem wollenen Rock, über den sich eine große Musselinschürze legt. Um den Leib schließt sich häufig ein kostbarer Gürtel mit Gold, Silber, Granatsteinen und alten Perlen, ein Erbstück, das sich von Generation auf Generation fortpflanzt. Das Leibchen ist bunt, mit reichhaltigen Stickereien besetzt, und zeigt auf der Brust einen schildartigen Knauf. Den Kopf ziert der eigenthümliche Borten, ein cylinderartiger, schwarzer Pappdeckel, der starr und steif auf dem Haupte sitzt, und von dem eine ganze Sammlung bunter Bänder auf den Rücken herabfällt. Er verleiht der Erscheinung des Mädchens etwas Stolzes und Gravitätisches. Auf Photographien und bei einem einzelnen Individuum nimmt er sich ungeschickt

und häßlich aus, tritt jedoch die ganze Schwesterschaft auf, so ist man einigermaßen mit dem wunderlichen Stück ausgesöhnt. Das Mädchenheer gleicht dann einer Schwadron alter Ziethenschen Husaren oder einer stolzen Amazonengarde. Die Frauen tragen über dem weißen Gewand einen Mantel von schwarzem Tuch und auf dem Haupt ein weißes, aufgestecktes (gebockeltes) Kopftuch, wie es in den Gegenden des Rheines früher in Gebrauch stand, und wie man es in den Niederlanden noch heute trifft. Die Bäuerin lebt ziemlich frugal. Speck, Sauerkraut, Brot, Hülsenfrüchte, Wein, wohl auch Branntw.in bilden die Nahrung des Sachsen, und da mit dieser nicht besonders kräftigen Kost überaus lange Arbeitszeit verknüpft ist, so kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn die Schönheit und Kraft der Sächsin der anstrengenden Arbeit und dem Zweikindersystem zeitig erliegt. Nur bei festlichen Gelegenheiten und sonstigen Unternehmungen wird ein Uebermaß nicht gescheut. Um die letztere Bemerkung zu illustriren, sei angeführt, daß eine Kirchencommission des vorigen Jahrhunderts, aus drei Mitgliedern bestehend, in St. Georg bei Bistritz verzehrte: 75 Achtel Wein, 1 Viertel Rindfleisch, 1 Pleckling (junges Schwein), nebst Butter, Eier und Kraut. Für das Getränk setzte die Pfarrbehörde der Gemeinde 4 fl. 50 kr. an, für das Rindfleisch 1 fl. 44 kr., für den Pleckling 1 Gulden. Man sieht daraus, wie billig man damals lebte, von einer Kirchencommission nicht zu reden, die unentgeltlich von der Gemeinde verpflegt werden mußte.

Bei der Geburt eines neuen Weltbürgers wird die Kirchenglocke geläutet, und das Kind wird unter Zuziehung von Taufpathen der kirchlichen Gemeinschaft zugeordnet. Hat es die Schulzeit glücklich überstanden, so erfolgt die Confirmation und der Beitritt in die Bruderschaft, ev. Schwesterschaft. Das sind festgeordnete Vereinigungen, die nach bestimmten Gesetzen Streitigkeiten schlichten, den Lebenswandel der Mitglieder überwachen und begangene Vergehen bestrafen. Etwas

Aehnliches existirt bei den Banater Schwaben, und da sich kümmerliche Spuren davon auch im Mutterlande vorfinden, so kann die Herkunft keinem Zweifel unterliegen: die Sachsen haben diese Gewohnheiten aus dem Stammland mitgebracht und wie vieles Andere in starrer Beharrlichkeit erhalten. Die Statuten solcher Vereinigungen sind ausgezeichnet, und es ist unbestreitbar, daß dieselben den Sinn zur Ordnung kräftigen und der Sittlichkeit förderlich sind. An der Spitze des Bundes steht der Altknecht. Neben ihm fungiren außer dem Vorknecht, welcher den Redner spielt, zwei Amtsknechte, die als Ankläger der Schuldigen auftreten, zwei Kellner, die bei Festlichkeiten für Speise und Trank sorgen, und endlich der Schaffner, dem es obliegt, den Tanzplatz herzurichten. Will die Bruderschaft ein Tanzvergnügen arrangiren, was verhältnißmäßig selten geschieht, so holen die Altknechte beim Pfarrer die schriftliche Erlaubniß ein und begeben sich mit dieser zum Ortsvorstand, dessen Einverständniß in zweiter Linie nöthig ist. Außer dem Walzer, der Polka und anderen leichten Tänzen, tanzt man an vielen Orten sogar Quadrille und zwar in kunstgerechter Weise. Zu alledem wird natürlich die Schwesterschaft eingeladen, welche ähnlich organisirt ist. — Um die Sittlichkeit ist es bei den Sachsen leidlich bestellt. Die Mädchen heiraten wie bei allen östlichen und südlichen Völkern zeitig, oft mit dem 15. Jahr, und uneheliche Kinder sind daher selten. In einer Gemeinde des Bistritzer Districtes, in Treppen, besteht ein origineller Usus. Hier zieht der zukünftige Schwiegersohn mehrere Wochen vor der Hochzeit in das Haus des Schwiegervaters in spe und arbeitet für denselben, selbstverständlich zugleich in die Rechte eines Ehemannes tretend. In einem zweiten, jedoch magyarischen Dorf der Gegend pflegt der Bursche die Geliebte, deren Platz am Ofen ist, des Nachts zu besuchen, von den Eltern anstandslos geduldet. Diese Sitte erinnert an die ehemaligen Probenächte des Schwarzwaldes und der Schweiz.

Wer kann übrigens leugnen, daß mit dem Schwinden eines derartigen Barbarismus städtische Frivolität und Leichtsinn in der Landbevölkerung Platz greifen?

Die Hochzeiten gestalten sich bei den Sachsen immer zu Schmausereien und bei den Reicheren zu achttägigen Gelagen. Hat sich ein Bursche ein Mädchen erkoren, so läßt er durch einen Anverwandten oder Freund um die Hand der Geliebten anhalten. Ist dieses „Heischen" von Glück begleitet, so folgt noch am selbigen Abend „das Brautvertrinken", welches als eine Besiegelung des Uebereinkommens betrachtet wird. Vier Wochen darnach geht der Ringwechsel in Gegenwart des Geistlichen und zweier Zeugen vor sich, und nach dreimaligem Aufgebot vollzieht sich Trauung und Hochzeit. Die größte Zahl der Hochzeiten wird am 25. November (dem Katharinentag) abgehalten. An diesem Tag ist ein sächsisches Bauerndorf in voller Thätigkeit. Verwandte und Bekannte überreichen Geschenke. Den Anfang macht der Vater des Bräutigams, der eine Pflugschar darbringt; ihm folgt des Bräutigams Mutter mit einem Kissen, dann treten Schwiegervater und Schwiegermutter auf, endlich die übrigen Gäste mit kleinen Schmucksachen und Wirthschaftsgegenständen. Hierauf setzt man sich zum Mahl nieder, und endlich erfolgt der Tanz. Die übrigen Tage gleichen dem ersten, nur kommen dabei die Geschenke in Wegfall. Mit dem Eintritt in den Ehestand erfolgt der Austritt aus Bruder- und Schwesterschaft, welche der Bräutigam dadurch erreicht, daß er zwei Kannen Wein, einen Braten und eine „Klötsch", die junge Frau eine Hanklich, eine Klötsch und eine Maß Branntwein der Bruderschaft überläßt. Der junge Ehemann wird jetzt Mitglied der Nachbarschaft, von denen jedes Dorf in der Regel vier besitzt. Eine solche Nachbarschaft wird von einem „Nachbarvater" geleitet. Ihr Zweck ist, durch allgemeine Unterstützung jedem Mitgliede förderlich zu sein und die sittliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Beabsichtigt beispielsweise ein

Mitglied den Bau einer Scheune, so wendet es sich an den Nachbarvater, und dieser leistet an der Spitze der Nachbarschaft die erbetene Hilfe. Der Nachbarvater hält außerdem jährlich einen „Richttag" ab, an welchem etwaige Pflichtversäumnisse bestraft werden. Die Strafen fließen in eine Kasse, und aus dieser wird ärmeren Mitgliedern ein Darlehen bewilligt. Dreimal im Jahre versammelt sich die Nachbarschaft zu einem „Versöhnabend", an dem alle Streitigkeiten begraben werden. Sie sorgt für jeden ihrer Brüder nicht nur im Leben, sondern auch im Tod, denn bei einem Sterbefall kommt es ihr zu, für Beerdigung und Grab Vorkehrungen zu treffen.

In der Bistritzer Gegend wurde mir eines Tages das Glück zutheil, einer sächsischen Bauernhochzeit beiwohnen zu können. Vor einem Hause hatte man eine Fahne aufgepflanzt, und Musik ertönte aus der Scheune. Als ich in den Hof trat, um den liebenswürdigen Pfarrherrn aufzusuchen, kam mir der Bräutigam entgegen, ergriff mich bei der Hand und führte mich zum Ehrensitz neben dem Geistlichen. Dieser erhob sich sofort, erklärte, daß ein Deutscher aus dem Mutterland anwesend sei und brachte ein Hoch auf das letztere und in einer zweiten Rede auf meine Person aus. Ich konnte natürlich nicht umhin, mit einem Toast auf die Gemeinde und sodann auf Pfarrer und Brautpaar zu antworten. Die Versammlung war überaus ansehnlich, sie bestand aus etwa 100 Personen. An dem einen Tisch saßen die Honorationen des Dorfes und die Männer, am zweiten die Burschen und die Musikanten, an einem dritten die Braut nebst Weibern und Mädchen. Man aß zunächst eine Suppe mit Rindfleisch, sodann Schweinebraten mit Sauerkraut und endlich Huhn, während Wein mit Sauerwasser als Getränk diente. Der Bruder des Bräutigams, ein junger Bursche, verlas ein humoristisches Gedicht, die Musikkapelle intonirte die Nationalhymne, und hierauf wurde die Scheune geräumt, sodaß der Tanz beginnen konnte. Zu demselben führte

mir der Bräutigam die hübsche Tochter des Notars zu, während die Braut mit dem Pfarrherrn tanzte. Die Sachsen lieben es, ihre eigenen Musikanten zu besitzen, selten findet man in einem sächsischen Dorf Zigeunermusik, fast überall begnügt man sich vielmehr bei der vom Lehrer geleiteten Kapelle. Eine solche, die Petersdorfer, hat sich vor Jahren im Wiener Prater producirt, und wie die Sachsen versichern auch gefallen, wovon die Wiener allerdings absolut nichts wissen wollen. — Magyarische Ethnographen haben behauptet, daß Heiraten zwischen Sachsen und Rumänen etwas Tagtägliches seien, und daß auf diese Weise ganze sächsische Dörfer rumänisch geworden. Sie meinen, sächsische Burschen hätten an den feurigen, pikanten rumänischen Mädchen mehr Gefallen gefunden als an den sächsischen, und daher rumänische Mädchen, die in ihrem Dorfe ansässig, geehelicht. Durch diese Heirat seien sie romanisirt worden, eine Folge davon, daß die Rumänin sich sehr selten ihrer Gebräuche und ihrer Sprache entwöhnt. Diese Erzählung gehört ins Reich der Fabel. Nur in der Gegend von Mühlbach sollen dergleichen vereinzelte Fälle vorgekommen sein, im übrigen Siebenbürgen kennt man nicht einen einzigen. Es muß hier erwähnt werden, daß sächsische Burschen und ebenso rumänische eine Abneigung gegen derartige Heiraten hegen. Diese gibt sich dadurch kund, daß der Bursche, wenn man ihm eine solche Verbindung vorschlägt, sich abwendet und erwidert: „sie riecht“. Solche Sachen sind indessen den wenigsten Ethnographen bekannt, weil die wenigsten von ihnen mit dem Volk Verkehr pflegen.

Einige interessante Fälle, wo sich sächsisches Blut mit Zigeunerblut verbunden, sind mir zu Gehör gekommen. In dem einen hatte sich ein sächsischer Bursche in ein Zigeunermädchen verliebt und zog trotz des Abmahnens seiner Eltern in die Zigeunergasse, wo er gemäß dem Grundsatz „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“ lebte, und

wo er seine sächsischen Sitten und Gebräuche so weit ablegte, daß ihn die Zigeuner als den ihrigen betrachten konnten. In einem zweiten Fall führte ein verliebter sächsischer Bursche ein Zigeunermädchen in sein „stattliches Haus“ (bei den Sachsen beliebter Ausdruck) und machte sie zu seiner Herrin. In beiden Episoden sehen wir jedoch, daß die braunen Mädchen nicht den herumschweifenden Zeltzigeunern angehörten, sondern den bereits Ansässigen,*) den „Neubauern“. — In das Gebiet der Zigeunerromantik gehört eine dritte Episode, die hier gleichfalls angeführt werden soll. Ein überaus schmucker, schöner Zigeunerbursche aus einem sächsischen Dorf der Hermannstädter Gegend war als Soldat nach Wien gekommen, dort Korporal geworden und hatte als solcher Bekanntschaft mit der Tochter eines dasigen Professionisten gemacht. In kurzer Zeit hatte sich ein Verhältniß entwickelt, und das Herz der blondhaarigen Dame vom Donaustrand war an den gebräunten, schlanken, ritterlichen Soldaten verloren gegangen. Dieser erzählte dem unerfahrenen Mädchen, daß er ein ungarischer Gutsbesitzer sei, und bewog sie, nachdem seine Dienstzeit vorüber, ihm nach Siebenbürgen zu folgen. Als die Liebenden des Abends über den Berg fuhren, und der Zigeuner sein heimatliches Dorf

*) Um ein Bild der ethnographischen Zusammensetzung und des Viehstandes eines sächsischen Dorfes bei Bistritz zu geben, führen wir das Ergebniß der letzten Volkszählung in Jaad an: Häuserzahl 326, Seelenzahl 1416, davon Sachsen: 481 Männer, 499 Frauen, Magyaren: 2, Rumänen 118 Männer, 83 Frauen (meist Knechte und Mägde), Zigeuner: 104 Männer, 106 Frauen, Juden: 14 Männer, 9 Frauen. Der Religion nach: Evangelische 539, 552; Helv. Bek. 2, Römisch-kath. 3, 4; Griech.-kath. 161, 132; Juden 14, 9. „Von den oben erwähnten Häusern sind 32 Erdhütten, welche sich 1/2 Stunde oberhalb der Gemeinde an der Straße nach Rodna befinden und von Zigeunern bewohnt werden, welche sich mit Besenbinderei und Korbflechten beschäftigen.“ Viehstand: 3 Stiere, 357 Kühe, 575 Stück junges Rindvieh, 871 Zugochsen (eigentlich gegen 1200, wegen Furcht vor hoher Besteuerung so angegeben), 475 Pferde, 120 Büffel, 182 Ziegen, 734 Schweine, 1000—1500 Schafe. Der Viehstand dieser Gemeinde ist ein außerordentlich hoher, die Gemeinde die reichste des Nösnergaues.

erblickte, bedeutete er der Geliebten, daß das erleuchtete Pfarrhaus sein „Gut“ sei, fügte jedoch hinzu, daß es verpachtet und sie gezwungen wären, einstweilen mit einem kleinen Häuschen vorlieb zu nehmen. Sie thaten das. Es berührte die Wienerin in den nächsten Tagen seltsam, daß ihr Geliebter auf familiäre Weise mit allerlei dunkeln Gestalten verkehrte, und endlich konnte dieser nicht umhin, die ganze Intrigue zu entdecken. Allein wahre Liebe kennt keine Hindernisse. Die Wienerin erklärte, bei dem schwarzhaarigen Geliebten bleiben zu wollen, um ihn zu ehelichen. So geschah es, und erst vor wenig Jahren ist diese Frau, alt, schwach und arm, verschieden, nachdem ihr Gatte längst vorausgegangen. Eine romanhafte Zigeunergeschichte, doch sie beruht auf voller Wahrheit.

Auf der obengeschilderten Hochzeit berührte mich vieles sehr angenehm, eins peinlich: die Mittheilung seitens mehrerer alter Männer, daß das junge Paar höchstens sechs Wochen mit einander leben werde, um dann zur Ehescheidung überzugehen. Ueber die Ursache einer so frivol erscheinenden That befragt, meinten die alten Leute, daß die Braut nur geheiratet, weil sie die älteste in der Schwesterschaft gewesen und seit Jahren vergebens auf einen Gatten gefahndet; der Bräutigam habe sie auf Wunsch seiner Eltern geehelicht. — Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß die Unheil verkündenden Greise Recht behalten haben, wenn ich die Sorgfalt in Betracht ziehe, mit welcher der junge Mann jede Begegnung mit seiner Braut zu vermeiden suchte. — Die Ehescheidungen sind bei diesem Volke überaus zahlreich. Forscht man nach den Gründen, so entdeckt man verschiedene. Der sächsische Bursche heiratet wie der Jude selten aus Liebe. Er sieht auf Vermögen und Mitgift des Mädchens, und da sein zukünftiger Schwiegervater dasselbe thut, so wird die Frau erkauft und verkauft. Hierin zeigt sich das Sachsenvolk aristokratisch. Ein weiterer Grund ist das zeitige Heiraten des Mädchens, welches fast noch als Kind in

den Ehestand tritt, und dessen Gefühle und Neigungen erst dann zum Vorschein kommen. Dies sind wichtige Ursachen, und wenn wir darauf hinweisen, daß bei vielen jungen Eheleuten eine Schwiegermutter im Haus ist, so glauben wir einen dritten schwerwiegenden Grund angeführt zu haben, denn zwei Frauen in einem Haus haben noch selten gut gethan, und daß sich sächsische Schwiegermütter vor anderen vortheilhaft auszeichnen, kann durch nichts bewiesen werden. Man hat gemeint, die Leichtigkeit, mit der Ehescheidungen bei den Sachsen vor sich gehen, sei die Hauptursache und hat als Commentar hinzugefügt: Erlaubtes bringt Lust mit sich. Dem ist indessen nicht so. Das Ersuchen um Trennung des ehelichen Bandes muß dem Bezirksehegericht und hierauf dem Oberehegericht unterbreitet werden, und bevor eine Scheidung endgültig vollzogen ist, können unter Umständen mehrere Jahre vergehen. Ich selbst habe Bäuerinnen gesprochen, die seit zwei Jahren im Ehescheidungsprozeß begriffen, ich habe aber auch Bäuerinnen gesehen, welche mit Bedauern aussagten, daß sie drei Kinder besäßen, und die sich dabei abwandten, weil bei ihnen ein derartiges Vorkommniß als Schande betrachtet wird! Daß ein solches Volk in der Vermehrung nur schwache Fortschritte machen kann und sich selbst schädigt, ist augenscheinlich.

Nächst der Persönlichkeit des Herrn Pfarrers ist in einem sächsischen Dorfe die „unseres Herrn, des Hannen"*) die angesehenste. Vorgestern noch konnte man die imponirende Gestalt des Alten unter den Feldarbeitern erblicken, gestern hat ihn das Vertrauen der Dorfbewohner an die Spitze der Gemeindeverwaltung berufen, und heute schreitet er mit dem Zwaelkstock (Hannenstab) einher, verpflichtet, für das Wohl des Dorfes zu sorgen, für den Schutz des Lebens, des Eigenthums, der Ehre und der Ordnung zu wachen. Unser „Herr der

*) Siehe F. F. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1883. 2. Auflage. Ein vorzügliches Buch.

Hann" sagt der sächsische Bauer und beugt sich vor dem mächtigen Träger des Titels, ohne indessen den Ursprung und die Bedeutung von Wort und Würde zu kennen. Für seine Ahnen, die vom Mittelrhein nach den Karpathen zogen, besaß das Wort, das damals hunne, honne, noch früher chunna gelautet, eine wohlbekannte Bedeutung. Anderswo hieß es auch hund, und dieses hund ist die Abkürzung von hundert; huntari oder huntre aber sind die Unter-Abtheilungen der Gaue, bei deren Gerichtssitzung ein Hunne (Hann) der Vorsitzende war, während der des Gaues als Comes auftrat. So ergibt sich hier wieder ein neuer Beleg für unsere Behauptung, daß sich bei der Abgesondertheit der Sachsen manches erhalten, was im Mutterland vergangen und verweht. Der Hann steht an der Spitze des Ortsamtes, ihm zur Seite sein Stellvertreter, der Mithann, in der Regel der älteste der Geschworenen und gewesener Hann. Ein weiterer Geschworener hat die Erhebung der Steuern zu besorgen, einem dritten kommt die Aufsicht über das Gemeindegut zu, ein vierter hat über die Waisen des Dorfes zu wachen. Schreiber ist der Notarius. Alle zusammen nennt das Volk wohl hie und da auch die „Hannen". Viel hat der Hann in letzterer Zeit von seinem ehemaligen Ansehen und seiner früheren Allmacht eingebüßt, noch immer aber ist er der schwerwiegende Amtsherr, dessen Urtheilsspruch häufig beachtet wird, wodurch manche heikle Angelegenheit nicht vor die Herren in der Stadt gelangt. Der Tag der Hannenwahl ist stets ein wichtiges Ereigniß in der Entwickelungsgeschichte einer sächsischen Gemeinde. Lange vor der Wahl beschäftigt er die Geister. Man sieht sich nach diesem und jenem um und spricht im Geheimen über des jetzigen Hannen Fehler. Dem einen ist er zu unentschlossen, dem andern zu sehr auf seine Wirthschaft bedacht gewesen, und nun erst die Frauen, wenn die ihn vor der Hausthür oder in den Spinnstuben kritisiren. Eine alte Bäuerin führt an, daß er den Bortenmädchen die seidenen Vorstecktücher

confiscirt und das Wäschereinigen beim laufenden Brunnen verboten, eine andere erinnert sich, daß er die freie Weide im Brachfeld untersagt, blos weil die letzten Gänse der Hännin vom Fuchs gefressen worden sind, eine dritte murrt, weil er zuläßt, daß die Hirten die Kuhheerde so spät heimtreiben. Da muß man vorsichtig sein, damit man in Zukunft besser regiert werde. Noch viel ernster wird die Frage von den Männern erörtert. Diese kommen in den vier Nachbarschaften zusammen, und jede davon berathschlagt für sich. Freilich wäre es angenehm, wenn ein Mitglied der betreffenden Nachbarschaft die hohe Würde erlangte, allein alle Interessen müssen reiflich erwogen werden, und wenn möglich, muß man mit den anderen Nachbarschaften gemeinsam handeln. „Ihr guten Nachbarn und Freunde," so spricht der Nachbarvater, „was wir bisher geredet haben, haben wir geredet; aber unser neuer Herr, der Hann, soll nicht nur ein Hann unserer Nachbarschaft, er soll ein Hann und Herr unserer ganzen ehrlichen freien Gemeinde sein und Gott wolle ihm dazu Einsicht und Kraft verleihen und seine Lebenstage, die in sein Buch geschrieben sind, mehren. Auch unsere Brüder aus den anderen drei Nachbarschaften haben ein Wort mit zu reden bei der bevorstehenden Wahl; es wird gut sein, wenn wir ihre Gedanken auch kennen lernen und wissen, wie ihre Herzen gestimmt sind. Lasset uns darum Botschaft zu ihnen senden." Die Botschaft geht, die Botschaft kommt, und mit ihr die Nachricht, daß zwei Männer in Vorschlag gebracht sind: der Pale Schoster im Winkel und der Seimen Hannes im Graben. Wieder ergreift der Nachbarvater das Wort: „Wen immer die Gemeinde von den Zweien wählt, sie wird nicht fehlgreifen. Beide haben ihre Frauen aus unserer Nachbarschaft, und ich denke, das wird uns nicht schaden; der Sohn des ersten Candidaten, der junge Hannes Dietz, geht zu einer Magd unserer Nachbarschaft in die Gasse (macht ihr den Hof,) und auch das kann unserer Nachbarschaft nur von Vor-

theil sein. Allein über allgemeine Fragen muß der eigene Vortheil zurücktreten. Während der jetzigen Hannenschaft hat Zucht und Ordnung schwer gelitten. Die Schulversäumnisse werden nicht bestraft, die Winkelhut nimmt wieder überhand, und auf den Feldern fahren die Leute durch Gras und Korn, durch Hanf und Hafer einher, als ob der ganze Hattert ein einziger Gemeindeweg wäre. Wir brauchen jetzt einen Mann von Eisen und Stahl und keine Schlafmütze. Darum gebe ich meine Stimme dem Hannes auf dem Graben, der drei Jahre auf dem Seminarium studirt hat und zehn Jahre bei den Kaiserlichen gewesen." Alle stimmen bei, und in den übrigen Nachbarschaften hat sich dasselbe Resultat ergeben. Auch die Zigeuner und Rumänen, die früher recht- und schutzlos waren, besitzen jetzt das Stimmrecht. Es ist in diesem Fall aber eine zweifelhafte Erwerbung. Die in der Schenke versammelten Zigeuner beschließen so zu wählen wie ihre Brodherren, und die in ihrer Schule zusammengekommenen Rumänen werden sich der Wahl enthalten, da sie keine Aussicht haben, einen Candidaten durchzusetzen. Am bestimmten Tage erscheint der Herr Stuhlrichter; die Wähler treten in ihrem Kirchenkleide zur Urne, und der Hannes auf dem Graben legt als neuer Hanne bald darauf den Eid ab: „Ich schwöre, daß ich die Pflichten meines Amtes mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfüllen werde. So wahr mir Gott helfe." — Eine schlaflose Nacht wird nach der Wahl dem Hannen und der Hännin zutheil, denn jedes muß mit seinen neuen Amtspflichten einig werden. Am anderen Morgen fahren sie nach der Stadt, um alles Nöthige zu bestellen und Herz und Geldbeutel zu erleichtern. Der neue Hann hatte bisher in seinen Kalendern und Gebetbüchern seine schriftlichen Arbeiten niedergelegt, jetzt wird das anders, jetzt braucht er rothe und blaue Tinte, schwarze und blaue Bleistifte, Streusand und viel Papier, dazu Cigarren, die er dem Herrn Stuhlrichter bei seinem Besuch vorsetzen kann. Größer sind die Sorgen der

Hännin. Sie benöthigt ein Dutzend Teller von Purzenell (Porzellan), Tassen, Löffel, Lorbeerblätter, falls der Herr Stuhlrichter einmal einen Hasen schießt, und andere Dinge mehr, von denen die Männer nichts verstehen. Endlich fahren sie nach Hause, und der Hann liegt seinen neuen Pflichten und Geschäften ob, deren nicht wenige sind. Sie erstrecken sich auf Schul-, Sanitäts-, Militärangelegenheiten, auf die Sicherung des öffentlichen Wohles und auf die Gemeindeverwaltung. So ein Bild aus dem sächsischen Bauernleben.

Die Frage über die Herkunft der Sachsen hat niemals weder eine so lebhafte Debatte, noch eine so umfangreiche Literatur hervorgerufen, als die über die Abstammung der Magyaren und ebenso die über die Herkunft der Rumänen. Dies wird leicht erklärlich, sobald man bedenkt, daß die Wiege der beiden letztgenannten Völker im Dunkel steht, während es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die Siebenbürger Sachsen dem Rheinland entsprossen sind. Dabei ist es augenscheinlich, daß die Hauptmasse des Volkes durch König Geisa II. herbeigerufen wurde, die Burzenländer durch die Deutschritter eine Besiedelung erfuhren, und die Errichtung der Colonien von Bistritz zeitlich und räumlich derjenigen in der Zips verwandt ist. Wer diese Ueberzeugung besitzt, der wird von der Aussage des Jesuiten Athanasius Kirchner sehr wenig erbaut sein, der zufolge ein Schwarm Kinder bei Hameln unter der Erde verschwunden, um unterirdisch in das Land der Siebenburgen zu gelangen, ein Gedanke, der neuerdings in der Oper „Der Rattenfänger von Hameln“ eine Verherrlichung erfahren, und ebenso wenig wird ihm das Märchen der Magyaren Kopfzerbrechen verursachen, welches die Sachsen aus der Höhle von Almas hervorsteigen läßt. Der Name Sachsen ist für alle deutsche Colonisten des Mittelalters in Ungarn gebräuchlich, doch erscheinen die Siebenbürger Einwanderer im Mittelalter häufig auch als Flandrenses. Diese Bezeichnung weist auf jene Gegenden des

Niederrheines, welche man eine zeitlang unter dem Namen Flandern zusammenfaßte: Bewohner dieses alten Flanderns waren die Vorfahren der heutigen Sachsen. Daran erinnern Volkssitten, Anklänge in Sage und Märchen an die des Mittelrheins, und daran ermahnt der Dialect. Einzelne Worte sind dafür allerdings nicht maßgebend, und man würde dabei auf ebensolche Irrwege gerathen, als wenn man durch die Bockelhaube der sächsischen Bäuerin diese als einen Abkömmling der Augsburgerin, welche gleichfalls eine Boggelhaube (Backenhaube) trug, bezeichnen wollte, oder wenn man, durch das sächsische Nationalgebäck Honklich oder Hanklich, weil es offenbar von dem mittelhochdeutschen Anke (Butter) herstammt, verleitet, die Sachsen als ursprüngliche Schweizer betrachten wollte. Besseren Beweis führen ganze Dialecte. So kann man von den Sachsen Siebenbürgens immer und immer wieder die Versicherung hören, daß sie den Luxemburger fast so gut wie den Siebenbürger verstehen, und einzelne, die den Rhein kennen gelernt, berichten, Luxemburger hätten nicht glauben wollen, daß die Reisenden in den Karpathen wohnen. Deutsche Mundarten, welche sich mit der sächsischen vollständig aufheben, gibt es nicht, und dies ist um so weniger zu erwarten, als die Sachsen 700 Jahre in den Karpathen sich selbst überlassen waren, und sich in dieser Zeit unter ihnen eine Anzahl Idiotismen dergestalt herausgebildet hat, daß selbst benachbarte Ortschaften verschiedene Sprachen zu reden scheinen. So sind die Dialecte von Heltau und Michelsberg, von Klein-Bistritz und Jaad auffallend verschieden, und die Widersacher der Sachsen haben oft angeführt, daß sich ein Hermannstädter mit einem Bistritzer nicht verständigen könne, und daß beide gezwungen wären, rumänisch zu reden. Ich halte dies für übertrieben; und obgleich auch Sachsen die außerordentliche Verschiedenheit ihrer Mundarten eingestehen, so möchte ich doch die daraus sich ergebende Unverständlichkeit nur auf einzelne Idiotismen beziehen. Sagt beispielsweise der

eine „Metter" für Mutter, der andere „Meckter", so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihnen die Bedeutung des Wortes nicht sofort klar vor der Seele steht. Nachgewiesen ist die genetische Verwandtschaft der Zipser mit der Bistritzer Mundart, welch' letztere wiederum überraschende Aehnlichkeit mit der Trierer besitzt. Um dies zu veranschaulichen, lassen wir hier ein kleines Gedicht von Laven mit entsprechender Uebersetzung folgen:

Mei Schätzchen.

Eich hönn e schie' Schätzchen,
Awer reich öß ed nödd.
Watt nozzd mich det Reichsein,
Det Gold kößd mer nödd.

Mei Schätzchen öss fleißig,
Wie aand off der Weld,
On seinen ziehn Fingern
Stiehd e Reichdömm vö Geld.

Mei Schätzchen öss spörsam
Verständig on fromm,
Eich denke, mir kommen
Om Äne doch zesomm.

Meî Schatzk'n.

Eîch hun e' hesch schatzk'n
Awer reîch äs et nöt,
Wat näzt mich det rêichseî
Det gold kässt'm nöt.

Meî schatzk'n äs fleîssig
Wai 'nt af der wält
U' seîne zäh fänger
Steht e reîchthum vun gield.

Mei schatzk'n äs spuorsem,
Verstandig 'nd frumm,
Eîch dinken, mer kun
Um and doch eräm.

Parallelen über alle möglichen Vorkommnisse im menschlichen Leben lassen sich zwischen beiden Völkergruppen leicht ziehen.

Wie im Sachsenlande, so war es auch am Niederrhein untersagt, vor dem Martinstage keinen neuen Wein zu schenken, dagegen war vom Michaelstag an bis Weihnachten der Weinschank allgemein gestattet. Wie am Niederrhein Speck und Käse in hohen Ehren standen, so bei den Siebenbürger Sachsen; Käsebrod kennt noch heute der Sachse, und Käse und Brod wurden vom Gutsherrn am Rheine den Unterthanen nach vollbrachter Arbeit verabreicht. Der „Knechtkönig" am Niederrhein, der an vorgeschriebene Rede gebunden war, ist sicherlich der Altknecht im Sachsenland, wo Formenwesen und vorgeschriebene Reden noch heute an der Tagesordnung sind. Verhältniß des Pfarrers zur Gemeinde, Kinderspiele und Sprichwörter bieten Stoff zu zahlreichen weiteren Parallelen.

An Volksdichtungen sind die Siebenbürger Sachsen nicht arm. Alle Gattungen derselben sind vertreten. Da finden wir zahlreiche Sprichwörter und zahlreiche Zauberformeln gegen Zahnweh, Gicht, Feuer, gegen alle Gebrechen und sonstige unangenehme Ereignisse. Für die Jugend ist genügend gesorgt, ihr gehören die unzähligen Spielreime, die Geschichten über Storch, Kuckuck und Fledermaus. Den Erwachsenen fallen die Braut- und Rockenlieder, sowie die Jungfrauentagslieder zu. Den letzteren Punkt berührend, will es mir erscheinen, als ob Liebeslieder bei den Sachsen verhältnißmäßig in geringerer Zahl als bei anderen Völkern vorhanden wären, und was die Eignung der Sprache zur Poesie anbelangt, so kann ich nicht umhin, mich der Ansicht derjenigen anzuschließen, welche behaupten, daß die Sprache wegen ihrer Schwerfälligkeit sich nur wenig zur gebundenen Redeweise eigne. Anbei einige Proben von Volksliedern.

Die Liebe — (Marpod).

Näszt av ierde
kân hescher sen
älz wun zwê härzen
mäd enûnder schärzen
und än enönder ferlâift sen.

Hîszglean jich kiûlen
se jen net hîsz
åwer de lâif
åwer de lâif
fun dier nemeszt e starwensiviurt wîsz.

Ir schwuarz ûijeleinj
set mer gor feinj,
ech wål ech lâewen
unt nå bedrâewen
wêrt er nor meinj, och wêrt er nor meinj.

Drei Mädchen (Schäßburg).

Et gengen drâ mêtcher aw enen dânz,
då în, dåhåd en pärläne krânz,
de pärle' lichten uewen erausz,
de ânder, då håd en rîsestrausz,
de rîsen, då gâwen en geâde geråch;
de drät, då håt nor e rîn weisz dåch,
det dåch wôr waisz, det dåch wôr rîn,
de ôrem wîsz wôr de hescht än der gemîn.

Unter den Märchen begegnen uns viele, welche aus der deutschen Heimat mitgebracht sind oder Analogien zu deutschen Märchen bilden. Da wird uns die Sage von dem Riesenfräulein und dem Bauer auf der Burg Niddeck erzählt, hier ist es die Landeskrone an Rothenthurmpaß. In dem Märchen vom „wohlfeilen Holz" tritt ein Greis auf, der dem Befehl eines räthselhaften Alten gemäß sein Holz für einen Kreuzer verkauft. Der erfreute Käufer füllt ihm zum Dank dafür den Tornister voll dickflüssigen Wein, und dieser verwandelt sich unterwegs in Gold, sodaß der Bauer zu Haus seinem Weibe den köstlichsten Schatz übergeben kann. Analogien zu dieser Sage liefert der Harz, das Riesengebirge, der Kyffhäuser. Weiterhin erfahren wir zahlreiche Abenteuer mit Königstöchtern und mit Drachen, die Erlebnisse dreier Schwestern beim Menschenfresser und die des Herrn Christus auf seinen Erdenspaziergängen. An Teufeln ist durchaus kein Mangel. Höchst originell ist das Märchen

von dem Königssohn, der aus den Händen des Teufels durch die in ihn verliebte Teufelstochter gerettet wird, zum Dank dafür diese heiratet, und wie die Geschichte behauptet, „mit ihr noch herrlich und in Freuden lebt, sobald sie nicht gestorben sind.“ Im fremden Lande sind entstanden: „Die Büffelkuh und das Fischlein“, „Der Burghüter und seine kluge Tochter“. Die Geschichte vom „dummen Hans“ wird von einem wallachischen Burschen erzählt und die Geschichte von der „Frau ohne Hemd“ von einer jungen Wallachin. Ein Wallache heiratet ein hübsches Weib, welches so faul ist, daß es beständig in einem zerrissenen Hemd herumläuft. Der Mann muß daher seine Ehehälfte zur Kirche fahren, und wenn er auf der Straße mit jemand spricht, so versteckt sie sich unter die Brennesseln. Endlich wird sie in einem Sack zu ihrer Mutter gebracht, und diese bügelt sie solange mit dem glühenden Eisen, bis sie sich ein Hemd anfertigt.

Aus dem Slavischen übernommen soll folgende Sage sein, von der mich indessen dünkt, daß sie stellenweise Aehnlichkeit mit der Geschichte der heiligen Genoveva besitzt. Ein König, lautet sie, zog einst in den Krieg. Während seiner Abwesenheit ließ seine Mutter durch einen Jäger tausenderlei Thiere tödten und deren Blut der Königin vorsetzen. Diese trank es, gebar einen Knaben, welcher tausend rothe Flecken am Leibe besaß, und wurde auf Befehl des Königs als untreu verstoßen. In der Wildniß wuchs der tausendfleckige, häßliche Wila heran und erstarkte derart, daß er mit seinem Athem Thürme umblasen und Thiere und Menschen festhalten konnte. Als nun der König einst durch den Wald fuhr, wurde er von Wila gezwungen, diesen in der Eigenschaft eines Dieners mitzunehmen. Im Schloß eines zweiten Königs angekommen, steckte er den häßlichen Wila in den Keller und feierte mit der Königstochter seine Hochzeit. Die Braut fiel jedoch plötzlich todt nieder, und der Bräutigam wurde in den Thurm geworfen, aus dem ihn nur der starke Wila, welcher alles über den Haufen blies, befreite. Vorher hatte er ver-

sprechen müssen, dessen Mutter zu heiraten, die er sich selbstverständlich häßlich gedacht. Um so größer war seine Freude, als er in ihr seine Gemahlin, hold und schön, wiederfand. Sie zogen heim, und die Mutter mußte des Hungertodes sterben, während der Jäger für den starken Wila tausenderlei Thiere fing, welche diesen von den Blutflecken befreiten.

Eines der originellsten Märchen ist das vom „Zigeuner und den drei Teufeln". Christus, Petrus und Johannes kehrten eines Abends in einer Zigeunerhütte ein und erhielten von dem mitleidigen Zigeunerweib Nachtquartier. Als jedoch der Zigeuner angetrunken nach Hause kam, fragte er unwirsch: „wer sind die?" Das Weib entgegnete: „müde Wanderer." „Ei zum Donner," sagte der Zigeuner, „die konnten doch auf der Gasse schlafen." Damit nahm er einen Prügel und schlug auf den ersten Besten los, das war aber der Heiland. Am Morgen entschuldigte er sich, er müsse immer einen schlagen, wenn er betrunken sei. Der Heiland erwiderte sanftmüthig: „schon gut, kein Mensch ist ohne Fehler." In den nächsten Jahren wiederholte sich diese Begebenheit noch zweimal, und jedesmal empfing Christus die Prügel. Als sich aber der Zigeuner das drittemal wie gewöhnlich entschuldigte, meinte der Heiland: „bitte dir dreierlei Gnade aus." Da wünschte sich der Zigeuner einen Beutel, der nie leer wird, einen Spiegel, der den Beschauer solange festhält, bis ihn der Zigeuner fortstößt, und einen Birnbaum voll schöner Früchte, von dem nur derjenige heruntergelangt, den der Zigeuner hinabwirft. Alles wurde ihm gewährt, und der Zigeuner saß fortan bei Schweinefleisch und Wein im Wirthshaus, bis eines Tages der Teufel erschien und ihm zurief: „Na Bruder Midi, jetzt bist du mein, „auf folge mir!" „Sogleich," erwiderte der Zigeuner, „sieh nur einstweilen im Spiegel, was du für ein schöner Kerl bist." Der Teufel that es; unterdessen kam der Zigeuner mit einer glühenden Zange zurück und knipp dem heulenden Höllensohn die Nase

ab. Dann stieß er ihn hinaus. In der Unterwelt erzählte der Teufel klagend sein Erlebniß, und darnach machte sich sein Bruder auf. Als er beim Zigeuner vorsprach, lockte ihn dieser auf den Birnenbaum und stach ihn mit einem spitzen Eisen solange, bis der entsetzte Teufel herabfiel und davonrannte. Endlich fühlte jedoch der Zigeuner, daß seine Stunde gekommen. Er nahm Zange, Hammer und Nägel und klopfte an die Himmelsthür. Allein Petrus, welcher herausschaute, rief ihm zu: „du gehörst nicht hierher, du hast auf Erden liederlich gelebt; „und obgleich der Zigeuner sofort einige Nägel in die Himmelsthür schlug, blieb ihm nichts Anderes übrig, als zur Hölle zu pilgern. „Dort bekomme ich wenigstens das Feuer umsonst", meinte er. Als er Einlaß begehrte, schaute der junge Teufel heraus und rief sogleich: „er ist da, er ist da," worauf er sich mit den Uebrigen in den entlegensten Winkeln verkroch. Nur der alte Teufel sprach: „ich möchte doch gern einmal den niederträchtigen Kerl sehen," und öffnete ein wenig die Thür. Sofort knipste ihm der Zigeuner mit der Zange die Nase ab und klemmte den Alten derart in der Thür ein, daß er elendiglich umkam. Seitdem gibt es keinen alten Teufel mehr, sondern nur noch junge. Hierauf versuchte der Zigeuner sein Glück zum zweitenmal an der Himmelsthür, als es aber wiederum vergebens geschah, sprach er zornig: „so gehe ich zur Erde zurück, wo es mir ohnehin am besten gefällt." Es that es, und darum treffen wir ihn noch heute. Wenn er Geld hat, sitzt er im Wirthshaus, hat er keins, so ergeigt er sich einen Trunk, oder er nimmt Hammer und Zange und macht Nägel. —

Treffender, wie es hier der dichtende Geist des Volkes gethan, läßt sich der Charakter und der Erdenwandel des armen, verstoßenen Sohnes Indiens nicht darstellen.

III.

Von Bistritz nach Naszod. — Die siebenbürgische Militärgrenze. — Dees. — Szamos-Ujvar. — Auf der Eisenbahn. — Klausenburg, der Hauptort des Magyarenthums. — Maros-Ujvar. — Unter der Erde. Blasendorf. —

An einem schwülen Morgen, welcher am Horizont dräuende Gewitterwolken zeigt, sagen wir Bistritz Valet. Ein guter Wagen, mit drei Pferden bespannt, führt uns auf die Höhe des Stubenberges, und von hier aus überblicken wir das ganze Bistritzer Gebiet. Dort liegen die altehrwürdigen Eichenwälder, deren knorrige Bäume uns rauschend bewillkommt, dort erhebt sich die alte Stadt mit ihrer aufstrebenden Hauptkirche, und dahinter reiht sich Hügel an Hügel, leicht gewellt, alles bebaut und bepflanzt, urbar gemacht von der fleißigen Hand des Menschen. Ein lieblicher Anblick, von der Thätigkeit des Menschen erzählend und an die rauhen Naturelemente in keiner Weise ermahnend. Hierauf empfängt uns ein bewaldeter Thalkessel, und in ihm finden wir Mettersdorf, eine sächsische Ortschaft. Still sind die Gassen, still ist der Kirchthurm, den wir besteigen. Es ist ein mittelalterliches Bauwerk, zweifelsohne aus dem 15. Jahrhundert stammend. Die Kirchhofsmauern sind gefallen. Da die Türkengefahr längst im Grabe der Vergangenheit ruht, hat man sie abgetragen und ihre grauen Steine bilden bald hier, bald da einen Theil der Häuser. Ein merk-

würdiges Bauwerk ist dieser Thurm. Ein sogenannter Speckthurm ists, das heißt einer von jenen festen Bauten, in denen die Sachsen seit altersher ihren Speckreichthum bewahren, geschützt vor Türken und Tartaren, geschützt vor Feuersbrunst. An 700—800 Speckseiten sind hier aufgehängt, und während wir, umschwirrt von den wilden Tauben des Thurmes, die Treppe hinaufsteigen, riechen wir das Fett. Vom Thurm aus läßt sich das ganze Dörfchen beherrschen. Seine weißen Häuser ziehen in vier Richtungen auf uns zu, und andererseits dehnen sie sich im Thalkessel aus, diesen erfüllend, und in den Thälern mit ihren Ausläufern verschwindend. Es ist ein ärmlicher Ort, nicht zu vergleichen mit den übrigen Gemeinden um Bistritz. Der letzte verheerende Brand hat seinen Ruin bewirkt, und vielfache Grenzstreitigkeiten sind für sein Gedeihen durchaus nicht förderlich gewesen. Seit Decennien führt die Gemeinde wegen der Grenze ihres Hatterts mit den anstoßenden rumänischen Ortschaften Prozeß, und diese Zwistigkeiten haben im Lauf der Zeiten mehr als ein Menschenleben gefordert. Noch im vorigen Jahre hat es sich getroffen, daß Rumänen einige schlafende Sachsen überfallen und theils getödtet, theils verletzt haben. Die Häuser von Mettersdorf sind abweichend von den übrigen sächsischen Wohnungen gebaut. Während bei jenen nur die Wohnhäuser von der Straße aus sichtbar sind, liegen in Mettersdorf und Csepan viele Scheunen an der Straße, den Besitzern die Einfuhr erleichternd, ihren Inhalt aber auch Brandstiftern leichter darbietend. Die Mettersdorfer stehen in dem Rufe, Schwächlinge zu sein, und dies ist vielleicht nicht unbegründet, da sie arm sind und ihnen schlechte Kost beschieden ist.

Viel haben die Leute unter dem neuen Steuersystem zu erdulden. Die Steuern sind in Siebenbürgen außerordentlich hoch, und das Schlimmste ist, daß nicht gewissenhaft bei Ausschreibung und Erhebung verfahren wird. Viele Leute werden

für ihr Einkommen zu hoch besteuert, und recurriren sie, so wird ihnen die Entgegnung zutheil: „Dem Gesuch kann nicht stattgegeben werden," oder der Beamte denkt: „Keine Antwort ist auch eine Antwort." Bei geringen Beträgen, wenn sich der Besteuerte beispielsweise wegen 2 Gulden beklagt, trifft es sich oft, daß die Beamten nicht nur zwei Gulden, sondern vier Gulden zurücksenden, gewiß ein ungünstiges Zeugniß für ungarische Rechen- und Verwaltungskunst. Dasselbe, was von den Dörfern gesagt werden muß, gilt in noch viel höherem Maße von den Städten. Gern soll zugegeben werden, daß die Neuzeit mit ihren Bedürfnissen, mit ihren Eisenbahnen und Verkehrsmitteln, mit ihrer starren bewaffneten Macht ungewöhnlich hohe Opfer erheischt, daß eine zunehmende Bevölkerung auch zunehmende Steuerlast mit sich bringt, allein es ist augenscheinlich, daß die siebenbürgisch-sächsischen Städte unter einem Druck leiden und stöhnen, der jede Entwickelung und jeden Aufschwung von vornherein als unmöglich erscheinen läßt.*)

Melancholisch klingt das, was wir in dem kleinen Dörfchen zu Gehör bekommen, melancholisch ist auch die Gegend, die uns weiterhin aufnimmt. Ein zweites ärmliches sächsisches Dorf wird passirt, Csepan, es ist das letzte für längere Zeit, dann geht es in einem Seitenthal weiter. Jetzt taucht vor unseren Blicken eine kleine Ortschaft auf, wir fahren ein und glauben uns nicht in Siebenbürgen, sondern in Galizien zu befinden: eine Judencolonie. Söhne eines seltsamen Völkchens sitzen vor den schmutzigen Häusern oder hinter den Buden, in welchen sie Fleisch,

*) Directe Staatssteuern zahlte:

	1858	1880
Kronstadt	79,755 fl.	260,335 fl.
Hermannstadt	70,471	164,277
Schäßburg	16,527	41,044
Bistritz	14,378	50,784
Broos	10,618	31,419

Das Doppelte wie früher betragen jetzt auch Gewerbe- und Einkommensteuern.

Brod, alte Kleider oder sonstige Bedürfnisse verschachern, Jüdinnen mit kleinen Kindern stehen in der Thür der Häuser. Das ganze Dorf scheint ein ungeheurer Trödlerladen zu sein, der die Bestimmung besitzt, ganz Siebenbürgen zu versorgen. Es ist Entredam, nebst Varhely derjenige Ort, in dem sich das über die Erde gehetzte Volk vor 1848 niederlassen durfte. In den anderen Ortschaften des Landes wurden die Israeliten nicht geduldet, sondern von der Obrigkeit hinausgeführt, eventuell hinausgetrommelt. Jetzt ist das anders, die Juden dürfen sich im ganzen Lande niederlassen. Sie haben von diesem Recht fleißig Gebrauch gemacht und sich außerdem noch stark vermehrt. 1864 zählte man im Lande etwa 14,000 Seelen dieses Volkes, bei der letzten statistischen Erhebung 24,000, und heute dürften etwa 28,000 vorhanden sein.

Kaum haben wir die israelitische Colonie im Rücken, so erhebt sich vor uns eine lange Reihe von Hügeln, und wir bemerken, daß wir auf das Szamosthal stoßen. Die Gegend belebt sich, ein freundliches Oertchen taucht scheinbar aus der Erde empor, und wir sind in Naszod, dem ehemaligen Grenzerort. Es ist eine gar stattliche Ansiedelung. Die Straßen sind breit und reinlich, rechts und links erheben sich große Häuser, denen man ihre einstige militärische Bestimmung anmerkt; am Hauptplatz steht stolz eine neue steinerne rumänische Kirche. Es ist Vieh- und Wochenmarkt, daher dünkt es uns selbstverständlich, daß wir in einen Tumult gerathen, wie er beim Thurmbau zu Babel nicht ärger geherrscht haben kann. Auf der einen Seite der Straße sitzen sächsische Bauernweiber, kenntlich am Typus und an den unförmigen Strohhüten. Ihre Handelsartikel bestehen aus Gemüse, Zwiebeln und Sämereien; neben ihnen haben sich orthodoxe Juden mit großen Säcken voll Kukurutz postirt. Sie feilschen mit rumänischen Bäuerinnen. Ihre Zahl ist keine geringe, weil die meisten Israeliten Siebenbürgens im Szamosthal ansässig sind und hier wenig Armenier

existiren, welche, bekanntlich noch schlauer wie die Söhne Israels, diesen oft genug das Handwerk legen. Die siebenbürgischen Juden documentiren sich nicht immer als strenggläubige, sie gehen vielmehr von ihren orthodoxen Sitten und Gebräuchen mehr oder weniger ab; viele von ihnen stehen auch in dem Rufe ehrlicher Leute. Neben den Israeliten und den wohlbeleibten Gemüsehändlern stoßen wir auf die uns durch den Rodnaer und Bistritzer Markt bekannten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke. Der Platz genügt hier nicht, um alle diese landesüblichen Waaren zu fassen, sodaß der Markt die nach Westen führende Straße in Anspruch nehmen muß. Auf dieser hat man mehrere Hundert Stück weißen Rindviehes zusammengetrieben, weiterhin Pferde und Schafe. Zwischen dem Vieh stehen Besitzer und Käufer, meist Rumänen mit bestaubten Schuhen und weißen Jacken. Alles erscheint grau und farblos wie ein slovakischer Viehmarkt; grau ist die Erde, weiß das Rindvieh, grau die Menschen in ihren Anzügen, grau die staubgeschwängerte Luft, und nur die rothen Katrintzen der rumänischen Weiber bilden eine angenehme Unterbrechung. Nichts charakterisirt eine Gegend besser, als ihre Märkte, nirgends findet der Ausländer günstigere Gelegenheit, die Menschen zu studiren und ihre commerciellen und socialen Verhältnisse kennen zu lernen, wie auf solchen. In Rodna trafen wir Armenier als Handelsleute, im Uebrigen nur Bedürfnisse der Bergarbeiter, in Bistritz waren Sachsen und Juden ausschlaggebend, in Naszod sehen wir wiederum Juden als Händler, Rumänen als Käufer. Und im Charakter eines jeden Marktes zeigt sich die Beschäftigung der Umwohnenden: in Rodna der Bergbau, in Naszod die Landwirthschaft.

Naszod besaß einst eine große Wichtigkeit, war es doch Stabsort des 1852 aufgelösten zweiten Romanen-Grenzregimentes, nach dessen Untergang man aus dem Fond seiner Kasse eine höhere rumänische Schule gegründet hat! An dieser Schule

sind tüchtige Lehrkräfte thätig, und infolge dessen herrscht in dem kleinen Oertchen ein gewisses geistiges Leben. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die Rumänen diesen Umstand dazu benutzen wollten, Naszod durch Hierherverlegung eines Bisthums zu einem Bollwerk des Rumänenthums zu erheben. Man ist jetzt indessen von diesem Plan abgekommen.

Ein echtes Grenzerleben hat in Siebenbürgen niemals Platz greifen können. Es fehlten dazu die Bedingungen, welche an den südwestlichen Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie in so reichem Maße vorhanden waren. Dort lagen seit Jahrhunderten die südslavischen Stämme in wüthendem Ringen mit den Türken, dort bestand die Hauscommunion, welche der militärischen Organisation der Familien überaus förderlich sein mußte, und dort harmonirt endlich das Kriegerische mit dem Charakter der Bewohner. Anders in Siebenbürgen. Hier ließ sich kein zusammenhängendes Gebiet für die Grenze occupiren, und da hierzu noch der Umstand kam, daß die Rumänen wegen Mangels an Kriegslust abgeneigt waren, und die Szekler dem Project mit großem Mißtrauen begegneten, so war eine Blüthe der Grenzorganisation für alle Zeiten ausgeschlossen. Ein weiteres Hemmniß war die Unzufriedenheit einzelner Adeliger und Gemeinden, deren Gebiet durch die Grenze beeinträchtigt wurde, und welche daher offen und geheim gegen dieselbe schürten. Der General der Cavallerie, Baron Buccow, war es, der dem Hofkriegsrath im Jahre 1761 zuerst den Vorschlag machte, die siebenbürgischen Grenzen militärisch zu besiedeln, an denen bisher nur die Engpässe von kaiserlichen Soldaten und von einer Art Bauernmiliz, den Plajaschen, mangelhaft bewacht worden waren. Das Project gefiel und wurde in der Hauptsache genehmigt. Demzufolge sollten die bei Törzburg seßhaften Kalibaschen, das sind Rumänen, die auf den Gebirgen von Kronstadt in Kaliben (Hütten) wohnen und Viehzucht treiben, abgesiedelt werden und an ihre Stelle Rumänen aus dem

Landesinnern treten, weiterhin sollten im Rodnaer Thal und in der Naszoder Gegend Rumänen ihren Einzug halten, und endlich wollte man die Szekler ihrer ursprünglichen Bestimmung, der Bewachung der Grenze, wieder zuführen. In der Hauptsache gelangte dieser Plan zur Reife, doch nicht ohne daß sich zahlreiche Schwierigkeiten hindernd entgegengestellt hätten. Zunächst erhob sich das siebenbürgische Gubernium und opponirte gegen die Ausscheidung bedeutender Landestheile aus dem Provinzialverband, und sodann stellten sich bewaffnete Szekler dem General Buccow entgegen. Als sich die Kunde von dem letzteren Umstande verbreitete, zogen sich diejenigen Rumänen und Szekler, welche bereits in den Dienst getreten, wieder zurück, und es entstanden Conflicte mit den Behörden, mit den Grundherren und mit den Freien, kurz es entwickelte sich ein unangenehmer Zustand. Zur Schlichtung der Streitigkeiten entsendete die Kaiserin Maria Theresia den Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Siskovich, einen überaus energischen, harten Soldaten. Er sollte die Organisation mit Gewalt durchführen. Es geschah. Mehr als 5000 Szekler befanden sich in offenem Aufruhr, dessen Hauptherd das Dorf Madefalva war. Oberstlieutenant Caratto griff dasselbe mit seinen Truppen an, ließ es in Brand stecken und die Aufständischen daraus vertreiben; 88 derselben wurden dabei getödtet.

Nach diesem bedauerlichen Vorkommniß war die Widerstandskraft im Szeklerland gebrochen, und die Militarisirung wurde anstandslos durchgeführt. Zunächst ging sie in den Szekler Stühlen vor sich, wo zwei Infanterieregimenter zu je 3000 Mann und ein Husarenregiment zu 1500 Mann formirt wurden. Dadurch traten die Szekler in andere sociale Verhältnisse wie bisher. Es wurde ihnen ein Drittheil der Bundescontribution nachgelassen, und im Kriege waren ihre Familien völlig contributionsfrei. Im inneren Dienste empfingen sie Löhnung, nur Stabsdienst und Compagniewache waren unent-

geltlich zu leisten, bewegliches und unbewegliches Gut war vererblich. Aehnliche Rechte genossen die Wallachenregimenter, die in derselben Stärke nebst einem Dragonerregiment von 1500 Mann aufgestellt wurden. Die Placirung dieser Regimenter bot ganz besondere Schwierigkeiten. Das zweite Infanterieregiment erhielt nebst einem Theil der Cavallerie das Rodnaer Thal angewiesen, von wo man die Sachsen und Magyaren absiedelte, und für welches man der Bistritzer Gemeinde 12,000 fl. Entschädigung zahlte und zum Theil deren Schulden übernahm. Noch größere Schwierigkeiten bot die Ansiedelung der übrigen Grenzwächter, welche man im Hatszeger Thal und im Fogaraser District unterbrachte. Endlich waren die Organisationen vollendet, damit aber die Klagen und Beschwerden der Gemeinden nicht beseitigt. Vielfache Abänderungen wurden im Lauf der Zeiten getroffen, nichts destoweniger blieb die Unzufriedenheit der Szekler bestehen und ebenso das Hineingreifen der Grenze ins Provinzialgebiet, wodurch die Stände gegründete Ursache zu der Klage erhielten, daß in zahlreichen Ortschaften mehrere Obrigkeiten, militärische und civile, durcheinander wirthschafteten, daß Stuhlrichteramt und Regimentsbehörde oft einander beirrten und sich ihre Verordnungen kreuzten. Um dies näher zu erläutern, führen wir die Vertheilung der siebenbürgischen Grenzer an. So umfaßte das 1. Wallachenregiment einen rein militärischen Marktflecken, Fogaras, 16 rein militärische Dörfer und 65 gemischte, d. h. solche, in denen Grenzer mit Provinzialisten vereint wohnten. Das 2. Wallachenregiment war am besten concentrirt; es bestand aus Naszod und 34 rein militärischen Orten. Das 1. Szekler Infanterieregiment lag in einem militärischen Marktflecken und 50 gemischten Dörfern, das zweite in einem rein militärischen Markt (Kezdi-Vasarhely), in 2 Märkten und 99 gemischten Dörfern; das Husarenregiment cantonnirte zerstreut in zwei gemischten Marktflecken und 152 Dörfern der Infanterie, 4 militärischen Märkten, 5 Märkten und 5 Dörfern ge-

mischt. Das wallachische Dragonerregiment war bereits im Jahre 1770 wieder aufgelöst worden. Den Todesstoß gab der ganzen Institution die revolutionäre Bewegung von 1848 und 1849. In diesen Jahren schlossen sich die Szekler Grenzregimenter der ungarischen Armee an und kämpften mit echt magyarischer Tapferkeit und Zähigkeit gegen die kaiserlichen Truppen, sodaß es nach Niederwerfung des Aufstandes nicht räthlich erschien, den Szeklern von Neuem Waffen in die Hand zu geben. Dadurch stellten sich jedoch die beiden Wallachenregimenter als räumlich getrennt und somit als unnütz und werthlos dar, und dies führte endlich in leitenden Kreisen zu dem Entschluß, die siebenbürgische Militärgrenze zu Grabe zu tragen. Der Vorsatz ward zur That durch den kaiserlichen Erlaß vom 22. Januar 1851, welcher die Grenzregimenter in Linien-Infanterieregimenter, das Szekler Husarenregiment in das Husarenregiment Nr. 11 verwandelte. Den ehemaligen rumänischen Grenzern wurde die freie Fortbenutzung der Waldungen zugestanden und aus den Revenuen Fonds zur Errichtung und Erhaltung von Schulen gebildet. Diesem Umstand hat, wie oben erwähnt, das Obergymnasium von Naszod seine Existenz zu verdanken.

Von Naszod aus folgen wir dem breiten Szamosthal. Es ist nach wie vor nur wenig belebt, die Höhen treten zurück, der Fluß zieht ruhig und unbehindert seines Weges, das ganze Bild erinnert an zahllose mitteldeutsche Landschaften, denen etwas fehlt: Charakter. Dort, wo der Sajofluß sein Wasser mit dem des Szamos vereinigt, wird das Thal auf einige Zeit anmuthiger. Hier liegt Bethlen, ein großer, freundlicher Ort, den alte, schattenspendende Bäume umschließen, und aus dessen Mitte ein schönes, herrschaftliches Gebäude hervorschaut. Thalabwärts finden wir weitere Edelsitze, fast in jedem Dorfe erhebt sich ein solcher, bald stattlich mit weiten, prächtigen Parkanlagen und reinlichen Wirthschaftsgebäuden, bald minder ansehnlich.

Aber freilich mit dem äußeren Gewand allein ist es nicht immer gethan. Der größte Theil der hier ansässigen Edelleute entstammt verarmten Geschlechtern, und kaum ein Dutzend im ganzen Lande kann das kleine Adjectiv „reich" für sich in Anspruch nehmen. Die Uebrigen sind herabgekommen und in Schulden versunken. Fehler und Tugenden haben diese Leute ruinirt. Ihre Trägheit und geringe Bildung hat einen Rückgang ihrer Güter herbeigeführt, und ihre bewunderungswürdige Gastfreundschaft hat es oft bewirkt, daß ihre Häuser wochenlang von Gästen nicht leer geworden. Jetzt sind manche von ihnen bettelarm, 4 Ochsen, 4 Pferde, 5000 fl. Revenuen, das ist ihr Besitz, ihre Rettung, und von den 5000 fl. sollen sie ihre Schulden bezahlen.

Die Felder im Szamosthal sind gut, und der Boden ist leicht zu bearbeiten. Unter den Vertretern der Thierwelt werden dem Fremden die Büffel auffallen, die in ganz Siebenbürgen heimisch sind. Diese unheimlichen, schmutzigen schwarzen Thiere mit weit zurückgebogenen Hörnern, welche man anderswo nur im Zoologischen Garten beobachten kann, werden in Siebenbürgen in großer Anzahl gehalten,*) und zwar hauptsächlich wegen der schweren, vorzüglichen Milch, welche die Büffelkuh liefert. Neuerdings hat man auch deutsches Rindvieh eingeführt, sogenannte „Schweizerkühe" oder „Pinzgauer", und da diese Thiere, was das Futter betrifft, nicht so anspruchsvoll wie die ungarischen Ochsen sind und gute Milch bieten, so übersieht man ihre Trägheit gern, und es scheint, als ob man auf ihre Vermehrung und Pflege bedacht wäre. Die Rindviehzucht ist überhaupt im Lande sehr im Aufschwung begriffen, denn während Ungarn einen Rückgang aufzuweisen hat, wurde in Siebenbürgen von 1851 bis 1870 eine Zunahme von 264,786

*) Der Viehstand in Siebenbürgen betrug 1870: 188,254 Pferde, 298 Maulesel, 1012 Esel, 927,371 Rinder (davon 58,310 Büffel), 1,840,981 Schafe, 191,414 Ziegen, 501,751 Schweine, 122,718 Bienenstöcke.

Stück nachgewiesen. Trotz dieses hohen Viehstandes kann das Land seinen Bedarf nicht selbst befriedigen, sondern muß zu einer starken Zufuhr aus Rumänien seine Zuflucht nehmen, was sich daraus erklären mag, daß die Eisenbahn viel Vieh nach Budapest und Wien entführt.

Die siebenbürgischen Pferde sind sehr kräftig und die meisten Racen schön gebaut. Allein die Pferdezucht steht wegen schlechter Weide in ungünstiger Verfassung. Am stärksten ist sie noch bei den Sachsen. Hier entfallen auf 1000 Einwohner 213 Pferde, während im Szeklerland auf dieselbe Zahl Menschen nur 51 kommen. Die Schafzucht gehört vorzugsweise den Rumänen, die Schweinezucht wiederum den Deutschen.

Während wir im Szamosthal dem Westen zufahren, ist inzwischen der Abend gekommen, und mit ihm jene Ruhe, durch welche die Natur ihrer Müdigkeit scheinbar Ausdruck verleihen will. Ein leichter anmuthiger Hauch weht durch die ganze Schöpfung, und es ist, als ob er einen Schleier über die freundlichen Dörfer und die träumerischen Landhäuser ausbreitete, diese vor rohen Naturgewalten schützend. Retteg wird von uns berührt, ein kleiner Ort mit befestigter Kirche. Zweifelsohne ist sie einst ein Bollwerk des sächsischen Volkes gewesen, und nur im Wechsel der Zeiten sind diese Sachsen vergangen, spurlos wie andere ihrer Brüder. Nachdem die festen Mauern und das alte Gotteshaus längst unseren Blicken entschwunden, erhebt sich vor uns eine größere Stadt, von dem Dämmerlicht des Abends leicht berührt: Dees. —

Ein gewinnender Ort und eine anmuthige Lage. Wahrlich, den ersten deutschen Einwanderern, welche als Colonisten hierhergekommen, um sich ein neues Heim zu gründen, ist ein scharfer Blick und ein richtiges Urtheil eigen gewesen. Sachsen aus Szathmar-Nemeti waren es, die im Szamosthal aufwärts zogen, und als sie die günstige Lage dieser Berge an der Vereinigung der beiden Szamosflüsse wahrnahmen, hier eine Burg

errichteten und Bergbau trieben. Wasser war genug vorhanden und Salz gleichfalls, wo sich aber diese Factoren darboten, ließen sich die alten Deutschen gern nieder. Die heutige Stadt schmiegt sich an die Berge des Szamosthales an und reicht mit ihren äußersten Ausläufern in die Seitenthäler. Sie ist eine reinliche Ansiedelung, deren schönster Schmuck der große Hauptplatz ist. Am oberen Ende desselben ist die mächtige, gothische Kirche postirt, welche aus dem 15. Jahrhundert stammt und überaus starke Pfeiler und Mauern besitzt. Besteigen wir ihren Thurm, so wird uns ein Blick auf das Städtchen zutheil, auf dessen weiße oder gelbe Häuser, welche mit braunen Dächern geziert sind, und auf die traulichen Gärten, welche sich an vielen Häusern befinden, den Bewohnern Vergnügen und Beschäftigung gewährend. Neben uns nisten die geschwätzigen Sperlinge, und hängen die Glocken schwer herab, von unten dringt Geräusch herauf, welches bunte Haufen Volkes verursachen, und die Höhen des Szamosthales umfangen in weitem Bogen das ganze friedliche, anmuthige Bild. Das Innere der Kirche ist einfach wie das der meisten ihrer reformirten Schwestern. Ihr gegenüber zeigt sich die katholische. Wie anders ist deren Interieur! Da sind Fahnen aufgestellt, Malereien, pomphafte Bilder und kostbare Altäre; Alles glänzend, Alles darauf berechnet, einen bezwingenden Eindruck auf den Geist auszuüben! Zwei der Altäre sind offenbar aus röthlichem Marmor gefertigt, zwei andere aus schwarzgrünem belgischen. Doch seltsam, je näher wir kommen, desto mehr schwindet der Glanz des Marmors, und wenn wir ihn berühren, stellt sich heraus, daß die Altäre aus bemaltem Holz gefertigt sind. Wir bilden das Opfer optischer Täuschung und gewinnen die schmerzliche Ueberzeugung, daß sich die geistlichen Herren mit uns und anderen einen kleinen Scherz erlaubt. Viele von ihnen wohnen als Mönche in dem anstoßenden Kloster. Das ist ein großes, langes Gebäude mit stillen, kühlen Gängen und

einem Hof, in dem mannigfache Pflanzen gedeihen, in dem sich aber kein lebendes Wesen zeigt.

Kehren wir zurück ins volle Menschenleben. Auf der dritten Seite des Platzes erregt ein seltsames, einstöckiges, langgezogenes Gebäude unser Interesse. Seine Front erstreckt sich in einer Seitengasse und stößt an das „Hôtel zur Europa". Es ist Eigenthum der Schuhmacherzunft, und in ihm hält diese am Markttag ihre Waaren feil. Jeder Meister hat im ersten Stock seinen bestimmten Stand und kann hier nach Herzenslust, ungestört von Wind und Wetter, mit den Kunden handeln. Gewiß ein alter, uralter Zunftbrauch. Im Erdgeschoß sind Buchdrucker und Kaufleute thätig, welche sich hier eingemiethet.

Doch wir scheiden auch von diesem merkwürdigen Gebäude und steigen eine sanft anführende Straße empor. Sie geleitet uns zum Friedhof, in das Reich des Todes, den wir Dank der Pfaffenwirthschaft gewohnt sind, als einen eckigen, knöchernen Sensenmann darzustellen, während sich ihn die Phantasie der Alten in den Todtentänzen als eine liebliche, mohnumkränzte Jungfrau ausmalte. Auf einem mild abgerundeten, in das Thal hineinragenden Hügel hat man Tausende gebettet. Ein schöner Garten ist ihnen zutheil geworden, und heute steht derselbe in besonderer Blüthe. Das frischgemähte Gras verbreitet einen bestrickenden Duft, die alten Bäume lassen ihre Blätter und ihren Blüthenschmuck bei dem leisen Kosen des Windes auf die Wohnungen der Todten niederfallen, und weiße Wölkchen schauen auf dieselben herab. Die Blumen erheben in allen Farben und Formen zwischen den mit magyarischen Lettern versehenen Grabsteinen ihr Haupt, und hin und wieder läßt ein Vogel seine zarte Stimme über und neben uns laut werden. Rechts und links halbversunkene Gräber und Steine, welche sich infolge der Anlage des Friedhofes den Hügel hinab nach dem Westen zuziehen. Die Schriftzeichen sind oft völlig verwittert und gewiß die Gebeine derer zerfallen, von denen sie

berichtet. Auf der Höhe begegnet uns noch eine Anzahl von Grabsteinen, deren Inschrift in der ehemals hier verbreiteten lateinischen Sprache darthun, daß sie seit 150—200 Jahren der Witterung trotzen. Und neben ihnen, weithin ins Land sichtbar, neue Erbbegräbnisse! Welch' ein Contrast! Blaue und rothe Leuchtkugeln glitzern im Sonnenschein, und ein herrlicher Block aus Kalkgranit erzählt von den Schläfern! Diese Blöcke gleichen an stattlichem Aussehen denen des carrarischen Marmors, trotzen aber den Einflüssen der Elemente dreimal so lange als diese. Weiterhin Stein an Stein, alle ins Thal hinabblickend.

Alt werden die Leute im Szamosthal, 70, 80, 88 jährige Menschen sind hier keine Seltenheit. Auch alte Grüfte erheben sich hinter den neuen, mit seltsamen Steinmetzarbeiten, seltsamen Schlössern und Verzierungen. Einige derselben sind halb verfallen, oder man hat sie pietätlos aufgerissen. Die Todten schauen aus den zerfallenen Särgen hervor und ihr Sterbehemd umschließt kaum das morsche Gebein. — Memento mori. — Ihre Verwandten sind wohl längst verschollen, ihre Freunde gestorben und verdorben, und so ist niemand mehr auf Erden, der für ihre Ruhestätte sorgt. Die Behörden und Beamten der Stadt haben andere Sachen zu thun. Nicht lange noch, und die Schläfer müssen den Platz vielleicht ganz räumen, auch andere wollen ruhen hier oben, wo die Luft so köstlich ist, und die Bäume so ernste, alte Geschichten rauschend zu erzählen scheinen. Jetzt treffen wir auf zwei Todtengräber. Sie bauen einem Kinde ein ewiges, stilles Haus. Sonst ist alles ruhig, und nur von da unten bringt verworrener Lärm herauf. Dort läuft die Menge rastlos, ameisenartig, sorgend, strebend, lachend, weinend durcheinander, bis einer nach dem andern heraufgetragen wird zur Höhe, dann ruhen seine Sorgen, seine Freuden, und ob er noch so reich, er verliert seine Vorrechte: zwei Schritt gemeiner

Erde wird ihm, nicht mehr. Und wie sie alle schlafen, so friedlich, so einträchtig: Magyaren, Deutsche, Rumänen! —

Doch hören wir, ein dumpfes Schlagen dringt an unser Ohr, und wir vernehmen Stimmen. Dicht am Friedhof hat man einen Steinbruch eröffnet. Sogar an dieser Stätte der Ruhe hat der Mensch, von seiner Gewinnsucht geleitet, die Erde unterwühlt. Ihm scheint nichts heilig zu sein, nicht einmal die Wohnung vergangener Geschlechter. — Ein leichter Stein ist's, der hier gewonnen wird, ein Gemengsel von Schiefer, das leicht bröckelt. Anders verhält es sich mit dem Granit, den man in der Gegend mit Quarz gemischt findet. Er eignet sich wegen seiner Härte zu Mühlsteinen; auch der Thurm der Hauptkirche ist zum Theil aus ihm erbaut. — Unter dem Friedhofsberg und nur wenige Schritt vom Hauptplatz liegen die Promenadeanlagen. Sie sind noch jung, die Beete werden erst gegraben, und den Schatten der Bäume kann nur die kommende Generation genießen.

In Dees wird viel gebaut, überall wird gezimmert, gehämmert, gedeckt, gestrichen, ausgebessert, und die Billigkeit des Lebens*) in der Stadt dürfte zu einem Aufschwung derselben in fördernder Weise beitragen.

Am Nachmittag vertrauen wir uns der Eisenbahn an, welche aus dem kleinen magyarischen Städtchen nach dem Süden führt, und welche man im Szamosthal bis Bistritz fortsetzen

*) Dees schließt sich in dieser Hinsicht dem nördlichen Theil Siebenbürgens würdig an. Wenn man in Dees ein Paar „Händerl" mit 30 kr., in Arad dagegen mit 50—60 kr. verkauft, und wenn man in „Hôtel zur Europa" dem Gast eine Suppe für 4 kr., einen Salat mit Ei für 6 kr. verabreicht, so ist diese Billigkeit gewiß die Blüthe eines gelobten Landes. Am theuersten stellt sich das Leben in Klausenburg, und nicht viel geringer in Kronstadt. In diesen Städten zahlt man dieselben Preise wie in Wiener Gasthöfen, und während man in Bistritz und anderen Orten für 200 fl. jährlich eine entsprechende Wohnung miethen kann, kostet eine solche hier 400—500 fl. Bei Klausenburg ist diese Theuerung dadurch erklärlich, daß die Stadt Sitz der magyarischen Aristokratie des Landes ist, bei Kronstadt dürfte Handel und Verkehr die Ursache sein.

will. Der Zug ist ein gemischter, das Publikum ein sehr gemischtes. Im vorderen Theil des Zuges präsentiren sich 6—8 Gepäckwagen, im hinteren 5 Personenwagen. Durch einen magyarischen Gutspächter haben wir uns verleiten lassen, einen Waggon dritter Klasse zu besteigen, weil es daselbst im Sommer „kühl" sein soll, und sind damit ein beklagenswerthes Opfer unserer Schwachheit geworden. Der Raum, in den wir eintreten, besteht aus zwei Coupees, in denen sich über ein Dutzend Personen niedergelassen. Dort sitzt eine verschleierte Dame, neben ihr ein Honvedsoldat und ein Gensdarm, weiterhin einige Juden, handelnd, feilschend, debattirend, Bauern und Bäuerinnen, ein Bergbeamter, endlich wir. Die ganze Versammlung ist in eine Tabakwolke gehüllt, aus der man nur zuweilen die Stimme der Juden dominirend erschallen hört. Und zu alledem haben wir heute den bisher wärmsten Tag im Jahre! Unter solchen Umständen fahren wir instinctmäßig mit dem Kopf zum Fenster hinaus und bemerken draußen sogleich, daß wir diesen Gedanken nicht allein geboren. Kopf an Kopf, Damen und Herren; alles starrt die Gegend an, oder schöpft richtiger gesagt in vollen Zügen die durch unsere Bewegung verursachte kühle Luft. Dieses Vorwärtsstreben ist allerdings von schwachem Erfolg begleitet, denn unsere Locomotive schleppt sich keuchend mit fürchterlicher Ruhe und Langsamkeit durch das Thal. Einer der jungen Männer, die in Hembärmeln hinausschauen, benutzt diese Gelegenheit, öffnet die Coupeethür, stellt sich aufs Trittbrett und macht dabei so lange Freiübungen, bis der Conducteur, der ihn wie ein Habicht erspäht hat, schleunigst zum Rückzug zwingt. Die Stationen benutzt unser Dampfroß gründlich. Fünf Minuten Aufenthalt werden ihm zu zehn, und wenn zwei Minuten vorgeschrieben sind, steigt unser obengenannter Turner aus, legt sich ins frischgemähte Heu oder springt über die Gräben. Daran thut er auch ganz Recht, er hat ja 6—8 Minuten Zeit zu solchen Beschäftigungen! In

Szamos-Ujvar soll man fünf Minuten halten, allein der Zugführer hat wahrscheinlich bemerkt, daß uns die Portionen Eis im Restaurationslocal in die Augen gefallen, und der rücksichtsvolle Mann läßt daher zwanzig Minuten Pause eintreten. Wir hätten unterdessen wirklich Zeit, die kleine Armenierstadt sammt ihrem Strafhaus einige Male zu betrachten.

Die jetzige Stadt ist noch jung, sie wurde im Jahre 1726 von den einwandernden Armeniern angelegt, woher ihre regelmäßige Bauart datirt. Dieses asiatische Volk, die Männer oft mit gelblichem, die Frauen mit blendend weißem Teint, beide aber mit kohlschwarzem Haar, bildet einen der interessantesten Bestandtheile der siebenbürgischen Bevölkerung. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus der Moldau zuwandernd, haben sich die Armenier meist magyarisirt, sodaß sie sich für Magyaren ausgeben, deren Sprache reden und nur an ihrem Typus kenntlich sind.*) Von ihrer Unsittlichkeit erzählt man sich im Lande noch weit mehr als von der Schönheit ihrer Frauen. Vater, Mutter, Söhne, Töchter sollen zuweilen durch innige Bande verknüpft sein, und ebenso soll häufig jedes seine eigenen Liebespfade wandeln. In einer zweiten Armenierniederlassung, in dem südlich gelegenen Elisabethstadt, hat sich unlängst der Fall ereignet, daß ein verheirateter Mann eine verheiratete Frau entführt hat, und letztere die Kasse ihres Mannes mit nach Wien genommen. Nachdem die Beiden daselbst vier Wochen lang selig gelebt, kehrten, sie natürlich mit geleerter Kasse, in die Heimat zurück. Jedes von ihnen verfügte sich zu seiner verlassenen Ehehälfte und wurde

*) Die Volkszählung von 1870 ergab: 611,582 Magyaren, 211,490 Deutsche, 1,249,447 Rumänen, 4344 Armenier, 24,864 Juden. Zigeuner wurden nicht besonders berücksichtigt, Armenier theilweise zu den Magyaren geschlagen. In confessioneller Hinsicht: 267,889 Römisch-katholische, 546,502 Griechisch-katholische, 653,169 Griechisch-orientalische, 209,080 Augsburger Evang., 296,460 Helv.-Ev., 53,539 Unitarische, 223 andere Christen, 24,864 Juden, 17 andere Nichtchristen.

von dieser so liebreich aufgenommen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Im Städtchen hat man sich über den „artigen“ Scherz amüsirt und ihn jetzt sicherlich längst vergessen. Dergleichen Episoden circuliren im Lande zu Hunderten, und ein eifriger Sammler könnte sich damit um die Culturgeschichte seiner Zeit höchst verdient machen, weil eigentlich nichts für den Culturzustand eines Volkes bezeichnender ist als die sittlichen Verhältnisse.

Nördlich von der Armenierstadt steht ein weitläufiges Gebäude, das Strafhaus. Hier können 1500 Sträflinge untergebracht werden, es befinden sich jedoch in der Regel höchstens 500 in demselben. Sie erhalten Unterricht in den Elementargegenständen und werden zu den verschiedensten Gewerben angehalten. Erbaut wurde das Schloß im Jahre 1542 durch Georg Martinuzzi, eine Erweiterung erfuhr es durch Georg Rakoczi II. im Jahre 1652. Doch wir müssen aus dem Weichbild der Armenierstadt scheiden, unser Dampfroß wird bereits ungeduldig. Dieselben Qualen wie zuvor brechen von Neuem über uns herein. In dem Coupee hat sich wohl die Gesellschaft nach und nach etwas verändert, leerer ist es jedoch nicht geworden. Ein Hund läuft draußen neben dem Zug bellend einher, ihm hat offenbar unser langsames Fahren Aerger verursacht. Erst nachdem er sich überzeugt, daß für seine Zähne kein günstiges Object zu entdecken ist, läßt er von seiner Verfolgung ab. Diese seltene Eisenbahn steht im Besitz einer Privatgesellschaft, welche den erwähnten heroischen Entschluß gefaßt hat, das ganze Szamosthal mit ihren Dampfrossen zu durchfliegen. Es ist selbstverständlich, daß sich im Lande allerlei Geschichten über die Bahn verbreitet haben. So berichtet man in boshafter, hämischer Weise, daß, als einst eine Gesellschaft aus Dees nach Klausenburg zum Theaterbesuch gefahren, der Locomotive das Wasser ausgegangen sei. In solcher fatalen Lage hätten die Passagiere das nasse Element

dem Dampfroß in ihren Hüten zugetragen und über dieser angenehmen Beschäftigung das Theater versäumt. In Wahrheit soll sich die Locomotive mit Noth und Mühe bis zur nächsten Wasserstation selbst fortgeschleppt haben. — Das Bild des Szamosthales ist uns bereits bekannt; links die fruchtbaren Höhen der Mezöseg, um uns herum gewaltige Tafeln von Weizen, Hafer, Kukurutz, alles ein Beweis für die Wahrheit der Moltke'schen Worte:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft!

Allmählich verändert sich die Natur. Der Abend kommt, und es wird etwas kühler, nur die Langsamkeit des Zuges bleibt dieselbe. Oft scheint es, als ob er auf freiem Felde stehen bleiben wollte, und dann fällt uns wie eine drückende Alplast die fürchterliche Geschichte von dem Wasserausgehen ein; jetzt fahren wir über eine Brücke, es folgen einige Stöße, und der Zug hält. Entsetzt und neugierig stecken die Leute den Kopf zum Fenster hinaus, draußen beginnen die Conducteure heftig miteinander zu zanken, wir aber verbleiben auf unserem Platz hübsch ruhig, wohlweislich in dem Gedanken schwelgend, daß bei einer derartigen Bahn Entgleisungen unwahrscheinlich sind — und nun gar Zusammenstöße! Nach einiger Zeit rasen wir weiter, erreichen bei Apahida die Staatsbahn und von hier aus in wohlthuendem beschleunigten Tempo Klausenburg, den Hauptort des Magyarenthums in Siebenbürgen.

Um einen Ueberblick über die Stadt zu erlangen, wonach der Fremde immer zuerst trachten sollte, steigen wir zum Fellegvar hinauf. Das ist ein Hügel, der sich nördlich von der Stadt erhebt, und den eine unscheinbare Citadelle krönt. Kleine, weiße und gelbe Häuser ziehen sich an ihm empor, die man eigentlich Hütten nennen könnte, und in denen Arbeiter-

familien vegetiren. Früher war die Bevölkerung eine ganz andere. Fellegvar bildete noch vor zwei Decennien eine Zigeunercolonie, in der einige hundert dunkle Familien ein süßes Dasein führten. Die Sonne schien auch zu schön auf den sanft abfallenden Hügel, als daß sich der Zigeuner nicht von ihr hätte begrüßen lassen sollen, die Fremden waren zu zahlreich, als daß der Zigeunerbube sie nicht hätte bettelnd umspringen sollen, und die Luft war zu würzig, um den Zigeuner nicht hier oben festzuhalten! Frühere Reisende wissen nicht genug von dieser Stadt der Ausgestoßenen zu erzählen, von dem halbnackten kautschukmäßigen, zudringlichen Völkchen, dessen hoffnungsvolle Söhne dem guten Engländer Borrow das seidene Taschentuch tagtäglich gestohlen, so lange bis er sagen konnte: „heute haben sie mir das letzte genommen." Er muß ein lieber Herr gewesen sein, der wackere Missionär, da er sich von der Sittlichkeit der Zigeunerinnen eine so hohe Meinung gebildet und stets bei derselben beharrt. Heute scheint die Sonne noch immer so beglückend hier oben, die Luft ist noch immer gesund, und die Zigeunermädchen in der Stadt sind noch immer so unsittlich, daß man beobachten kann, wie der Pandur sie aus der Nähe des Marktplatzes fortjagt, weil sie sich einem Zigeuner gegenüber in allerlei wunderbaren Stellungen präsentirt. Und das will viel sagen, denn die Leute da unten haben in der Hinsicht starke Nerven, und die Stadt ist ein Sodom und Gomorrha. Die kleinen Häuser von Fellegvar lehnen sich an den Berg hilfesuchend an, viele von ihnen sind auch in den Berg derart hineingebaut, daß ihre Dächer mit den Ausläufern in die Erde greifen, und daß der Berg die eine Wand des Hauses bildet. Die Stadt wird von den Strahlen der Mittagssonne golden überflutet. Ihre braunen und rothen Dächer leuchten, die weißen Häuser reihen sich aneinander, und die öffentlichen Gebäude ragen stolz empor. Da sind vor Allem die verschiedenen Gerichtsgebäude, die Kasernen, und die Kirchen

der mannichfachsten Confessionen, deren blitzende Thürme leuchtenden Marksteinen der Cultur gleichen, weiter hinaus die Universitätsgebäude, die Ackerbauschule von Monostor und im Hintergrund der Stadt die neuen, imposanten Lagerhäuser. Die Vorstädte sind mit Gärten durchsetzt, aus denen die grünen Bäume anmuthig hervorgrüßen, schattenspendend, fruchttragend. Und doch herrscht in diesen Vororten viel Elend und mancher Uebelstand. Neben uns erheben sich die Wälle und Thore der Citadelle. Dort in jenem Graben wurde Stefan Ludwig Roth erschossen, von welchem der commandirende Officier zu seinen Soldaten gewendet gesagt haben soll: „Soldaten, lernet an diesem Manne, wie man zu sterben hat."

In den Straßen der Stadt sieht es ziemlich übel aus. Für Canalisirung ist nicht gesorgt, eine Wasserleitung ist noch nicht vorhanden, und die Straßen duften nach allem Möglichen, nur nach nichts Angenehmen. Es gehören in der That starke Nerven dazu, um an warmen Sommertagen ungenirt durch die Stadt zu wandeln. Glücklicher Weise scheint es in Klausenburg ziemlich viel zu regnen. Während meines Aufenthaltes spendete der Himmel tagtäglich Regen und zwar stets in Begleitung heftiger Gewitter. Das Wasser strömte dann nach kurzer Zeit von den umliegenden Höhen ins Thal und wälzte sich durch die Straßen, einzelne derselben in einen Fluß verwandelnd, über den in solch' kritischen Momenten kein Uebergang möglich. Unlängst hat es sich bei einer derartigen Ueberschwemmung sogar ereignet, daß der ganze Topfmarkt zum Entsetzen der dicken Weiber in unerwartete Bewegung gerathen ist. Das Regenwasser fließt in den Szamos und dient mit diesem vielen Bewohnern als Trunk. Es existirt nämlich in Klausenburg nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Brunnen, sodaß insbesondere die Vorstadtbewohner auf das Szamoswasser angewiesen sind. Da nun in den Fluß allerhand Unrath gelangt, so kann man sich leicht vorstellen, daß dies Getränk außer seiner

schmutzigen Farbe von zweifelhafter Güte ist und den Gesundheitszustand wohl schwerlich fördert. Im Uebrigen liegt die Stadt günstig und ziemlich hoch, sodaß die Luft wie an den meisten Orten Siebenbürgens etwas scharf ist.*) Man wird es bei der obigen Schilderung der Klausenburger Straßenverhältnisse unbegreiflich finden, warum die Stadt nicht schon längst entsprechende Canalisirung und Wasserleitung erhalten. Seit einigen Jahren tragen sich die Väter der Stadt wirklich mit dem Plan, ihren Wohnort mit alledem zu beglücken, allein aus verschiedenen Gründen ist es bisher nur bei schönen und unschönen Worten geblieben. Gegenwärtig besitzt das Project außerordentlich viel Hoffnung, man hat bereits berechnet, daß jährlich 60,000 Gulden für das Unternehmen nöthig sind, und die Klausenburger Bürger werden sich wohl herbeilassen müssen, sich mit dieser Zahl vertraut zu machen. Allerdings behaupten sie zunächst, daß sie arm seien und ihnen daher die Ziffer zu hoch. Handel und Verkehr sind in der That mäßig, Fabriksthätigkeit ist nicht vorhanden, vielmehr gleicht der ganze Ort einer Residenzstadt.

Arm und reich sind strenggenommen vage Begriffe. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus kann man denjenigen reich nennen, der über mehr Einkünfte gebietet, als seine Lebensweise erfordert, arm denjenigen, bei dem dies nicht der Fall. In diesem Sinn dürfen sich die Klausenburger zum großen Theil für arm ausgeben, jedoch nicht ohne, daß sie daran die meiste Schuld trügen. Die Leute sind gewohnt, angenehm zu leben und Vergnügungen

---

		*) Klausenburg	Hermannstadt	Kronstadt
	Seehöhe	335 m.	415 m.	570 m.
Durchschnitts-Temperatur	Winter	— 2.82°	— 2 02°	— 2.84° R.
	Frühling	+ 7.16°	+ 7.17°	+ 5.82°
	Sommer	+ 15.31°	+ 15 02°	+ 14.24°
	Herbst	+ 9.09°	+ 7.45°	+ 6.53°
	Jahr	+ 7.17°	+ 6.90°	+ 5.86°

aller Art zu huldigen. Im Sommer jagt ein Majalisfest das andere, im Winter folgt ein Tanzvergnügen auf das zweite. Dabei wird das größte Contingent der fröhlichen Menschen von Beamten und Professionisten gestellt. Diese scheuen es durchaus nicht, einen Gulden Eintritt zu zahlen und Frau und Tochter in entsprechender Toilette auftreten zu lassen, wobei die Leidenschaft der Damen fürs Tanzen, ihrem Naturell entsprechend, so stark ausgeprägt ist, daß man vor dem Feste lieber trockenes Brod verzehrt und nach demselben die Kleider ins Versatzamt trägt, als auf das Vergnügen verzichtet. Die Tanzlust ist bei den Magyaren und Magyarinnen bewunderungswürdig. Junge Burschen von 13—14 Jahren drehen sich um ihre eigene Axe, versuchen sich in Galanterien und wissen es immer so einzurichten, daß sie mit „Damen" tanzen, die ihnen an Alter überlegen. Verheiratete Frauen lassen ihre Kinder im Stich und mischen sich unter die tanzenden Mädchen, was man besonders in kleinen Orten deutlich beobachten kann. Hier ereignet es sich häufig, daß im Mittelalter stehende Männer Mädchen der Neuzeit heimführen, denen sie um 15—20 Jahre voraus sind. Sie geleiten dieselben zum Ballsaal, tanzen einmal mit ihnen und ziehen sich hierauf zum Spieltisch zurück, die jungen Frauen ihrem Schicksal überlassend. Diesen wird von jungen Männern eifrig der Hof gemacht, da unter den Jünglingen hier wie allerwärts der Ansicht gehuldigt wird, daß der Verkehr mit einer erfahrenen Frau viel angenehmer sei wie der mit einem Mädchen. Uebrigens sind die magyarischen Jungfrauen oft schon mit 15—16 Jahren in alle Verhältnisse des Lebens gründlich eingeweiht, die jungen Männer mit 20 Jahren völlig abgestumpft. Sollen sie sodann ein junges Mädchen im Ehebett beglücken, so sieht sich dieses in der Erwartung, einen Adonis, schön, gesund und kräftig, zu erlangen, arg getäuscht. In Klausenburg wird ein überaus großer Toilettenluxus betrieben. Straßentoiletten sind kostbar und elegant,

Haustoiletten noch weit mehr. Viel Schuld mag an diesen Uebelständen der Umstand tragen, daß Klausenburg Sitz der magyarischen Aristokratie des Landes ist und es noch immer mehr wird. Ein Vorbild fordert stets zur Nachahmung auf, und der Professionist will die Wahrheit des alten Sprichwortes: „man muß mit den Wölfen heulen" nicht umstoßen. Zuweilen hört man wohl die eine oder die andere Dame seufzen, daß das Leben zu theuer sei, daß es aber die Gesellschaft erfordere, dieses und jenes Band, diesen und jenen Hut zu tragen. Es bleibt daher in der Regel nur bei vorübergehenden Klagen, deren Grund vielleicht die erschöpften Finanzen des Gemahls bilden. Das aristokratische Leben mag zu dem Verkommen der Klausenburger sittlichen Verhältnisse viel beigetragen haben, denn aus den kurzen Andeutungen, die wir bereits über den magyarischen Adel fallen gelassen, kann man leicht entnehmen, daß die Hauptmasse desselben nur demoralisirend auf das Volk wirkt. Es wird der öffentlichen Moralität gewiß nicht förderlich sein, wenn sich erlauchte Gesellschaften des Nachts auf den Straßen lärmend und polternd herumtreiben, oder wenn eine Versammlung nach durchjubelter Nacht am frühen Morgen Kerzen anzündet und mangelhaft bekleidet einen Umzug veranstaltet. Für die betreffenden Kreise kommt der Schutz, welchen sie bei den Behörden genießen, als ermunternd in Betracht. Vor einigen Decennien, wo allerdings die Adelsmacht eine weit größere war wie heutzutage, geschah es, daß ein Edelmann mit dem Pferd über eine Köchin wegsetzte und diese bei dem Experiment tödtete. Und seine Strafe? — Die bestand darin, daß er sich einige Jahre nur des Nachts in Klausenburg aufhalten durfte, was vielleicht ohnehin sein Gebrauch war. Die Damen Klausenburgs haben eigenthümliche Vorstellungen von ehelichen Pflichten. Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, wenn man von einer Dame spricht: „sie hat den und jenen als Liebhaber", „sie läßt sich von dem jungen Mann N. N. hoffiren". Cour-

schneiden bedeutet hier aber etwas, wodurch in anderen Landen der gute Ruf einer Frau verloren geht und der Gemahl das Recht der Ehescheidung erlangt. Solche Verhältnisse äußern sich in Klausenburg besonders grell und schroff, sie herrschen aber auch in anderen magyarischen Städten des Landes, wie z. B. Maros-Vasarhely. Dort gibt es wenig Frauen, die sich mit Recht einen unbefleckten Ruf erhalten, oder über die man nicht wenigstens üble Sachen erzählte.

So äußert sich der urwüchsige, von den Segnungen edler Cultur ungeadelte Osten, in dem nur die Sachsen und sächsischen Städte eine löbliche Ausnahme bilden. Betritt man eine sächsische Stadt, so findet man ein kerniges Volk und vielleicht uninteressante Frauen von langsamen Bewegungen und ohne Coquetterie. Sie erscheinen nüchtern, hausbacken, kalt, aber an ihrer Tugend zweifelt niemand, und auch das öffentliche Leben der Stadt ist ein sittliches. In den Gasthöfen bedienen knorrige alte Frauen; in den Hôtels der magyarischen Städte dagegen stößt der Ankömmling beim Empfang auf Portier und Zimmerkellner, die jedoch bald wieder verschwinden und außer bei der Abreise den Gast geringschätzig behandeln. Nur das in der Regel verführerisch schöne Stubenmädchen erweist sich als barmherzige Samariterin. Sie fällt dem Reisenden in plötzlicher Rührung um den Hals und betheuert ihre aufrichtige Freundschaft. Will sich der Angegriffene der liebenswürdigen Dame entledigen, so muß er derselben entweder einen Gulden in die Hand drücken oder sie hinausprügeln, wohlgemerkt, dabei die Thür verriegelnd, da er sonst vor neuen Attaquen durch nichts geschützt ist. Das ist seit Jahrzehnten so im Lande der Stefanskrone, und auch in anderer Hinsicht ist vieles beim Alten geblieben. Reisende, die als Pionniere das Land jenseits des Waldes durchzogen, haben über das gänzliche Fehlen der Stiefelknechte und über das zahlreiche Vorhandensein der Flöhe bitter geklagt. Heutigentages habe ich im ganzen Lande einen

einzigen unförmigen Stiefelknecht entdeckt, ein wahres Monstrum mittelalterlicher Baukunst. Das Geschlecht der Flöhe ist durchaus noch undegenerirt und verschafft den Apothekern ein reiches Absatzgebiet. Auf der Rechnung fungirte der obengeschilderte Stiefelknecht nicht.

Kunstsinnig ist das Klausenburger Publikum in hohem Maße. Kommt es doch vor, daß man nach Budapest fährt, um ein Gemälde zu betrachten oder einer Theatervorstellung beizuwohnen. Berührt ein hervorragender Schauspieler das Weichbild der Stadt, so fehlt es ihm nicht an Bewunderern, und soll eine musikalische Unterhaltung veranstaltet werden, so ist kein Mangel an Virtuosen und Virtuosinnen. Das Musiciren steht in Klausenburg in ganz unglaublicher Blüthe, fast in jedem Hause wohnt irgend ein Instrument, und hierbei ist der Magyar sogar kosmopolitisch, was man von seinem Verhältniß zu den übrigen Kunstzweigen nicht behaupten kann. Denn nur in dem Fall äußert sich das Interesse an einem Kunstwerk in der Fahrt nach Budapest, wenn das Geschaffene von einem magyarischen Künstler herrührt, eine Schwäche, welcher wir auch in der Wissenschaft begegnen. Hat es doch den Anschein, als ob die ganze Gelehrsamkeit eigens dazu vorhanden sei, um das magyarische Volk zu verherrlichen, und ist doch selbst hervorragenden magyarischen Gelehrten die Unparteilichkeit und Vorurtheilslosigkeit eine schöne Unbekannte, sobald es sich um magyarische Interessen handelt! Neben der Trägheit und dem Leichtsinn weist der magyarische Nationalcharakter als dritten Fehler die Herrschsucht auf, und aus diesem letzteren mag sich die oben erwähnte Eigenthümlichkeit erklären. Es ist unglaublich, welches Interesse man in Klausenburg der Obst- und Blumenzucht entgegenbringt, in keinem anderen Ort des Landes wird derselben so gehuldigt wie hier, das Alles freilich mehr zum Zeitvertreib und als einer noblen Passion, wie aus Verständniß und innerem Trieb. Die Klausenburger scheinen das ganze

Leben als einen lustigen Tanz zu betrachten, an welchem die Beamten nicht die letzten Theilnehmer sind. Spät gehen dieselben ins Bureau, hier lesend, rauchend, plaudernd, in einigen Stunden verrichten sie das, was sie Arbeiten nennen, dann ziehen sie heimwärts, nachmittags sich überall zeigend, nur nicht im Bureau. Ein solches Leben ist immerhin anständiger als dasjenige, welches die Herren in kleineren Städten führen. Dort ereignet es sich, daß, wenn man den Stadthauptmann oder den Stuhlrichter sehen will, Einem der Rath zutheil wird, man solle sich nur auf den Marktplatz stellen, die Herren würden dann des Abends über denselben in seltsamer Verfassung einherwanken. In kleineren Orten und auf dem Dorfe ist die Thätigkeit der Beamten natürlich noch weniger aufreibend, weil daselbst nur äußerst wenig Arbeit vorhanden. Der Beamte, und ich spreche jetzt sowohl vom magyarischen, als auch von sächsischen und rumänischen, erledigt in der Frühe seine häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten. Am Nachmittag verfügt er sich zur Kegelbahn, die in keinem ungarischen Dorfe fehlt, vielmehr überall den Vereinigungspunkt der Honoratioren bildet. Bei einem derartigen, durch Arbeit wenig verkürzten Leben ist aber auch eins erklärlich, was ich ganz besonders hervorheben möchte: der Umstand, daß man in Osteuropa eine ungewöhnlich hohe Zahl von Leuten kennen lernt, welche durch Nachdenken und ernstliches Prüfen sich über vieles in der Welt eine eigene Meinung, unbeeinflußt durch die anderer, gebildet haben.

Der Hauptverkehr Klausenburgs vollzieht sich wie der der übrigen Städte des Landes auf dem großen Hauptplatz. An ihm stehen noch ziemlich viel Häuser aus früheren Jahrhunderten, so hat man kürzlich eins vernichtet, welches ein Alter von 350 Jahren erreicht hatte. Der Platz würde bedeutend größer erscheinen, wenn sich nicht die römisch-katholische Kirche in seiner Mitte erhöbe und zu ihr gehörig eine Anzahl von

Häusern, welche sich um sie gruppirt, sowie eine Reihe von Läden, die man gewissermaßen aus der ehemaligen Kirchenmauer herausgeschnitzt hat. In diesen Läden wird Arbeitern und sonstigen armen „Reisenden", wie Bauern, Zigeunern ꝛc. für geringes Geld ein entsprechendes Mahl verabreicht: Maisspeisen, Speck, Schnaps. Offenbar gereichen die Baulichkeiten der Stadt nicht zur Zierde, und daher hat man jetzt für schweres Geld das Recht erstanden, sie niederzureißen und das Gotteshaus von seinen lästigen Anhängseln zu befreien. Die Kirche selbst ist ein beachtenswerthes Bauwerk, seit 1414 errichtet und in gothischem Styl durchgeführt, mit welchem nur der an der Nordseite stehende neue Thurm nicht ganz übereinstimmen will. Benutzt wird in Klausenburg bei Baulichkeiten alles Denkbare: in Fellegvar, wie wir gesehen haben, der Berg als Rückwand, am Platz die alten Kirchhofsmauern, in der Stadt die Thürme und Reste der Befestigungen. Schreiten wir einige Straßen entlang, so treten uns Häuser entgegen, die sich an die ehemalige Stadtmauer anlehnen, und deren Hinterwand von dieser gebildet wird; an anderen Stellen hat man die Mauer erhöht und ein Haus errichtet, welches ihre Fortsetzung überragt. Stellenweise blicken wohl noch unberührte Thürme und Thurmreste auf uns herab, aber nicht alle sind unbeachtet geblieben. Dort fällt uns ein modernes Gebäude auf. Es besitzt einen Thurm, und da dieser ganz die Form und Größe der alten Mauerthürme, sowie eine Schießscharte aufweist, und außerdem in gleicher Linie mit der Stadtmauer steht, so lassen wir uns durch sein modernes Gewand nicht täuschen, sondern sprechen ihn dem Mittelalter zu. Das Theater ist ein ansehnliches Gebäude, welches allerdings im Sommer nicht benutzt wird, da in der besseren Jahreszeit das Sommertheater an der Promenade in Gebrauch steht; weiterhin präsentirt sich uns ein altes Haus, in dem Mathias Corvinus geboren ist, wie uns eine daraufbezügliche Gedenktafel berichtet. Gegründet wurde die

Stadt im Jahre 1178 und zwar, wie uns bekannt, durch Deutsche. Diese erhielten mannichfache Privilegien und bewahrten ihr Deutschthum bis nach der Reformation. Während sich aber die übrigen sächsischen Gaue der Lehre Luthers für immer zuwandten, hielten hier die Gesinnungen des Socius ihren Einzug. Dadurch wurde eine leise Trennung von den sächsischen Orten herbeigeführt, es siedelten sich Magyaren an, und heutzutage sind wie in unzähligen anderen Städten der Stefanskrone die Deutschen verschwunden.

Jetzt sind wir wieder am Hauptplatz angelangt, da dringt das Winseln eines Hundes an unser Ohr. Es geht uns durch Mark und Bein, zugleich bemerken wir, daß sich die Menge an einem Punkt zusammendrängt. Einige dunkle Gestalten huschen gespensterartig an uns vorüber, es sind Zigeuner, wilde Gesellen. Nachdem wir uns durch die Menge gewunden, sehen wir, daß zwei der braunen Burschen einem Hunde ohne Steuerzeichen eine Drahtschlinge über den Kopf geworfen haben und das arme Geschöpf, welches entsetzlich heult, in ein kleines Wäglein schleudern, das eben anfährt und bereits eine Anzahl Mitleidender beherbergt. Nachdem das Thier in sicheren Gewahrsam gebracht ist, knallt der schwarzhaarige Kutscher, und fort geht es wie der Wind, neue Opfer zu suchen. Es ist Montag, wo der Schinder mit seinen Gesellen in die Stadt kommt und Rundfahrt hält. Das Ganze hat sich so schnell abgespielt, daß es uns ein wüster, unheimlicher Spuk zu sein dünkt. — Die Zigeuner füllen in osteuropäischen Ländern ebenso häufig das Amt des Schinders aus, wie sie daselbst in früheren Zeiten das des Henkers versahen, bei welchem sie bekanntlich ebenso viel Humor, als Grausamkeit und Geschicklichkeit entwickelten. Seltsamer Weise sind die Schinder bei ihren Genossen verachtet, sodaß keiner von diesen mit ihnen verkehrt. Hegen sie den Wunsch, wieder in „anständige, ehrbare“ Kreise einzutreten, so müssen sie sich mit Begleitung zum Kaplan

begeben, der sie gewissermaßen wieder ehrbar macht. In der Regel geschieht dies dadurch, daß der Kaplan, der nicht gern in greifbare Verbindung mit dem Entehrten treten mag, aus einem Fenster seines Hauses eine Flasche Wasser über dem Kopf des Schinders ausschüttet. Gewiß eine energische Taufmethode.

Ein weiterer origineller Typus Klausenburgs ist der rumänische Köhler. Von schmächtiger Gestalt, schreitet er mit geschwärztem Gesicht und in geschwärzter Kleidung neben seinem kleinen Pferde einher. Und was hat das Thier alles zu tragen! Zehn bis fünfzehn Säcke voll Holzkohle und sein Heu. Doch es schleppt alles geduldig, wenn auch langsam. Vor jedem Haus bleiben die Beiden stehen, und der schmächtige Mann ruft seine Waare aus. Meist kommen sie über Monostor herein, einem kleinen, reinlichen Rumänendorf, in dem am Abend die Frauen vor den Häusern sitzen und mit Handarbeit beschäftigt sind. Es hängt mit der Stadt zusammen und hätte schon längst mit dieser vereinigt werden sollen, allein damit würden Ausgaben verknüpft sein, was den Vätern der Stadt nicht gefällt. Zudem sind die Bewohner „Wallachen", ja wenn es Magyaren wären! — In Monostor tritt uns die erwähnte Landeslehranstalt entgegen, weiter hinaus die Ruine eines alten Klosters und an der Straße ein neues, in dem bis vor Kurzem das Landesarchiv aufbewahrt wurde, welches sich jetzt zum Theil in Budapest befindet. Am Ende der Ortschaft liegt der Calvarienberg, ein unansehnlicher Hügel, auf dem sich eine Kapelle einsam und unbeachtet erhebt. Daneben stehen die Reste einer ehemals gewaltigen festen Kirche. Das Schiff ist noch zum Theil erhalten, das Vorhandene mit Ziegelsteinen renovirt und von einem Kranz üppigen Grases und einem Meer von blauen Blumen umzogen. Diese wachsen auf dem Friedhof, der sich weithin ausdehnt und seinen Abschluß durch einen hohen Wall erreicht. Dadurch dünkt es uns, als befänden wir uns inmitten eines Festungswerkes. Erheben wir vom Wall aus den Blick, so

fällt er auf die Reste eines verlassenen Thurmes, zu unseren Füßen zieht in gerader Linie die staubbedeckte Straße weit in die Landschaft hinaus, in unserem Rücken breitet sich die Stadt mit der alles beherrschenden Hauptkirche aus; im Hintergrund die blauen Berge, das Ganze umfangen von dem klaren Abendhimmel.

Das größte Kleinod, dessen sich Klausenburg rühmen darf, ist die Promenade, in der That ein herrliches, trauliches Stück Erde. In gerader Linie ziehen auf beiden Seiten der Straße alte Kastanien, Linden und andere Laubbäume hin, eine elegante Allee bildend, auf der sich des Abends die feinere Welt zu Fuß oder zu Wagen Rendez-vous ertheilt. Am Nachmittag hausen auf den zahlreichen Bänken Ammen und Kindermädchen, während am Ende der Promenade eine Schwimmschule ihre Thür öffnet, um Jünglinge und Männer zu erquicken; nicht weit davon hat man eine Gruppe hölzerner Gebäude aufgeführt, in denen im Sommer alljährlich eine Viehausstellung abgehalten wird. Auf der anderen Seite der Promenade spiegelt sich der Himmel im Wasser eines ziemlich großen Teiches wieder. In der Mitte desselben hebt eine kleine Insel ihre Ufer aus dem nassen Elemente hervor; auf ihr steht eine Gruppe alter herrlicher Bäume, welche ihre Kronen gegen einander neigen und leise rauschend zu flüstern scheinen. Allein ihr Todesurtheil ist gesprochen. Wenn der Winter kommt und Reif und Eis mit sich bringt, überzieht sich auch der Teich mit einer festen, glitzernden Decke. Dann nahen allerlei graziöse, elfenartige Gestalten, um die zierlichen Füßchen über das schlafende Wasser des Teiches schweben zu lassen. Ihnen sind die alten Bäume auf der platzraubenden Insel lästig, darum hat man seitens der Väter der Stadt beschlossen, diesen Dorn im Auge der Jugend zu entfernen. Mich hat die schattige,' bezaubernde Hauptallee der Anlagen mit ihren Kastanienbäumen lebhaft an die Lichtenthaler Allee in Baden-Baden erinnert, und das Klausenburger

Publikum hat diesen Eindruck nicht abgeschwächt. Es erscheint dem Fremden mit seiner Vergnügungssucht, seinem Toilettenluxus und seinem Kunstsinn weit mehr wie das eines fashionablen Curortes als einer größeren Handelsstadt. Uebrigens hat sich, seitdem Klausenburg Sitz einer Universität geworden, ein geistiges Leben entwickelt. Ueber 30 Professoren sind an der Lehranstalt thätig und die Meisten von ihnen tüchtige, in ihrem Specialfach gebildete Männer. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Intelligenz auch einen englischen und französischen Club ins Leben gerufen, die beide im Winter stark frequentirt werden.

Am frühen Morgen erwarten wir auf dem Bahnhof den Eilzug. Er hat eine Verspätung von 20 Minuten, welche dadurch herbeigeführt wird, daß S. k. k. Hoheit der Erzherzog Josef den Zug benutzt, um in seiner Eigenschaft als Oberstcommandirender der Honvedarmee eine Inspicirung in Maros-Vasarhely vorzunehmen. Nachdem Begrüßungs- und Abschiedsceremonien vorüber, setzt sich der Schnellzug in Bewegung. Freilich hütet er sich, in rasender Eile die Landschaft zu durchmessen, aber er erinnert doch wenigstens nicht an das Deeser Dampfroß. In Kocsard verlassen wir ihn, und da eine jüdische Hochzeitsgesellschaft nach Maros-Ujvar reist, so gelangen wir in einem ihrer Wagen nach der Salzstadt.

Maros-Ujvar ist das größte Salzbergwerk Siebenbürgens. Es fördert jährlich 600,000 Meter-Centner und bringt dem Staat 6 Millionen Gulden Reingewinn. Die Lage des Ortes ist wie die der meisten Siebenbürgens freundlich und anmuthig. Die ärarischen Beamtenhäuser sind reinlich und nett, und die Umgegend ist gegenwärtig bepflanzt. Das siebenbürgische Salzlager zieht sich vermuthlich unter der Erdoberfläche durch das ganze Land und in seinen Fortsetzungen einerseits nach der Moldau, andererseits nach Galizien und der Marmaros hinüber. Jene Stellen, an denen es klar zutage tritt, kann man mit Vulkanen vergleichen; die Salzstöcke besitzen dann eine

conische Form. An der Oberfläche erleiden sie eine Verengerung, in der Mitte dehnen sie sich nach beiden Seiten aus, und in gewisser Tiefe fallen sie senkrecht ab. Da man in Maros-Ujvar den Stock noch nicht bloßgelegt, so kennt man auch seine Ergiebigkeit nicht. Die alten Gruben bieten in ihrer schwachen, mangelhaften Beleuchtung einen geheimnißvollen, beängstigenden Anblick, die neuen einen feierlichen und majestätischen. In den ersteren ruht theilweise der Abbau, in den letzteren geht er erst seit dem Jahre 1870 vor sich. Mittelst Fahrstuhles gelangen wir hier in die Tiefe, welche uns kühl anweht. Nachdem das Tageslicht unseren Blicken entschwunden, haben wir in einer Minute den Boden erreicht. Ein Gang führt auf die Gallerie, und hier eröffnet sich uns ein großartiges Bild. Wie ein gewaltiger Dom liegt der herrliche, unterirdische Raum in seiner ganzen Majestät vor unseren entzückten Blicken. In gerader Linie ziehen sich die glattbearbeiteten Wände hin, bis sie in leichter Dämmerung verschwinden. Die Decke über uns ist gleichfalls glänzend und glatt, nur stellenweise von herabhängenden eiszapfenähnlichen Salzabsonderungen unterbrochen, die fingerlang aus dem Gestein herauswachsen, und wenn sie eine bestimmte Größe erreicht, entfernt werden müssen, damit sie sich nicht durch ihre eigene Schwere loslösen und einem Menschen das Leben rauben. Hin und wieder führen Seitenkammern von der Gegenwand aus in senkrechter Richtung in die unterirdische Welt hinein, während zwischen je zweien die Wand eine ungeheure, spiegelglatte Pyramide mit umgekehrter Spitze bildet, das beste Zeugniß für die geniale oberste Leitung des Bergwerkes. Der 300 Meter lange Raum, einer der größten unterirdischen Säle auf der ganzen Erde, wird durch eine Menge electrischer Flammen erleuchtet. Diese erscheinen bald blau, bald gelb, je nach ihrer Güte. Sie sind ziemlich erhaben angebracht, werfen gigantische Schatten auf die glitzernden Salzwände und gestatten uns, die Menschen

wahrzunehmen, die da unten klein und winzig herumhantiren. Halbbekleidete Gestalten hocken auf dem Boden, andere eilen geschäftig hin und her, und dazu tönt ein Hämmern und Pochen ununterbrochen zu uns herauf, sodaß wir uns fragen, ob wir in das märchenhafte Reich der Zwerge und der Gnomen gerathen sind. Während wir hinabsteigen, sehen wir, daß die Decke und die Wände häufig gewellte Schichten aufweisen, welche dadurch entstanden sind, daß umlagerndes, härteres Gestein auf das Salz gedrückt und dieses gezwungen, einen Ausweg zu suchen. In der Tiefe angelangt, schreiten wir durch die Reihen der Arbeiter, welche nur mit einer Hose bekleidet sind. Zwölf von ihnen treten auf eine Salzbank, welche bei der Gewinnung stets das erste Stadium bildet und, 12—20 Fuß lang, nur noch an dem Untergrund festhängt. Sie schlagen in regelmäßigem Takt mit ihren Hauen auf die eine Seite los. Welch' einen Anblick bieten diese kräftigen Gestalten dar, deren Oberkörper unbekleidet ist und die Muskulatur zum vollen Ausdruck gelangen läßt! Von der Gallerie aus erschienen sie uns wie Zwerge, und jetzt möchten wir sie für Riesen halten. Nach kurzer Zeit haben sie ihre Absicht erreicht, ein Hebebaum wird untergeschoben, und siehe da, der Salzstamm löst sich und wird mit leichter Mühe umgeworfen. Im zweiten Stadium zerschlägt ihn jetzt der Arbeiter in viereckige Stücke, von denen jedes 50 Kilogramm wiegen muß. Man zahlt ihm für ein solches, wenn bei elektrischem Licht gearbeitet, 5 Kreuzer, wenn bei Grubenlicht gewonnen, 5$^1/_2$ Kreuzer. Wiegt das Stück weniger oder zerbröckelt das Salz, so wird ihm kein Lohn zutheil. Um den Armen indessen einigermaßen zu entschädigen, wird das zerbröckelte Salz im Hintergrund aufgestapelt, verkauft, und der Erlös der Kirche zugewandt. Es führt daher den Namen „Kirchensalz“. Im Uebrigen darf der Arbeiter in Maros-Ujvar soviel fördern als er will, und es ist ihm nicht wie in anderen Bergwerken ein bestimmtes Maximum an Quantität

vorgeschrieben, weil hier Absatz genug vorhanden und das Bergwerk einen großen Theil Siebenbürgens, sowie den östlichen von Ungarn, mit Ausnahme des von der Marmaros beherrschten, mit Salz versorgt. Die Arbeiter sind Rumänen, welche unter guter Leitung fleißig schaffen.

Ein gewisser Durst ist bei diesen Leutchen immer vorhanden, er wird erklärlich durch den Salzgehalt der Luft und durch die schwere, harte Arbeit. An seine Existenz erinnert eine alte Sage, die man von ergrauten Bergleuten vernehmen kann. Einst, so berichtet sie, erging sich Christus mit Petrus. Ihr Weg führte sie an einer Schenke vorüber, in welcher, da Sonntag war, jubelnde und tanzende Bergleute bei Zigeunermusik einen bedeutenden Lärm vollführten. Unser Herr Christus begab sich mit Petrus unter die tobende Menge und ermahnte dieselbe, von ihrem gotteslästerlichen Treiben abzulassen. Aber er erntete schlechten Lohn. Die Bergleute erkannten den Herrn nicht, vergriffen sich sogar an ihm, und bald sah er sich mit seinem Begleiter auf der Straße. Da wandte er sich erzürnt den Bergleuten zu und sprach zu ihnen: „Möge euch dreierlei Strafe treffen. Möget ihr fortan haben viel Kinder, viel Durst und wenig Lohn.“ Und so ist es geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag.

An dem einen Ende des stattlichen Salzdomes hat man einen Tanzplatz hergerichtet, dessen Boden dem Marmor gleicht und außerordentlich glatt ist, sodaß sich nur gute Tänzer und Tänzerinnen darauf produciren dürfen. An solchen ist in Maros-Ujvar kein Mangel, das können wir bei einem Tanzvergnügen beobachten, welches allwöchentlich einmal abgehalten wird, die Beamtenfamilien zusammenführt, und bei dem die Musikkapelle des Bergwerkes ihre Schuldigkeit thut. Man muß sie dabei beobachtet haben, die schlanken, graziösen Magyarinnen, um begreifen zu können, welch' ein Zauber in dem Worte „Tanz“ und hauptsächlich in dem Worte „Csardas“ für sie liegt. Jetzt

drehen sich die Füßchen in dem nur spärlich beleuchteten, offenen, von der Abendluft bestrichenen Tanzplatz im Walzertact, dann folgt eine Quadrille, und jetzt eine Polkamazurka; zwischen jedem Tanz muß aber womöglich ein Csardas gespielt und getanzt werden! Dann erst ist der Magyar in seinem Element, dann entfesseln sich die schlummernden Leidenschaften, und ein fremdartiges, originelles Schauspiel entwickelt sich. Man wiegt sich hin und her, vor und zurück, man dreht sich im Kreise; einzelne Paare umhüpfen die Gesellschaft in zierlichen Schritten; es ist als ob ein Gewitter am Horizont heraufstiege, um unter Donner und Blitz niederzugehen. Die Musik wird ungestümer, heftiger, herausfordernder, ihre Töne werden greller. Die Tänzer jauchzen, die Paare bilden einen Kreis um einen schlanken, jungen Mann, der inmitten desselben allerlei Figuren ausführt. Er hält sich mit beiden Händen den Kopf, er wirft ihn hintenüber — seine Füße bewegen sich in unglaublicher Schnelligkeit und in krampfhafter Weise; er schwingt ein weißes Tuch über dem Haupte; dann entschlüpft er in die Reihe der Tänzer. Bisher Unbetheiligte tauchen aus dem Hintergrunde auf — sie schließen sich den Tanzenden an, hier ein Tänzer, dort eine Tänzerin. Es ist ja der Csardas, der allbezwingende, allerobernde, dem nichts widerstehen kann! Ihn spielen diese schwarzbraunen Gesellen da oben so wild, so grell, so bezaubernd! Alles erscheint halbtrunken, fortgerissen von der Musik. Und jetzt bricht der Sturm los — die Musik fordert ungestüm, die Paare drehen sich zwanzig-, dreißigmal pfeilgeschwind. Der Boden erzittert unter ihren Tritten — sie sind die Beute der Zigeuner geworden. Da lassen diese nach, sofort erhebt sich ein Rufen. Es hält so lange an, bis der räthselhafte Fidelbogen von Neuem waltet und sich das wilde Schauspiel wiederholt. Schaut man als Unbetheiligter diesen Menschen zu, so drängt sich wohl die Frage auf, ob sie rasen. Die Busen wogen, die dunkeln Augensterne sprühen Feuer, die kleinen Hände

gleichen glühendem Eisen, und in den Adern rollt das entfesselte Blut. Eine solche Gesellschaft ähnelt einem dem Erdenschoß entstiegenen dunkeln Chaos, das verurtheilt ist, bis Mitternacht zu tanzen, um sich dann spukartig in eitel Hauch und Dunst aufzulösen. Allein hier tanzt man bis zum frühen Morgen. Wenn die Sterne bleichen und die Erde das Dämmerlicht abstreift, dann geht man heim, und die Zigeuner gehen gleichfalls. Sie sind mit dem Magyar wie verwachsen, den blauen Kornblumen vergleichbar, ohne die man sich kein Kornfeld zu denken vermag. Ueber die Zigeunermusik hat unlängst der berühmte Sanskritgelehrte, Professor Bühler, aus Indien Folgendes geschrieben: „Das Interessanteste war aber ein Concert, welches uns der Leib- und Kammermusikus gab. Dieser Musikus, ein brahmanischer Gosuin oder Ascet, war ein wirklicher Künstler, der die Sitara wunderbar spielte und die alten indischen Ragas gründlich kannte. Er spielte uns mehrere Stunden lang und gerieth schließlich, als er sich von Geigen und Trommeln begleiten ließ, in eine wahre Künstlerbegeisterung! Wenn Sie mich fragen, was die Ragas sind, welche er uns spielte, so kann ich Ihnen nur antworten, daß Ihnen dieselben wohl meist bekannt sind. Es sind dieselben Melodien, welche die Zigeuner spielen, und die man gewöhnlich für ungarische hält. Dem ist aber nicht so; die Csardas oder wie die Stücke sonst heißen, sind sicher ein altes Erbgut, welches die Zigeuner aus ihrer indischen Heimat mitgebracht haben.“ Der Ausdruck „die Csardas oder wie die Stücke sonst heißen“ läßt allerdings vermuthen, daß Herr Professor Bühler die Csardasmelodien nur wenig kennt, immerhin ist es aber augenscheinlich, daß die Csardasweisen gleich anderen Melodien den Magyaren durch die Zigeuner zugeführt worden sind, und der Tanz durch sie nur zur Entwickelung gelangt ist. Deutsche Damen haben mich versichert, daß sie den Csardas selten lieben und ihn niemals so gut tanzen wie eine Magyarin. —

Von Kocsard gelangen wir im Marosthal abwärts über Nagy-Enyed nach Tövis, wo sich der Maros mit dem Kokelfluß vereinigt. Hier verlassen wir das Marosthal und erreichen in östlicher Richtung weiterreisend bald die Stelle, wo sich die Kleine Kokel zu der Großen gesellt. Dort liegt Blasendorf, ein elendes rumänisches ~~Dörfchen~~ mit 900 Einwohnern, in dem reiche Juden dominiren. Und doch besitzt es einen weltberühmten Namen! Hier residirt der griechisch-katholische Erzbischof, hier empfangen Hunderte von rumänischen Jünglingen ihre Bildung, hier ist ein Mittelpunkt für das geistige Leben des rumänischen Volkes.

Der große Platz hat infolge dieser Verhältnisse einen eigenthümlichen Charakter empfangen. Auf der einen Seite erhebt sich in der Mitte die stattliche, gelblich angestrichene Domkirche mit zwei Thürmen, rechts davon das Obergymnasium, links das Priesterseminar, beides langgezogene, kasernenmäßige Gebäude. Im Hintergrund schaut das erzbischöfliche Palais mit seinen Gartenanlagen hervor, und um den Platz selbst liegen die Domherrenhäuser, diesem einen originellen Reiz verleihend. Es sind kleine unscheinbare, und wie es in Ungarn-Siebenbürgen üblich, weiß angestrichene Häuser, deren Dach als Kennzeichen eine Mauerkrone ziert. An vielen weiteren Gebäuden bemerken wir an der Thür oder auf dem Dach Kreuze; die ganze Gemeinde macht dadurch einen andächtigen Eindruck, und es dünkt den Fremden, als müsse hier eine große, emsige Genossenschaft wirken. In Blasendorf sind bedeutende geistige Kräfte thätig. Wenn auch die rumänische Geistlichkeit im Allgemeinen das Niveau der oft so heilsamen Mittelmäßigkeit nicht überschritten hat, so wirken doch in Blasendorf neben dem höchstachtbaren, wissenschaftlich hochstehenden Erzbischof unter den Domherren und Professoren Männer, deren reiche Kenntnisse für die Mittelmäßigkeit der Uebrigen vollen Ersatz bietet.

Da ist Timoteus Cipariu. Ueberschreitet man die Schwelle

seines stillen, traulichen Hauses, so wird man seltsam berührt. Ein edler Hauch liegt auf der ehrwürdigen Greisengestalt ausgebreitet, die dem Kommenden entgegen tritt. Auf dem Haupt ruht die Domherrenmütze, das Zeichen seiner Würde, mit einem rothen Sammetknopf in der Mitte; bekleidet ist er mit dem langen, schwarzen, inwendig roth ausgeschlagenem Domherrengewand. Seine Stimme ist von Alter gebrochen, sein Bart schneeweiß, seine Haltung ein Gemisch von Altersschwäche und geistiger Triebkraft. Die Augen blicken ernst und scharf. Er führt euch in seinem Reich herum, welches einer großen Bibliothek ähnelt. Ueberall stehen altmodische Bücherschränke. Sie bergen lateinische, griechische und französische wissenschaftliche Werke, während auf den Tischen und auf dem Boden riesige Stöße von hebräischen, griechischen, arabischen, türkischen und persischen Büchern gruppirt sind. Alle die Sprachen beherrscht der Greis, um den sich einst die Blasendorf-Schule formirte. Seinem Haupte entsprang die Idee, daß sich die Rumänen in ihrer geistigen Entwickelung das classische Alterthum zum Vorbild zu nehmen haben, er war es, welcher den Uebergang von der cyrillischen Schreibweise zur lateinischen bewerkstelligte. Seit 1842 Domherr, war er 1848 Mitglied des National-Ausschusses, 1850 Deputirter seines Volkes in Wien, 1860 Mitglied des Reichsrathes und 1867 Präsident der Akademie der Wissenschaften in Bukarest. Aber alles das konnte diesen Mann nur wenig von seinen ernsten Studien abhalten, der sein Leben ganz und voll auf dem Altar der Wissenschaft geopfert. Weiter führt er uns in seiner kleinen Behausung. In den übrigen Zimmern befinden sich ebensolche Werke wie die obenerwähnten, zudem kostbare Handschriften, nur noch in einem Exemplar vorhanden, mit künstlerischen Initialen geziert, unersetzlich, unbezahlbar. Welch' ein Reichthum von Wissen, welch' eine Summe an Arbeit ist hier concentrirt! Im Studirzimmer, schmucklos und einfach, eines Philosophen würdig, zeigen sich

magyarische, deutsche, rumänische, spanische, französische, italienische und englische Schriftsteller, alles geordnet, alles durchgearbeitet, alles bekannt. Und das Alles ist doch nur ein kleiner Theil der Bibliothek, zwei große Zimmer enthalten in einem anderen Haus weitere Werke, und ein noch bedeutenderer Theil liegt dort unten begraben, in dem Flußbett der Kokel, wohin ihn die Stürme der verhängnißvollen Jahre 1848 und 1849 gebracht. In einem Zimmer hängt ein Bild, welches den seltsamen Mann in seinen besten Jahren darstellt, diesen Mann, gegen den man nur den Vorwurf erheben könnte, daß er seinen Nebenmenschen von der reichen Welt seines Innern so wenig mitgetheilt. Die Lippen besitzen auf dem Gemälde eine rothe, kräftige Farbe, die obere schiebt sich energisch über die untere, der Bart ist schwarz, die hellen Augen blicken sinnend, und auf die hohe Stirn scheint die Göttin der Wissenschaft ihren Stempel gedrückt zu haben. Damals mag dieser Mann in seinem Wissensdurst und seinem rastlosen Forschen und Ringen dem Faust geglichen haben, heute erscheint der Greis als ein alternder Philosoph des Mittelalters. Die Strahlen der scheidenden Sonne fallen jetzt auf die durchgeistigten Züge, und ein heller Schein erfüllt die stillen Räume. — — —

IV.

Das siebenbürgische Erzgebirge. — Torda, eine Römerstadt. — Toroczko. — Im Lande der Motzen. —

Der Westen Siebenbürgens ist der weitaus interessanteste Theil vom Lande jenseits des Waldes. In ihm stößt man auf die denkbar größten Gegensätze der Natur, Gegensätze, so recht bezeichnend für das ganze Gebiet, das man unter den Namen „Länder der Stefanskrone" zusammenfaßt, in dem die verschiedenartigsten Völker nebeneinander wohnen, verschieden in Abstammung, verschieden in Sprache, Religion und Sitte, und innerhalb dessen Grenze sich schweigende, endlose Steppen neben den schneebedeckten, zerklüfteten Felsen der Alpenwelt vorfinden. Groß ist auch die Verschiedenheit der Bodenverhältnisse westlich von Klausenburg. Das Gebiet zwischen dem Körös und dem Szamos ist so lieblich wie selten eines in der ungarischen Monarchie. Ein gewelltes Bergland ist's, anmuthig, sich immer gleichbleibend, stets mild; Hügel an Hügel reiht sich da, stundenlang kann man wandern, ehe man einen Fluß oder Bach passirt, und hat man endlich den Kamm, die Spitze des Höhenzuges, erreicht, so gewahrt man erst, wie weit, wie unendlich weit das flache Land noch sein muß. In Kreuz- und Querlinien ziehen die Höhen dem Horizont zu, einige bewaldet, mit dunkeln, schweigenden Wäldern bedeckt, andere kahl oder mit blühenden Feldern überzogen, deren Besitzer in den zahlreichen

Ortschaften hausen, die sich in den Verzweigungen der Thäler hinziehen und nur stellenweise an den Hügeln emporsteigen. Lieblich ist dies Land, rauh sind die „westlichen Berge". Das siebenbürgische Erzgebirge besitzt tiefe Schluchten, schäumende Wasserfälle, dunkle Höhlen, und doch ist die Zahl derer eine sehr kleine, welche diese erzhaltigen Berge gesehen, in deren Tiefe Gold und Silber schlummert, und auf denen Menschen wohnen, die da draußen in der großen, fieberisch-ringenden Welt mit ihren Eigenarten und Gebräuchen nur wenig bekannt sind. Vor einigen Decennien war dies noch augenscheinlicher und frappanter, seitdem findet sich hie und da ein ernster Mann der Wissenschaft, der, mit seinen Instrumenten und seinem Schatz von Kenntnissen ausgestattet, die Berge auf- und niedersteigt, um dies und jenes zu prüfen oder um seltene Pflanzen zu erwerben. Sein Streben wird reichlich belohnt, denn hier wachsen und gedeihen Pflanzen, die man in ganz Europa nirgends antreffen soll, so Allium obliquum, angeblich nur noch in Sibirien wohnhaft, Ferula Sadleriana und Saxifraga Rocheliana. Das Edelweiß wächst gar in einer Seehöhe von 640 Meter an den Quellen des Aranyos bei Ober-Vidra, dem tiefsten bis jetzt bekannten Standort dieser lieblichen Pflanze. Auch für den Paläonthologen eröffnet sich hier ein fruchtbares Feld. Oft schlagen die Steineklopfer an den Straßen Felsstücke auseinander, in denen sich der Gaumenzahn eines vorweltlichen Fisches, Picnodus Münsteri, zeigt, blaugrün, glatt, erbsengroß. Sein Skelett hat man noch nicht gefunden, er selbst gehört der Juraperiode an; und wenn man endlich in dem stillen Gebirge herumstreift, so stößt man auf Felsen, welche Versteinerungen in Menge darbieten. Dazu ist dieses Gebirge von überwältigender Schönheit, es ist fesselnd mit seinen starren Ausläufern, mit den finstern, goldhaltigen Thälern und besonders mit den eigentlichen westlichen Bergen, dort am Bihar.

Am Bihar breitet sich auch eine kleine Poiana aus. Po-

ianä nennt der Rumäne die Weiden, welche sich ihm auf dem Kamm der Karpathen darbieten und den Charakter derselben kennzeichnen. Flach ist fast überall der Kamm des Gebirges, seine Abhänge und seine Höhen sind mit Erde bedeckt. Den ehemals üppigen Wald haben vergangene Generationen entfernt, und jetzt weidet da oben der Hirt seine Heerden. In einer Region von 5000—7000 Fuß, wo sonst kein Baumwuchs mehr gedeiht, kann man ihn beobachten. In endloser Reihenfolge ziehen sich seine Weiden hin, Regen fällt genug, der erquickende Thau bleibt selten aus, und das Wasser, welches krystallhell und eiskalt aus den Bergen hervorsprudelt, versiegt nie. Das ist das Reich des Rumänen, poianä nennt er es, ein slavisches Wort; es bedeutet etwa ebenes Land. Und nicht mit Unrecht hat der Rumäne diese Bezeichnung gewählt, denn auf den sonnenhellen Höhen der südlichen Gebirge dehnt sich mehr flaches Land aus als da unten in den Thälern. Tausende von Schafen werden da oben gehalten, in der Welt der klaren Luft und der duftigen Kräuter, in welcher das rumänische Volk Jahrhunderte seiner Vergangenheit geträumt, geduldet und geharrt. Auf bequeme Weise hat man den Wald gelichtet; wurde dem rumänischen Hirten die Weide zu klein und zu eng, so legte er Feuer an und wartete, bis die Kinder des Waldes gestorben und verdorben. Holprig und wüst war freilich das neue Gebiet, aber die Natur ließ sich den Zwang gefallen, und neue Weiden erwuchsen. Wo allerdings die Abhänge steil waren, da schwemmte der Regen das Erdreich hinweg, und es blieb nichts übrig als der kahle, starre Fels. Auf diese natürliche Weise ist der Rumäne zu dem geworden, als welchen man ihn oft in der gehässigsten Art darstellt: zu einem Vernichter der Wälder, zu einem herzlosen Zerstörer der Natur. Ich glaube die Verhältnisse haben ihn hinlänglich entschuldigt.

Das rumänische Volk zog in einer frühren Zeit auf dem Kamm des Karpathengebirges hin, ein Hirten- und Jägervolk,

als welches es offenbar schon auf der Balkanhalbinsel bestanden. Nach und nach wurde den Leuten da oben ihre Welt zu klein, und sie stiegen in die Thäler hinab, wo sie schon Völker antrafen, die früher wie sie gekommen, und bei denen sie jetzt in Arbeit treten mußten. Außerdem mag sie das Gefühl beherrscht haben, welches alle Menschen thalabwärts treibt, und so ist anzunehmen, daß sie durch das Hatszeger Thal und auf der Straße über Arad nach den Ebenen des östlichen Ungarns einerseits, und über die Rotunda in die Thäler der Marmaros andererseits hinabstiegen. Lange hat es gewährt, ehe der Umwandelungsprozeß des Hirtenvolkes in eine ackerbautreibende Nation der Ebene vollzogen, heute ist es geschehen, und nur ein Thor könnte den Rumänen noch das Recht streitig machen, sich als Gleichberechtigte an dem Vorwärtsstreben der Cultur und der Gesittung zu betheiligen.

Neben den gewaltsam geschaffenen Weiden gibt es dort oben auf den Höhen der Gebirge Lichtungen, die zweifelsohne ehemals Aecker gewesen und die man zu einer Zeit geschaffen, in welcher man in den Thälern nicht genügendes Erträgniß erzielen konnte. In welcher Periode dies geschehen, das kann niemand sagen. Eine solche Bergwelt, wie die oben geschilderte, tritt Einem in den südlichen Bergen entgegen, aber auch in den westlichen ist die Poiana zuweilen vorhanden. Dort oben am Bihar gedeiht sie in all' ihrer jungfräulichen Frische und Schönheit, die zierlichen Blumen wiegen sich vom Winde leicht bewegt hin und her, und man hat versucht, die Erde zum Anbau zu benutzen. In der Nähe liegen die menschlichen Wohnsitze ungewöhnlich hoch über dem Meere, sie liegen an den Abhängen der Berge und in den Schluchten, dort wo kein Obst mehr gedeiht, wo nur spärlicher Pflanzenwuchs vorhanden und sich der Mensch glücklich schätzt, wenn er vor dem Beginn des langen Winters eine kümmerliche Ernte erzielt. Bergauf, bergab kann man hier wandern, meilenweit steht ein Haus neben

dem andern, jedes vom nächsten eine Minute oder mehr entfernt, und bei jedem dürftige Felder und wenig ergiebiger Anbau. Hunderte von solchen Wohnstätten überblickt das Auge, und dann fällt wohl endlich der Blick in ein enges Flußthal, an dessen breitester Stelle sich ein Kirchlein nebst einer Anzahl Häuser erhebt. Das ist der Mittelpunkt dieses Meeres von Hütten, der Mittelpunkt des Dorfes oder Marktflecken. Die Menschen nennen ihn Cămpeni, das bedeutet Flachland, und wiederum nicht mit Unrecht, haben doch viele von ihnen nie mehr flaches Land in ihrem Leben gesehen. Wenig lernt hier der Mensch, klein ist der Kreis seines Wissens. Im Sommer bewirthschaftet er die wenigen Felder dort oben, und die Kinder hüten Vieh; zuweilen zieht der Mann auf Tagelohn hinab in die Ebene. In Wien wohnt sein Imperatul. Von ihm erwartet er, daß er die Steuern vermindern werde, und ihm möchte er alles, alles erzählen, was ihn an Elend und Sorgen drückt. Dort unten im Thal haust der Pope, für ihn ein Heiliger, den er aller zwei oder drei Wochen einmal in der Kirche sieht, denn öfter kann er nicht zu Thal steigen. Das ist seine Kenntniß von der Welt da unten. Und zu ihm kommen wenige. Im Winter, wenn der Schnee fußhoch seine kleine Hütte umgibt, und der kalte, eisige Januarsturm um dieselbe pfeift, dann läßt vielleicht der Bär sein tiefes Brummen vernehmen oder die Wölfe heulen wie kleine Kinder, und im Sommer, nun da kommt der Schreiber des Notars, um die Steuern einzutreiben. Ihn nennen die Leute den „Herrn Executor", er weilt lange unter ihnen, denn wenn er auch den ganzen Tag auf den Füßen ist, so kann er doch höchstens zwanzig bis dreißig dieser zerstreuten Hofstätten in 10—12 Stunden mit seinem Besuch beehren. Das ist ein köstliches Stück Erde, vielleicht das schönste im Lande jenseits des Waldes, aber unter den bewohnten sicherlich das rauheste und kärgste. Hier wird dem Menschen nicht wie dem, der inmitten blühender Gärten, traulicher Weinberge und

blühender, goldener Felder sein Heim aufgeschlagen, ein reicher Lohn für seine Arbeit, sondern er muß kämpfen und ringen, damit er die tägliche Nahrung für sich und die Seinen erwirbt. Er wird umfangen von seinen hohen Bergen und tiefen Schluchten, ein hartes, ernstes Geschöpf, so wie es der Motze ist, dem seine Heimat zu klein und zu eng erscheint für die Masse des Volkes. Bis auf den heutigen Tag besteht noch das gleichmäßige Hin- und Herziehen der Rumänen, das einst den edlen Kaiser Josef II. so schmerzlich berührt. Noch heute gehen die Bewohner der westlichen Berge ins Land, um dort als Tagelöhner bei der Ernte mitzuhelfen, noch heute kennt man sie als Händler im östlichen Ungarn. —

26 Kilometer südöstlich von Klausenburg liegt Torda, eine Eingangspforte ins Erzgebirge. Wir können auf zwei Wegen nach dieser Stadt gelangen, entweder auf der Landstraße direct oder mit dem Dampfroß bis Gyeres. Hier finden wir auf dem Bahnhof eine Anzahl kleiner und großer Wagen bereit, uns nach der alten Römerstadt zu fahren. Wir miethen uns eine Equipage, und bald eilen wir mit zwei Kutschern auf dem Bock davon. Welche Physiognomien! Die Burschen gehören offenbar dem Zigeunervolk an, einer von ihnen dürfte vielleicht auch ein Mischling sein. Er besitzt aufgedunsene Lippen, einen stieren Blick und macht einen widerlichen Eindruck, der andere dagegen schaut so überaus verschmitzt drein, daß man unwillkürlich auf den Gedanken verfällt, wie dieser Bursche den Galgen zieren müßte. Um so anziehender ist die Landschaft. Um uns prächtige Kukurutzfelder, einzelne Baumgruppen, zuweilen ein freundliches Dorf, und im Hintergrund die blauen, majestätischen Berge des Erzgebirges, welche uns zu winken scheinen. Auffallend reinlich sieht es in den Häusern und Höfen der magyarischen Dörfer aus. Der Mist liegt streng geschieden, und der ganze Hof glänzt vor Sauberkeit. Dazu die weißen, trügerisch-stattlichen Häuser. Wie einfach sind doch diese menschlichen

Behausungen! Wer sich eine solche errichten will, der braucht wenig Arbeitskraft und wenig Material. Aus Flechtwerk stellt er das Gebäude her, etwa so wie man in Deutschland einen Gartenzaun hervorzaubert, dann werden diese „Mauern" mit Lehm beworfen und schließlich der Lehm mit weißer Farbe getüncht. Ein Dach mit Stroh oder Schindeln wird aufgesetzt, und der Palast ist fertig. Für 40—50 fl. kann man ein solches Haus beschaffen, das Ganze als Material auf einem Wagen davonführen. Und doch herrscht in solchen elenden menschlichen Wohnungen dasselbe Glück und derselbe Schmerz wie anderswo, man betrachte nur den Rumänen oder Magyaren, wenn ihm ein Kind gestorben, man betrachte ihn, wenn er mit seinem jungen Weibe auf der gebrechlichen Holzbank sitzt und schäkert. Jetzt passiren wir wiederum die herrlichsten Kukurutzfelder mit manneshohen Stauden, sodann eine Brücke, auf der sich 6—8 Bettler herumtreiben, deren einer mit seinem formlosen, vom Krebs zerfressenen Gesicht, dem Nase und Lippen fehlen, einen ekelerregenden Anblick darbietet, und fahren in Torda ein.

Torda ist eine freundliche magyarische Stadt, mit etwa 9000 Einwohnern. Es ist Vorort des Comitats Torda-Aranyos, Sitz der Gespanschaften, eines Gerichtshofes und guter Schulen. Nur das Militär fehlt noch zu einer Großstadt, aber obgleich man bisher alle Anstrengungen gemacht, um solches als Zuwachs zu erhalten, sind dieselben doch, besonders zum Leidwesen der Damen, erfolglos geblieben. Die Bevölkerung der Stadt muß übrigens außerordentlich gutmüthig sein, denn es ereignen sich äußerst selten Excesse, gewiß ein großes Glück, da die ganze Polizeimacht aus fünf Köpfen besteht. Bemerkt sei an dieser Stelle, daß die Bevölkerung des Comitates im Cholerajahr 1873 bedeutend gelichtet worden ist, und daß sie seitdem noch immer um 600 Seelen schwächer wie früher. In Deutschland hat man sich vielfach über den Rückgang der Bevölkerung in einigen ungarischen Comitaten gewundert, und hat als deren Ursache

angeführt, daß seitens der Rumänen eine außerordentliche Auswanderung vor sich ginge. Diese Ansicht ist völlig haltlos, da von einer Auswanderung höchstens bei denjenigen Rumänen die Rede sein kann, welche in dem südlichen Siebenbürgen wohnen und nach dem „Königreich“ hinüberziehen; in den übrigen Comitaten gehen nur zur Zeit der Ernte periodische Wanderungen einzelner Individuen vor sich, welche im Winter von selbst ausgeglichen werden. Obige Annahme bildet also keinen Grund, wohl aber mag als solcher die bezeichnete Epidemie zu betrachten sein, wozu außerdem die oft bewiesene, klar sich ergebende Unzuverlässigkeit der ungarischen statistischen Daten das Ihrige beiträgt.

In Torda wird uns auf Schritt und Tritt die Römerzeit ins Gedächtniß gerufen. Auf der nördlichen Seite der Stadt, hinter dem sog. Alttorda, erhebt sich ein mächtiges Hügelland. Hier ist es, wo das römische Salinae gestanden, so beweisen uns die Meilenangaben des Geographen Ptolemäus, so die Peutinger'sche Straßenkarte, davon erzählen uns die Ruinen des befestigten Lagers, die Grundmauern und Wälle der alten Colonie. Salinae muß eine große Bedeutung besessen haben, da eine breite Straße von Sarmezigethusa hierherführte, und es ist vielleicht ebenso umfangreich gewesen wie das heutige Torda. Jedenfalls besaß es eine viereckige Form, und seine Nordseite war mit einem alten, mächtigen Portal geziert. Von Wolfgang Bethlen wissen wir, daß dieses Thor eine kolossale Minerva-Statue sammt Medusenschild besaß, und daß es sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts erhalten. Reich ist die Ausbeute gewesen, die man an Votiv-, Grab- und anderen Inschriften gemacht, noch weit zahlreicher das, was man an Münzen, Ziegeln, Schmucksachen, Statuen u. s. w. gefunden. Das Werthvollste davon ist nach Budapest und Klausenburg gewandert, wenig in dem Orte selbst verblieben. Gegen 80 Grabinschriften, 300 Statuen und Schmucksachen hat man erbeutet, an Münzen besaß Graf Josef Kemeny im Jahre 1857 in seiner Samm-

lung allein 111 Stück Consular- und 851 Kaisermünzen. Und noch immer ist die Fundstätte nicht erschöpft, noch immer fördert der Landmann beim Bestellen seiner Aecker Andenken an die Römerherrschaft zutage, und es kann sich treffen, daß er dem Fremden Münzen, die 1600 Jahre in der Erde geruht, verkauft, das Stück für zehn Kreuzer. Häufiger freilich als zu ihm, wird er sie zum Juden tragen, denn dieser weiß mit ihm zu plaudern und überläßt ihm gerührt ein Gläschen Branntwein, was den Bauer mehr lockt als das Geld des Reisenden. —

In dem Thal, wo die heutige Stadt Torda liegt, dürfte damals noch Sumpf gewesen sein, wenigstens ist anzunehmen daß im Thal nur ein Weg hinüberführte zu den Höhen auf der gegenstehenden Seite. Auf diesen befanden sich die Salzgruben der Römer, wie man sie auch an anderen Orten im Lande betrachten kann. Primitiv war die Art, auf welche die einstigen Weltbeherrscher das Salz gewannen. Sie ließen runde Oeffnungen in den Boden hauen, und von diesen Stufen in die Tiefe hinunterführen, aus der die Sklaven das Salz auf dem Rücken emportrugen. Bei einem derartigen Betrieb ist es augenscheinlich, daß die Gruben nur bis zu einer gewissen, unbeträchtlichen Tiefe (etwa 30—40 Meter) geführt werden konnten; war diese erreicht, so verließ man die Grube und eröffnete eine neue. Jetzt stehen alle solche Tagbaue, die das damalige Dacien mit dem schönsten Salz versahen, unter Wasser. Nach den Römern aber sind Leute mit deutschem Blut erschienen, welche in ihrem Thorenburg gleichfalls der Erde entnahmen, was schätzbar, heutzutage sind diese den Magyaren gewichen, und an deren Stelle werden vielleicht einst die Rumänen treten. Doch diese Zeit liegt noch fern. — In der Stadt stoßen wir bei Schritt und Tritt auf die Vermächtnisse der Eroberer Daciens, und es wird uns von ihnen nicht geringe Bewunderung über damalige Kunst und Cultur abgerungen. Hier liegt ein grauer, schmuckloser, verwitterter Stein, er ist römischen Ursprungs; vor der unan-

sehnlichen evangelischen Kirche ruht eine ganze Anzahl bei einander; hier ist ein Haus, das man zum Theil aus römischen Steinen errichtet hat, dort ein zweites, in dem zwei Stufen der Treppe römische Inschriften tragen, und vor dessen Thor ein starker Block steht, den Römerhände geformt. Besuchen wir die wenig benutzte Promenade mit den alten, rauschenden Bäumen, so sehen wir hier und da einen römischen, mächtigen Stein mit verwitterten Inschriften im Gras liegen, oder wir bemerken, daß man ihn zur Ruhebank bestimmt hat. Die weitaus reichste Sammlung treffen wir im Hause des verstorbenen Bürgermeisters. Dieser Herr hat selbstverständlich Gelegenheit gehabt, vieles in Empfang zu nehmen, da man jeden beachtenswerthen Fund in erster Linie zu ihm geführt hat, und so ist es erklärlich, daß um seine Behausung Thorsteine, Blöcke und Grabsteine, die man vom römischen Friedhof gebracht, aufgestellt sind. Im Hause reiht sich Urne an Urne, Statue an Statue, Ziegel an Ziegel. Der berühmte Alterthumsforscher Mommsen hat dieses Gebäude betreten und die bemerkenswerthesten Steine in seinem Corpus Inscriptiorum beschrieben. Auch im Hause und im Garten des einen Geistlichen ist eine ansehnliche, stille, feierliche Gesellschaft versammelt. Der geistliche Herr ist ein großer Rosenzüchter, und unter seiner Leitung gedeihen an 300 Sorten der herrlichen, üppigen Blume. Er hat sich aber außer dem Sinne für die beglückenden Gaben der Natur noch Interesse für die Geschichte vergangener Zeiten bewahrt. Eine halbe Römerstadt liegt unter seinen duftigen Rosen halbversteckt, und im Hause selbst ist mancher Stein eingemauert, von denen einer zwei Frauen und einen Mann darstellt. Und wieviel treibt sich trotz alledem noch in den Häusern herum, wieviel mag noch in dem dunkeln Schoß der Mutter Erde neben den zu Staub gewordenen Gebeinen derer ruhen, die sich einst hier freuten, die hier kämpften und wirkten! Auch das Kastell ist nicht ohne Römererinnerungen. Am Hauptplatz erhebt es sich, ein

renovirtes Gebäude, im Jahre 1455 erbaut. Der eine seiner Thürme zeigt eingemauerte Römersteine, die man zu seiner Aufführung hierher transportirt. Und ebenso hat man von diesen Steinen theilweise die ehemalige Stadtmauer errichtet, welche wie in Klausenburg jetzt häufig als Hinterwand der Häuser dient. —

Für die Frömmigkeit der heutigen Tordaer Bürger ist genügend gesorgt, nicht weniger als elf Kirchen stehen den 9000 Einwohnern für ihre religiösen Bedürfnisse zur Verfügung. Weniger günstig ist es dagegen um das Nothwendigste bestellt, um das Wasser. Die sämmtlichen Brunnen der Stadt enthalten viel Salz, sodaß ihr Wasser zum Trinken nicht benutzbar ist, und die Leute es vorziehen, aus dem Aranyos das Wasser zu schöpfen. Dieser Aranyos (Goldfluß) macht seinem Namen oft dadurch sehr wenig Ehre, daß er nach Regenwetter gelbes, schmutziges, lehmhaltiges Wasser bietet, zu dessen Herbeiführung die zahlreichen Esel dienen, welche, an kleine Wäglein gespannt, in der Stadt zuweilen sichtbar sind.

Während meiner Anwesenheit in Torda hielt man einen Jahrmarkt in der Oberen Stadt ab. Dieselbe besitzt nicht weniger als drei Jahrmärkte, und die Untere Stadt verfügt über die nämliche Zahl. Der Markt währte fünf Tage, von denen der dritte der des Viehmarktes war. An ihm gelangten 4000 Stück Vieh zum Verkauf, und da dieser Umstand wie ersichtlich jährlich mehrmals eintritt, so ist es begreiflich, wenn der Umsatz an Vieh in Torda ein so ungeheurer ist, daß dadurch 1½ Millionen Gulden in Umlauf gesetzt werden. Ein eigenthümlicher Brauch tritt auf Viehmärkten noch an vielen Orten des Landes zutage. Nach Abschluß eines Kaufes gibt nämlich derjenige, welcher das Vieh verkauft, seinem Partner einen Kreuzer und wünscht ihm Glück. Eine solche Münze wird als „Glückskreuzer" dankend angenommen und aufbewahrt.

Betreten wir am vierten Tag den Markt, so entdecken wir

daß sich der Hauptverkehr um die alte, mauerumgürtete Kirche concentrirt. Welch' ein anziehendes Schauspiel bietet sich uns dar, und welch' eine reiche ethnographische Fundgrube erschließt sich uns! Schwer wird es hier dem gemacht, der sich für die Menschen, ihre Nationen und ihre Trachten interessirt. An dieser Stelle finden wir die Stände der Tordaer Schuhmacher, von deren ehrbarer Zunft nicht weniger als achthundert in der Stadt wohnen, sodaß diese mit Recht eine Schuhmacherstadt genannt werden könnte, wenn nicht ihr Honigkuchen und ihr Schweinebraten sie noch außerdem bekannt gemacht hätten. Von dem ersteren ist überall Vorrath. Da und dort sind Stände, hinter denen Tordaerinnen das braune, gelbverzierte, langgeformte Gebäck feilbieten. Neben ihnen breiten sich allerdings Klausenburgerinnen aus mit vielen stattlichen Buden und schöner, verführerischer Zuckerwaare, doch die Tordaerinnen behaupten sich, sie erzählen ja mit Stolz, daß der Erzherzog Josef zweimal im Jahre Sendungen von ihrem Gebäck bezieht. Leider bestehen die Jahrmarktsgäste aus Bauern, denen sie mit solchem Gerücht nur wenig imponiren können, und welche für derartige Genüsse nicht viel Sinn besitzen, vielmehr ganz andere Wünsche und Bedürfnisse hegen. Hier stehen rumänische Bauern des Gebirges, es sind Motzen. Sie tragen langes Haar, Sandalen, blaue Jacken und schauen ernst und dabei doch verschmitzt aus. Neben ihnen kaufen sich andere Rumänen schönverzierte Leibchen und Westen; für sie ist hierzu gegenwärtig die Jahreszeit, während sich die Magyaren erst im Herbst darnach umsehen. Jetzt stoßen wir mit blühenden rumänischen Mädchen zusammen, sie haben sich den Hals mit Kunstperlen geschmückt, und ihre Gesichter glänzen in freudiger Erregung. Eine der Jungfrauen hat sich eine moderne Schürze zugelegt, Fabriksarbeit und wenig werthvoll, sie ist eine Abtrünnige von der Tracht ihrer Genossinnen. Welch' ein Gewirr hat sich dort entwickelt! Topfwaaren werden von Leuten des Gebirges feil-

geboten, sie sind irden und nicht glasirt. Die größeren, ½ Elle im Durchmesser haltend, kosten 4 Kreuzer, die kleineren 1 Kreuzer. Was mögen die Leute wohl dabei verdienen, nachdem man Arbeit, Material und Transport in Anschlag gebracht? — Dem entsprechend sind die anderen Jahrmarktspreise. Hier stehen einige Körbe voll Pfeifen; in einem Korb hellbraune Köpfe mit Messing, im anderen schwarze, die Pfeifenröhren apart in einem dritten Behälter. Für eine solche Pfeife zahlt man 2 Kreuzer, wenn wir sie erstehen, natürlich 4 Kreuzer, weil wir keine Nationaltracht besitzen, sondern „herrisch" gekleidet sind. Daneben winken uns Strohhüte zu, das Stück 10 Kreuzer. An einer Stelle drängt sich das Volk auffallend dicht zusammen, und wenn wir uns unter dasselbe mischen, so bemerken wir, daß ein seltsamer, fettiger Geruch die Atmosphäre erfüllt. Und warum sammeln sich hier die meisten Käufer? Sehr erklärlich, hier ist die Welt des köstlichen Schweinebratens, und niemand kann aus Torda scheiden, ohne ihn gekostet und genossen zu haben. Sagt man doch sogar, daß wenn der Bauer auch nichts auf dem Jahrmarkt kaufen will, er blos des Bratens zuliebe erscheint. Wie man sich drängt, wie man befriedigt von dannen geht, und wie man ihn genießt! Weiber, Männer, Kinder, alles ist gierig, alles scheint halb verhungert zu sein. Nur die dicken Verkäuferinnen bewahren ihre Ruhe, und sie dünken uns mit ihrem ungeheuren Leibesumfang auch gar nicht halbverhungerte Geschöpfe zu sein. Das Letztere ist erklärlich, denn da 80 Schweine bei einem solchen Jahrmarkt zum Plaisir der schnöden Menschheit ihr Leben lassen müssen, so erzielen die Damen einen ganz anständigen Gewinn. —

In den Buden und Zelten sitzt das Volk Branntwein trinkend, plaudernd, essend. Eine bunte Menge, die halbe, reichhaltige ungarische ethnographische Karte ist vertreten. Unter der Masse erregen hohe Gestalten mit überaus langen Beinen unser Interesse. Sie tragen den dunkeln, etwas hohen Filz-

hut, der Aehnlichkeit mit dem der Szekler besitzt, dazu braune Jacken und weiße Leinwandhosen. Magyaren sind das nicht, und Rumänen noch weniger, das Alles beweist ihr Typus. Es sind Toroczkoer, Leute aus dem mehrere Stunden entfernten Marktflecken Toroczko, der Sprache nach Magyaren, der Herkunft nach Deutsche. Aehnlich gekleidet wie sie sind die Szekler. Auch bei ihnen steht die braune, kotzenartige Jacke im Gebrauch, nur tragen sie einen höheren, steifen, durchaus originellen Hut, meist Stiefeletten und zeigen einen anderen Typus. Den Motzen ist wie den Szeklern in der Regel kurzgeschnittenes Haar und ein schmälerer Leibgurt wie den übrigen Rumänen eigen. In neuerer Zeit sind sie der Mittelpunkt eines artigen ethnographischen Märchens geworden. Bei der Assentirung haben magyarische Aerzte eine frappante Aehnlichkeit in Typus und Tracht zwischen dem Szekler und dem Motzen herausgefunden, und dies hat sie zu dem Urtheil verleitet, nicht etwa, daß die Szekler Motzen seien, sondern daß die Motzen ehemals Szekler gewesen. Andere Magyaren haben die Idee aufgegriffen und endlich als sicher hingestellt, daß die Motzen von der Regierung hierher verpflanzte Szekler sind, welche, weil sie keine Priester besessen, sich wallachische Popen engagirt und auf diese Weise zu Rumänen geworden. Gleichzeitig haben sie entdeckt, daß die Bewohner des Hatszeger Thales ursprünglich Magyaren gewesen, und daran anknüpfend haben sie behauptet, daß es nur recht und billig sei, die entnationalisirten, romanisirten Volksgruppen ihrem Muttervolk, dem magyarischen, zuzuführen. Gewiß eine artige Phantasie, welche zur Genüge darthut, wie weit sich nationaler Größensinn verirren kann, und zu welchen lächerlichen Blößen er verleitet. Waren die Motzen ehedem Szekler, wo sitzt dann die Masse der Rumänen, welche eine solche Völkergruppe entnationalisiren konnte? Ein Dorf geht wohl verloren, sobald es von denen eines anderssprachigen Volkes umgeben ist, 6—8 Dörfer schon schwerer, weil deren Be-

wohner unter einander heiraten und sich durch gegenseitigen Verkehr ihre Nationalität und ihre Sitten und Gebräuche erhalten, 100,000 Menschen aber erfordern eine ungeheure Anzahl von Gegnern, wenn sie sich ihrer Eigenarten entäußern sollen. Und eine derartige drückende feindliche Macht werden wir im Erzgebirge ebenso vergeblich suchen wie im Hatszeger Thal. Das Ganze ist also ein Phantasiestück, welches, seiner Ungeheuerlichkeit entkleidet, zu einem leicht begreiflichen ethnographischen Ereigniß wird. Die Regierung hat ehedem einige hundert Familien Szekler im Erzgebirge angesiedelt, und diese haben allerdings ihre Volksthümlichkeit ebenso vollständig eingebüßt wie jene Magyaren, die man zur Zeit der Militärgrenze in einige wenige Dörfer des Hatszeger Thales verpflanzte. Ihre geringe Zahl ist in der Masse der Rumänen um so leichter aufgegangen, als andere Völker viel eher das Bestreben kundgeben, sich zu entnationalisiren. Der Rumäne hängt mit außerordentlicher Zähigkeit an seinen Sitten und Gebräuchen; heiratet ein Angehöriger anderer Nationalität eine Rumänin, so wird er höchst wahrscheinlich romanisirt, und treffen rumänische Ortschaften mit denen anderer Völker zusammen, so sind gewiß die ersteren Sieger. Eine Ausnahme hiervon bildet nur das Banat, wo die schwäbischen Dörfer durch den hohen Fleiß und die außerordentliche Intelligenz und Lebenskraft ihrer Bewohner die übrigen überflügeln und verschwinden machen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unseren Vergnügungs- und Erfrischungslocalitäten zurück. Wir können da neben den Szeklern nud Motzen andere Rumänen des Gebirges beobachten, von denen uns einige als Bewohner zweier ehemals magyarischen Dörfer bezeichnet werden, weiterhin rumänische und magyarische Bäuerinnen, auch einige verirrte Sachsen und herumlungernde Zigeuner. Alles in buntem Gemisch, alles friedlich neben einander. Wir verlassen dies Gewimmel, schreiten der Kirche zu und gerathen in eine Wagenburg

der Fremden. Es ist noch nicht 9 Uhr, und die Wagenladungen stehen noch unberührt, da vor der genannten Zeit der Handel nur den Einheimischen gestattet ist, ein Gebrauch, der sich aus uralten Zeiten erhalten, und den möglicher Weise die Sachsen, welche das erste handeltreibende Volk im Lande waren, eingeführt. Wir wissen wenigstens, daß am Rhein und in unzähligen Gegenden Deutschlands diese Sitte ebenfalls vorhanden gewesen ist. Wer da aber glaubt, daß sie den fremden Verkäufern schade, der ist völlig im Irrthum, denn wir sehen, daß diejenigen Leute, welche die ernstliche Absicht haben, von den Zugereisten etwas zu erstehen, geduldig neben den Wagen derselben harren, bis die Uhr des alten Thurmes neun Schläge ertönen läßt. Der Vortritt wird den Tordaern also ebenso wenig nützen wie den Leuten in anderen Städten Siebenbürgens und wird ihnen vermuthlich niemals viel genützt haben, denn zu warten haben die Menschen stets vermocht, und in früheren Zeiten, wo man langsamer arbeitete und langsamer strebte, vielleicht besser und länger als in unserer überhastigen Zeit. Die Szekler haben, bezeichnend für ihr holzreiches Land, große, buntbemalte Truhen herbeigeführt, an denen sich Blumen als Verzierungen präsentiren, welche nirgends blühen und, wie man dreist behaupten kann, niemals blühen werden. 5—6 Gulden ist der Preis für eine Truhe, und die Szekler beherrschen damit diesen Theil des Marktes, denn die Tordaer Tischler und die stammverwandten Künstler haben bis jetzt noch nicht den Muth gefunden, ihnen Concurrenz zu machen. Sie möchten ihre Absicht auch schwerlich erreichen, da sie den Geschmack des Volkes hinsichtlich der Farbenzusammenstellung doch nicht treffen würden. Als Ersatz haben sie andere Möbel herbeigeführt, deren herrlicher Glanz aber keine Bewunderer erwirbt, und die den seltenen Blumen gleichen, welche man aus Unkenntniß bei Seite verblühen läßt. Außerdem handeln die Szekler mit Heugabeln, vor Allem mit Getreidetruhen, einfach, fest, dauerhaft, das Stück

2 Gulden. In ihrer Nachbarschaft haben sich einige Sachsen aus Sächsisch-Regen etablirt, sie bieten Bottiche feil und müssen sich bequemen, etwas magyarisch sprechen, weil sie sonst keine Erfolge erzielen können. Juden tauchen vor unseren Blicken auf; sie handeln mit alten Kleidern; hierauf gelangen wir zu einigen Buden, in denen Slovaken aus dem Arvaer Comitat Leinwand anpreisen, welche in Mähren erzeugt wird, und mit der sie sich in echt slovakischer Wanderlust den größten Theil des Jahres auf den Märkten im Lande herumtreiben; hinter ihnen an der Kirchenmauer haben sich einige Kunsthändler eingerichtet, deren schöne Heiligenbilder mit weichen Contouren für die magyarischen Bauern bestimmt sind, während nach den grellen, mit eckigen Umrissen die Rumänen haschen. An den Wänden haben die Leute wirklich sehr hübsch ausgeführte Sachen aufgehängt, für deren Absatz sie höchstens die Gutsbesitzer ausersehen haben können, denn nach dem Geschmack des Menschen, der da oben im Gebirge haust, sind sie entschieden nicht. Der Motze würde keinen Gefallen an ihnen erlangen können, er wünscht grelle Farben, die er frisch und schön nennt; Künstlerisches ist seiner Ansicht nach matt, dunkel und uninteressant. Der Händler ist ein Italiener; dies erfahren wir von ihm und ersehen es aus seinem Wesen. Was aber sind das für dunkle Gestalten, welche sich katzenartig in dem Gewühl herumwinden, mit dunkeln Augen und spitzen Wolfszähnen? Zigeuner sind es, unsere alten Bekannten, die wir im Lande all' überall treffen, bald häufiger, bald minder, bald hungernd, darbend, trauernd, bald lustig und gutlebend. Dort liegt ein Dutzend von ihnen an der Mauer. Die Weiber nähren den Säugling an der Brust, die Kinder wälzen sich im Staube, die Männer blinzeln und schielen in unheimlicher Weise. Ein Mädchen zeigt ein angenehmes Gesicht, wenigstens sind die Züge desselben regelmäßig. Neben ihr stehen einige Tordaer Dienstmägde mit grünen Schürzen, breitem Strohhut, und zu ihren Füßen krümmt sich heulend und jammernd eine Bett-

lerin, deren einer Fuß abgehackt worden ist. Ansolchen Gestalten ist kein Mangel. Alles, was auf das Mitleid des Nebenmenschen rechnen zu dürfen glaubt, hat sich zum Jahrmarkt eingestellt. Leute mit verwachsenen Füßen, mit abgeschlagenen Gliedmaßen, mit krebszerfressenen Gesichtern, Blinde, Lahme und Taube, sie alle haben sich Rendez-vous gegeben. Sie ziehen mit der Blechbüchse in der einen Hand und dem Kruzifix in der anderen einher und bannen diesen oder jenen so lange durch das christliche Symbol, bis man ihnen einen Kreuzer verabreicht hat. Das Letztere ist hier zulande Taxe.

In einer Nebengasse wickelt sich der originellste Theil des Marktes ab. 30—40 Zigeunerinnen halten hier alte Lumpen feil. Zigeunerinnen als Kaufleute, gewiß eine Seltenheit! Es sind die Frauen und Töchter der Musikanten von Torda, welche auf diese Weise auch ein Geschäftchen machen wollen. Schöne Gesichter und Gestalten sucht man vergebens unter ihnen, wie ich überhaupt noch nie eine Zigeunerin gefunden, durch die mir das Schwärmen der Romanschreiber für dieses Volk erklärlich geworden wäre. Es sollen sich indessen zuweilen wirkliche Schönheiten vorfinden, und der Körper eines solchen Geschöpfes soll von so bezaubernder Schönheit und seine Linien von so berückender Reine und Vollendung sein, daß man glaubt, ein überirdisches Wesen zu erblicken. Schwärmern für Zigeunerromantik dürfte vielleicht die Mittheilung interessant erscheinen, daß in Torda eine Zigeunerin lebt, wegen der sich ein junger Graf am Tage vor der Hochzeit mit einer Aristokratin das Leben genommen. Die Männer unserer Zigeunerinnen bilden in Torda nicht weniger als fünf Musikbanden, gewiß ein Beweis für die Lebenslust der Tordaer, für welche auch ebenso deutlich der Bedarf an Wein spricht. Den Tordaer Bürgern gehört ein Weinland von mehr als 400 Joch, also von einer Ausdehnung, wie sie im ganzen Land nur noch das Mediascher Territorium aufweisen kann. Trotzdem gelangt von dem reichen

Erzeugniß dieses köstlichen Gebietes nichts zur Ausfuhr. Alles wird von den Tordaern selbst bewältigt, und dabei geht noch eine Zufuhr vor sich. Der ganze Hattert der Stadt beträgt 20,000 Joch. Es herrscht dabei der Uebelstand, daß er sich auf drei Seiten nur eine Viertelstunde weit erstreckt, wodurch die Leute gezwungen werden, nach der vierten Richtung früh um 3 Uhr zu ihren Feldern hinauszufahren, eine Excursion, von der sie erst Abends 10 Uhr zurückkehren können. Verunglücken sie einmal bei der Fahrt, oder werden sie sonst unwohl, so ist ihnen leicht zu helfen, denn in der Stadt wohnen mehrere Aerzte und fünf Apotheker. An den Bauern verdienen diese Herren allerdings nicht allzuviel, denn der Landmann curirt sich in der Regel selbst, er mischt einen Löffel voll Schnaps mit Petroleum oder anderem Oel und trinkt dies Mixtum compositum als Medecin. —

Das Terrain um Torda ist ein äußerst seltsames. Nach Osten ein fruchtbares Thal mit goldenen Feldern, nach Nordost und West das steil abfallende, terrassenförmige Gebirge. Von Ausläufern ist bei demselben kaum eine Rede, es erhebt sich jäh und steil aus dem Boden. Ein Wagen entführt uns am Nachmittag dem freundlichen Torda, und nach Westen eilend, haben wir bald die Stadt unter uns. Wir fahren auf einem welligen Plateau dahin, zur Rechten die Höhen der ehemaligen Römerstadt, um uns blühende, üppige Wiesen mit allerhand Blumen, fruchtbare Felder. Weniger gut wie der Boden ist der Pfad. Unser Wäglein neigt sich bald rechts, bald links, und wir schweben in langer Pein dahin, bis das Ende naht. Plötzlich fällt der Wagen um, und wir purzeln heraus, einen entsprechenden Vorgeschmack vom ganzen Unternehmen gewinnend. Doch es geht weiter, immer auf jenen gewaltigen Riß in den Bergen zu, der uns seit der Bahnstation beschäftigt. Mitten im Höhenzug zeigt er sich, jäh, auffällig, wild. Es ist die berühmte, von jedem Siebenbürger gepriesene

Thorenburger Bergspalte (Torda hassadek), in der That ein Naturwunder. Der 25 Kilometer breite, 300 Meter über den Fluß emporsteigende Jurakalkzug ist durch Hebung des Porphyrs an zwei Stellen geborsten und dadurch in zwei Theile geschieden. Natürlich hat die Sage von diesem geologischen Ereigniß keine Notiz genommen, sondern den Stoff nach ihrer Weise behandelt. Sie meldet, daß König Ladislaus der Heilige einst von seinen Feinden verfolgt wurde. Er habe zu Gott gebetet, dieser möge ein Hinderniß zwischen ihm und seinen Gegnern aufrichten, der Berg habe sich unter Donner und Blitz auseinander gethan, und die Kluft sei entstanden. Eine zweite Sage knüpft sich an eine Quelle, die am Fuß des Höhenzuges entspringt, verschwindet und erst nach zwei Stunden wieder zum Vorschein kommt. Als der König einst mit seinem Heer dem Tod des Verschmachtens nahe gewesen, habe er den Fels mit seinem Speer berührt, und das Wasser sei zutage getreten. So findet sich der dichtende Volksgeist mit den Naturmerkwürdigkeiten ab.

Jetzt sind wir der Schlucht gegenüber, und der Weg führt jäh hinunter. Den Wagen verlassend, erreichen wir eine kleine Mühle, die unten am Bache, inmitten der rauhesten Wildniß, ihr Dasein fristet. Eine originelle Laune, eine ungeheure Kraft hat hier die Natur entfaltet. Wie eine gewaltige Festung der Riesen ragen die senkrechten Felsen mit ihren schroffen Spitzen und ihren kahlen, entsetzlich nüchternen Wänden in die Luft. Starr und unbewegt zeigt sich hier die Natur, in ewiges, trotziges Schweigen gehüllt, und kaum sollte man es für möglich halten, daß sie wenige Stunden weiter bereits ein Gewand von blühenden Feldern tragen kann. Jetzt überschreiten wir auf einem Brett den nicht unbedeutenden Bach, dann auf Steinen, und nach wenig Augenblicken sind wir in der Kluft. Rechts und links erheben sich 200 Meter hohe Felsenwände, kahl, gezackt und den kühnsten Phantasien Stoff bietend. Dort grüßt ein Fels mit zwei Spitzen, er gleicht einer verfallenden Kirche, hier

mahnt ein anderer mit seinem gezackten Rücken an Festungswerke, dort zeigt sich eine Nadel der Kleopatra, weiterhin scheint ein riesiger Kopf zu ruhen. Immer sind wir von den Felsen umgeben und bedrängt; der Bach mit der Schlucht windet sich und so kommt es, daß wir stets nur eine unbedeutende Strecke übersehen können, und daß es uns dünkt, als befänden wir uns im Hades oder in einem ewigen, unverfallbaren Felsengefängniß. Still ist es hier, kein Mensch, kein Thier; nur der muntere Bach singt uns ein Lied von der Erhabenheit der Natur. Im Uebrigen macht er uns viel zu schaffen. Die Schlucht ist zwar zuweilen zehn Meter breit, verengt sich aber an anderen Stellen bis zu fünf Meter. Dann fallen die Felswände schroff hinab, und nur soviel Vorsprünge und Einbiegungen sind in denselben vorhanden, daß wir uns mit Händen und Füßen hinüberwinden können. An solchen Punkten ist der Bach so tief, daß Thiere schwimmen müssen und das Wasser über dem Haupte des Menschen zusammenschlägt. Ein Ausgleiten ist mithin nicht rathsam. Wo die Felsen jäh abfallen, sind wir gezwungen, den Bach zu übersetzen, in welchen Fall wir zwanzig- bis dreißigmal gerathen. Da bleibt keine Wahl übrig, wir müssen hindurch, und dies ist wenig angenehm, denn wenn man auch Steine derart in dem Bach geordnet hat, daß man von einem zum anderen springen und schreiten kann, so gehört doch nicht nur die Aufbietung aller Turnerregeln, sondern viel Glück dazu, um nicht von den oft recht nassen, glatten, schiefliegenden Steinen herabzugleiten und bis zu den Knien in das eiskalte Gebirgswasser zu gelangen.

So ringen und kämpfen wir länger als eine Stunde gegen die steilen Felswände, gegen das Gestrüpp und das nasse Element. Immer wilder wird das Bild, immer unheimlicher die Kluft. Bald zeigt sich rechts, bald links in den Bergen eine höhlenartige Vertiefung, und endlich erblicken wir die Eingänge zu zwei Höhlen, den einen auf der rechten Seite, den anderen

gegenüber. Wir klettern zwischen Geröll und Brennesseln empor und treffen in einer Höhe von fast 40 Meter die halb vermauerte Oeffnung. Die am linken Ufer liegende Höhle ist schwerer zugänglich und überdies im Innern mit Wasser gefüllt. Sie zeigt eine mächtige Halle, läuft jedoch bald aus, während die andere einen viel größeren Raum besitzt und im Hintergrund steil und schlüpfrig in den Fels hineingeht. An einigen Stellen bemerken wir auf dem Boden trichterförmige Gruben, an anderen kreisförmige Löcher im Fels. Einige Tauben flattern hinaus, sie besitzen weiße Federn und sind somit höchstwahrscheinlich verwilderte Haustauben; oben an der Decke lassen unzählige Fledermäuse ihre klagenden, vibrirenden Töne vernehmen, und unsere Fackeln verbreiten ein derart abenteuerliches Licht, daß wir unwillkürlich an jene Höhlen erinnert werden, die in den Cooperschen Romanen eine hervorragende Rolle spielen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts soll in dieser Höhle der berüchtigte Räuberhauptmann Baj gehaust haben, weshalb sie im Volksmund Bajluke genannt wird. Unfern von ihr verliert die Schlucht den rauhen Charakter, sie erweitert sich plötzlich, und wir treten in ein freundliches, bewohntes Thal hinaus, das sich vor uns wie eine Fata morgana ausdehnt. Hoch oben aber über den Felsen erheben sich die Ruinen eines verlassenen Klosters. Stille ringsum, nur in dem ehemaligen Klostergarten einige verkommene Obstbäume. Hier wohnten dermaleinst rumänische Mönche. Sie sind jetzt verschwunden, verschwunden wie die Räuber, und die Ruhe der großartigen Natur wird höchstens durch einen fleißigen Botaniker gestört, der wie ein Wurm an den kolossalen Felswänden herumklettert, oder von dem silberhellen Lachen der lebenslustigen Tordaer Damen, die sich leicht geschürzt und graziös über die Steine im Bach schwingen. —

Die Stunde des Abschieds von dem Salinae der Römer ist für uns gekommen. Nach Westen ziehen wir, hinein in eine

wunderbare Gebirgswelt, welche uns einige Wochen mit ihren grotesken Formationen und stillen anmuthigen Hügellandschaften umschließen soll. Einige ziemlich saubere Dörfer mit gemischter Bevölkerung treffen wir noch im Flachland, dann fahren wir zwischen die Berge ein, und der rauschende Aranyos begrüßt uns. Bei Borrev wenden wir uns von dem goldhaltigen Fluß seitwärts in die Berge und ziehen durch ein einsames, enges Seitenthal. Borrev trägt den Charakter der Gebirgsdörfer, mit denen wir uns jetzt zu beschäftigen haben: kleine, unbedeutende Häuser, eher Hütten zu nennen, mit geschwärztem Stroh gedeckt, die Höfe wenig reinlich, in der nächsten Umgebung Kukurutz, das Hauptnahrungsmittel des Rumänen. Bald haben wir den Aranyos aus dem Gesicht verloren, der ungestüm die Ufer unterwühlt und in ewiger, unverwüstlicher Kraft mit den Felsblöcken spielt, gleichsam die Menschheit verhöhnend, deren verschiedene Völker und verschiedene Generationen seit altersher dem Flusse sein Gold geraubt. Sie sind spurlos verschwunden, nur er ist noch derselbe geblieben, immer gleich ungestüm, immer gleich jung. Unser Weg färbt sich schwarz, eine Erscheinung, welche auf die Schlacke zurückzuführen ist und auf die Nähe der Eisenhämmer hinweist. Diese liegen seitwärts, durch Gebüsch unseren Blicken entzogen, und bilden einen Erwerbszweig der Toroczkoer. Sechs Pferde mit Kohle beladen und ein Mann steigen jetzt zu ihnen hinab, weiterhin tritt uns plötzlich bei einer Biegung ein blühendes rumänisches Mädchen entgegen. Offenbar hat sie die Feiertagstracht angelegt, ist doch heute der Peter-Paulstag der Rumänen! Ein rothes Kopftuch, rothe Katrintzen, ein sauberes, weißes Hemd; so schreitet sie einher, ein Bild der Gesundheit und der frischen, bezaubernden Natürlichkeit.

Toroczko war früher als Eisenmarkt ein deutscher Ort, den gegen Ende des 13. Jahrhunderts Steiermärker gegründet. Allein sie waren abgeschlossen von den übrigen deutschen Ansiedelungen,

umgeben von fremden Elementen, und so haben sie im Laufe der Zeit ihre Nationalität eingebüßt, langsam und allmählich, Schritt für Schritt, bis sie heutigentages Magyaren in Sitte und Mundart geworden sind und, wie die Magyaren behaupten, gute Patrioten. Noch vor 100 Jahren soll man in ihren Häusern uralte deutsche Gebetbücher bemerkt haben, augenblicklich ist davon nichts mehr vorhanden, und die Toroczkoer erinnern an ihre Herkunft nur durch ihren Typus, durch ihre Namen und die etwas auffällige Aussprache des Magyarischen. Mit den ostwärts wohnenden Szeklern müssen sie frühzeitig in innige Verbindung getreten sein, denn es weilen fortwährend bei ihnen 12—20 Szekler Kinder, welche den Unterricht der vorzüglichen, altbekannten Toroczkoer Schulen genießen wollen. Einzelne der Männer sind Riesengestalten, man kann sich mehrere zeigen lassen, die eine Höhe bis zu sieben Fuß aufweisen und deutlich die Annahme widerlegen, daß Oesterreich-Ungarn kein Material für Grenadierregimenter besitze.

Höchst interessant ist die Sonntagstracht der Mädchen, die in der That an Reichthum und Prunk ihres Gleichen sucht. Den Kopf ziert eine Art Krone (parta), welche viel Aehnlichkeit mit dem sächsischen Borten hat. Sie ist mit kleinen Goldblättchen überzogen und zeigt am Hinterkopf 10—20 bunte Bänder, die der Besitzerin theatralisch auf den Rücken herabfallen. Das Hemd ist weiß, und die Aermel sind mit breitem, rothen und schwarzen Besatz versehen, während dieselben am Handgelenk von einem engen, buntgestickten Latz umfangen werden. Ein ebensolcher hält auf der Brust das Leibchen zusammen, unter dem eine grüne Schürze mit rothen Streifen herabfällt, welche häufig in den magyarischen Farben glänzt. Die Halskette, aus Münzen und Perlen bestehend, ziert eine blaue Schleife, um den Leib windet sich ein rother Shawl, und an der Schürze hängt ein buntes seidenes Tuch. Das ist die Tracht der Toroczkoer Mädchen, welche fast zu reich, fast über-

laden erscheint und dadurch verliert. Sie zeugt aber, da der Halsschmuck allein oft 60—80 fl. werth ist, von einer erfreulichen Wohlhabenheit der Leute, unter denen sich wirklich kleine Capitalisten finden. Will man dieses Costüm vollständig kennen lernen, so muß man den Zuschauer abgeben, wenn das Mädchen die Sonntagstracht anlegt. Zuerst greift sie zu einem weißen Rock, ihm folgt die Schürze, das Leibchen, der Schmuck, der Gürtel, die Parta. Die ganze Handlung nimmt über eine halbe Stunde in Anspruch, dann erst ist alles in Ordnung, denn der Kleinigkeiten sind gar viele, und unter ihnen fungirt nicht in letzter Reihe vielleicht ein — falscher Zopf. Doch wir verrathen nichts, denn es liegen hier Toilettengeheimnisse vor, für welche die Männer keinen Sinn besitzen dürfen. — Auch die Frauen kleiden sich königlich und bewahren in ihrem Haushalt ähnliche Stickereien und selbsthergestellte Arbeiten wie die Sachsen und Rumänen. Ihr Kleiderreichthum und Wäschevorrath ist ein ungeheurer. Im Winter tragen beide, Frauen und Mädchen, über den erwähnten Costümstücken noch eine köstliche Pelzjacke, welche oft mit glänzenden Knöpfen verziert ist, und in der sie wie eine Bojarin ausschauen, so vornehm und so stattlich. Mit alledem harmonirt ihre Schönheit, die man mir bereits in Torda rühmte.

Die Häuser der Toroczkoer sind sehr sauber und nett, sie wenden zwei Fenster in beharrlicher Regelmäßigkeit der Straße zu. Früh um vier Uhr wandern die Leute aufs Feld hinaus, abends halb sieben Uhr kehren sie zurück, beides aber nur dann, wenn die Kirchenglocke geläutet wird. Wer von den Männern nicht auf dem Feld beschäftigt ist, der schafft in den altberühmten Eisengruben des Ortes. Für die Vorzüglichkeit des hier gewonnenen Eisens ist eine artige Geschichte bezeichnend, die man mir erzählte. Ein Engländer soll vor Sewastopol Kanonenkugeln gesammelt und eingeschmolzen haben, um das so gewonnene Eisen als Toroczkoer zu verwerthen. Die Gewinnung des

Metalls wird von den Toroczkoern genau noch so betrieben, wie es ihre Ahnen vor vielen hundert Jahren gethan, und die Gänge des Werkes sind derart beschaffen, daß eine von Fremden ausgehende Benutzung derselben nie versucht worden ist. — Der Abend meiner Anwesenheit in dem kleinen Oertchen war ein festlicher. Eine wandernde Schauspielertruppe, bestehend aus ihm, ihr und dem Zettelträger, hatte sich eingefunden und hielt die erste Vorstellung. 40—50 Leute, die Vertreter der Intelligenz und die besseren Bauernfamilien, hatten sich erwartungsvoll in der Schule niedergelassen, welche als Kunsttempel diente. Nach dreimaligem Klingeln rollte der Vorhang zur Seite, und die Directrice, zugleich Schauspielerin, präsentirte sich in verführerischer Lage, einen allgemeinen Laut der Bewunderung hervorrufend. Als indessen der tückische Vorhang wiederum zurückrollte, verwandelte sich die Bewunderung in ein leises Lachen, welches sich erst verlor, als die Vorstellung von Neuem eröffnet wurde. Die Wände des Theaters, an denen die Schulkarten sichtbar waren, nahmen sich dabei urkomisch aus.

Um 4 Uhr des Morgens verlassen wir den kleinen Ort. Der Himmel gleicht in seiner Klarheit einem stillen Gebirgssee, und nur über den Bergen des Nordens liegt ein rothgelber Streifen, welcher dem Horizont einen hehren Glanz verleiht. Einige Wolken hängen über dem sogenannten Szeklerstein, an dessen Fuß Toroczko liegt, und der ungeheuerliche Formationen zeigt. Eigentlich ist er ein ganzes Conglomerat von Felsen, die schroff nach drei Seiten abfallen, und dessen mit einer Ruine gezierter Gipfel eine weite Fernsicht bietet. Die kolossalen Massen glänzen in grünlicher, geheimnißvoller Färbung, und auf dem Marktplatz tauchen verschiedene dunkle Gruppen auf. Das sind Kühe; weiterhin schwarze, unförmige Klumpen, das sind Büffel, mürrisch, müde, noch wie halbverschlafen. Neue schreiten langsam heran. Alle warten, daß der Hirt erscheine, um sie zur Weide zu führen. Bei Vorrev treten wir in das

Aranyosthal ein. Die Sonne ist langsam heraufgekommen, und die Rumänen haben sich erhoben, in ihren Höfen hantirend und uns anstarrend. Die Landschaft nimmt einen wahrhaft wildromantischen, großartigen Charakter an. Rechts und links schroffe Felsen, oft in den wunderlichsten Formen und in einer nackten Rauhheit, die fast abstoßend wirkt. Zuweilen hemmen sie sogar die Straße, welche in dem Thal des wilden Flusses bald steigt, bald fällt. An einigen Stellen haben Regengüsse und wilde Gebirgswässer sie beinahe unbrauchbar gemacht, sodaß es den Anschein gewinnt, als sollten wir in den Fluß hineinstürzen. Neue Felsspalten präsentiren sich, immer höher und grotesker werden die Berge, immer einsamer wird die Gegend. Zeitweise berühren wir ein rumänisches Dörfchen, dessen elende Häuschen mit Weiden umzäunt und von Maisfeldern umgeben sind. Alte Bäuerinnen kommen uns entgegen, alle mit dem Spinnrocken in der Hand. Dann sind wir wieder mit der Felsenwand allein, mit dem Fluß und den spärlich bewaldeten Bergen. So geht es stundenlang, meilenweit fort.

Bei Szolcsva machen wir Halt, und hier haben wir Gelegenheit, einer Zigeunerhochzeit beizuwohnen. Zeltzigeuner sind es, jene fahrende Gesellen, die heute hier und morgen dort ihre Heimat haben und wie der Dichter sagt: „weiß Gott woher kommen, weiß Gott wohin gehen.“ Inmitten der Hauptgruppe steht der Bräutigam mit der Braut. Er ist ein hoher Bursche in braunem Rock und eben solcher Mütze, sie ein fünfzehnjähriges Mädchen mit braunen Gesichtszügen und verzehrenden Gluthaugen. Ein Brett liegt auf der Erde, es dient als Hochzeitstisch. Das Mahl ist allerdings sehr einfach; 6—8 Teller voll Kraut, Spuren von Fleisch darin, und eine Flasche voll Branntwein, das sind die lucullischen Gerichte. Das Brautpaar hat sich in der griechisch-orientalischen Kirche des Ortes trauen lassen, weil eben keine andere vorhanden, wäre das Dorf katholisch, so würde es das Brautpaar gewiß auch geworden sein, denn der Zigeuner

ist ein praktischer Mann, der seine Religion nach dem Winde ändert. Dieser Leichtsinn des wandernden Völkchens ist zum Gegenstand eines rumänischen Märchens geworden. Die Zigeuner besaßen einst, so lautet es, eine schöne, stattliche Kirche, während den Rumänen nur eine solche aus Speck und Schinken beschieden war. Als die Zigeuner eines Tages hungerte, tauschten sie mit den Rumänen und aßen das erstandene Gotteshaus sofort auf. Seitdem, meint das Märchen, wechseln sie in geschmeidiger Weise Religion und Kirche, da ihnen das einmal geschmeckt hat. — Einige alte Weiber, wahre Megären, tummeln sich herum; von Kindern sind höchstens drei bis vier sichtbar, welche sich in den elenden Zelten verstecken. Drei Musikanten spielen der Gesellschaft auf. Der eine von ihnen bearbeitet die Geige, der zweite eine Art Rumpelbaß, der dritte begnügt sich damit, die Hälfte eines ehemaligen vertrockneten Tannenbaumes auf- und niederzuschwingen. Ein Glöckchen ist an demselben befestigt, und dadurch der Tannenbaum zu einem neuen Orchesterstück geworden. Jetzt entwickelt sich ein Ball. Die Männer ziehen die Weiber an sich und drehen sich zuweilen mit ihnen im Kreise. Am häufigsten tanzen sie eine Art Csardas, den sie allerdings so ungeschickt und matt von sich geben, daß man dagegen opponiren möchte, ihnen die Erfindung dieses Tanzes zuzuschreiben. Sie schlagen zwar die Füße zusammen und springen in die Höhe, beschränken sich aber meist aufs Hin- und Hergehen. Der vornehmste Gast der Gesellschaft ist der Richter des rumänischen Dörfchens. Er hat nebst einigen anderen seines Volkes als Trauzeuge fungirt und schaut jetzt dem Treiben zu. Uebrigens darf man nicht annehmen, daß Zigeunerhochzeiten immer so kläglich verlaufen wie die geschilderte, hat man doch neulich in Klausenburg eine gefeiert, an welcher sich 120 Personen betheiligt, und bei der die beste Zigeunermusik den Tanzenden aufgewartet.

Bei Szolcsva geht eine stille Veränderung mit der Gegend

vor sich. Die Häuser nehmen eine andere Bauart an und werden etwas stattlicher, sie besitzen häufig eine Art Veranda, die durch einige Säulen und das überhängende Dach hervorgerufen wird. Auch die Menschen haben sich etwas verändert. Bisher trugen die Bäuerinnen rechts und links einen Zopf, der ihrem Erscheinen nur wenig Anziehendes verlieh, jetzt findet sich das seltener; vorher erschienen sie mit einer blauen Schürze vorn, einer rothen mit gelben Punkten auf der Rückseite, jetzt tragen sie zwei rothe, dazu ein rothes oder ein weißes Kopftuch. Wir sind im Gebiet der Motzen angelangt, dieses interessanten, originellen Rumänenstammes!

Das Gebiet der Motzen beginnt vor Offenbanya und zieht sich über Topanfalva aufwärts bis zur unwirthlichen ungarischen Grenze, wo das gewaltige Bihargebirge seine Gipfel erhebt. Es umfaßt die ausgedehnten, weitverzweigten Gebirgsdörfer Albak, Skerisora, Vidra, das Gebiet bis zur Gäina und zieht sich nach Abrudbanya und Zalatna bis Ompolyicza, macht eine Ausschweifung nach rückwärts und erreicht über Ponor wieder Offenbanya.

Offenbanya ist ein stiller, kleiner Ort, mit weißgetünchten Häusern, die sich auf den ersten Blick als Beamtenwohnungen verrathen. Pappeln, Linden, Obstbäume, sowie die bewaldeten Berge verleihen mit den erwärmenden, beglückenden Sonnenstrahlen dem ganzen Bild einen freundlichen Charakter. Und doch kann es auf uns einen wehmüthigen Eindruck nicht verleugnen, denn tummeln wir uns zwischen den Häusern herum, und fragen wir hier und dort, überall erhalten wir die Bestätigung, daß Offenbanya früher einmal weitaus blühender und mächtiger gewesen. Deutsche haben einst den Bergbau betrieben, und die Regierung ließ tüchtig schaffen, damit hier das kostbare Erz mit Tellur gewonnen werden konnte. Heute ist das alles anders. Die verfallenen Werke sind in Privatbesitz übergegangen, drei Beamte und 60 Arbeiter werden

beschäftigt, die Deutschen sind Rumänen geworden, und von ihrem Deutschthum ist soviel geblieben wie in Toroczko: Namen. — Einige Tage nach meiner Ankunft war der stille Ort allerdings außerordentlich belebt. Da waren die Sectionsmitglieder jenes rumänischen Vereines bei einander, dessen Aufgabe die Hebung der rumänischen Volksbildung ist. An 200 Leute, Herren und Damen, versammelten sich, um einen Jahresbericht entgegenzunehmen, und um bei fröhlichem Tanz und gemeinsamem Mahl einige Stunden zu verweilen, zugleich Beiträge für ihre Vereinskasse einziehend. Diese Gesellschaft, welche zu Lebzeiten des hochangesehenen und schätzbaren Schaguna ins Leben getreten, ist ein schöner Beweis für die Strebsamkeit des rumänischen Volkes. Hauptzweck derselben ist, durch Verabreichen von Stipendien armen Jünglingen das Studium zu ermöglichen. Magyarische Beamte haben in dieser Institution natürlich etwas Landesgefährliches gewittert, und man ist bereits unschlüssig gewesen, ob man ihre Versammlungen nicht verbieten soll. Ein derartiger Verdacht setzt den Ausländer durchaus nicht in Erstaunen, sobald er bedenkt, daß gegenwärtig durch den unseligen Nationalitätenhaß und durch die Erlasse der jetzigen ungarischen Regierung im ganzen Lande eine außerordentliche Spannung hervorgerufen worden ist. Man betrete die Häuser der Rumänen im Gebirge. Da werden Einem die Bilder auffallen, welche die rumänischen Truppen im Kampfe mit den Türken bei Plewna darstellen, weiterhin uralte Holzschnitte, die den Nationalhelden der Rumänen, Michael den Tapferen, repräsentiren oder Ereignisse der römischen Geschichte verherrlichen, und überall im Lande wird man das Bild des rumänischen Königspaares bemerken. Nirgends aber treten Einem Holzschnitte entgegen, welche an magyarische Helden oder an Episoden aus der magyarischen Geschichte ermahnen. Und kann dies etwa anders sein? Man gehe hin und frage die simple rumänische Bäuerin des Gebirges

über ihr Verhältniß zu den Magyaren. Von jeder wird man den Ausspruch vernehmen: „die Magyaren wollen uns unsere Sprache rauben, aber wir werden uns vertheidigen.“ Kann man bei derartigen Gefühlen, Gedanken und Anschauungen ein Interesse für magyarische Verhältnisse voraussetzen? Wer aber mit objectivem Blick die verschiedenen Aeußerungen des Volksgeistes prüft, der wird nur wenig Vertrauen zu der ewigen Fortdauer des jetzigen ungarischen Staates besitzen. Die Sachsen Siebenbürgens singen die Wacht am Rhein, die Magyaren haben gejubelt, als die falsche Kunde von den französischen Siegen im Jahre 1870 zu ihnen gedrungen, und wenn in den letzten Kämpfen auf der Balkanhalbinsel die Türken eine Niederlage erlitten, haben sie geweint, während die Rumänen banketirten, war es umgekehrt, so haben sie triumphirt, und die Rumänen geschwiegen. Als die Kunde vom Fall des festen Plewna in die Berge der Motzen drang, da feierte eine rumänische Gesellschaft in einem kleinen Gebirgsörtchen ein Fest und soll ein Hoch auf den Fürsten Karl nebst seiner Armee ausgebracht haben. Wenige Tage nachher erschien eine Commission aus Karlsburg und verhängte über die Landesverräther Strafen.

Des Nachmittags ziehen wir weiter; die Sonne scheint glühend herab, der Kukurutz glänzt in schönster Ueppigkeit, und die wenig fruchtbare Gegend hat ein trügerisch-schmeichelndes Gewand angenommen. Sie wird allmählich freundlicher, der Fluß, welcher stellenweise den Weg beschädigt, ist milder geworden, und die nicht mehr grotesken Berge haben sich mit Wald bedeckt. Wieder ziehen einige Motzinnen mit Spinnrocken an uns vorüber, dann reitet ein Herr nebst einer jungen Dame heran. Er ist gewiß ein Schullehrer, und die junge Schönheit seine Tochter. Aber wie sie reitet! Genau so wie die Bäuerinnen im Lande, d. h. sie sitzt nach Männerart zu Pferd. Und auch späterhin werden wir Gelegenheit haben,

die Schönen des Motzenlandes zu beobachten. Alle fliegen wie Kürassiere hoch zu Roß dahin, gewiß eine naturgemäße Art zu reiten, die nur uns von der Cultur verbildeten und für das Erkünstelte eingenommenen Städtern prosaisch dünkt. Doch ein neues Bild. Ein gewaltiges Zigeunerlager hat sich in der Nähe eines Dorfes entwickelt. Aus 20 Hütten strömen 30—40 Kinder auf uns zu, ein Bube und ein Mädchen sind die hartnäckigsten. Wir werfen ihnen einen Kreuzer hinab, um den sie sich raufen. Das Mädchen hat ihn ergriffen und wird dafür von dem Burschen niedergeworfen und mit Faustschlägen tractirt. Natürlich bedient sie sich ihrer Nägel mit großem Geschick, und bald erhebt sich eine Staubwolke, in der die Kämpfenden unseren Blicken entzogen werden. Neue Bilder. Wir haben die alten schon vergessen, als wir ein leises Wimmern ertönen hören. Wir sehen uns um und gewahren das Zigeunermädchen, welches vermuthlich den Kreuzer hat abtreten müssen und uns jetzt fünf Minuten nachgelaufen, um nochmals zu bitten. Welch' ein bejammernswerthes Dasein! — Viele der Zigeunerbanden sind indessen nicht wie der Schein lehrt arm wie eine Kirchenmaus, sondern im Gegentheil vermögend. Sie schicken ihre Mitglieder am Tage zum Betteln und Stehlen aus, bestimmen am Abend einen Theil der Beute zum Verbrauch und legen das Uebrige zum Familienschatz, der bei manchen Banden aus Gold- und Silbersachen im Werth von 10—20,000 fl. bestehen soll. Sie zeigen diese Gegenstände natürlich ungern den Fremden, ein magyarischer Grundbesitzer, der mit ihnen oft in nähere Berührung gekommen, hat mich jedoch versichert, daß er bei derartigen Zeltzigeunern einen Becher mit altindischer Arbeit gesehen, den die Bande als ein heiliges Erbstück betrachtet, und der durch Smaragde und Rubinen einen Werth von 4000—5000 fl. besessen.

Am Abend taucht ein freundlicher Ort mit mehreren Kirchen vor uns auf: Topanfalva. Beim Einfahren verliert er viel

von seinem Nimbus, wir sehen, daß er in der Hauptsache aus einer einzigen Gasse besteht, an deren östlichem Ende eine Kirche, und an deren nördlichem das Wirthshaus paradirt. Die Gasse ist ziemlich schmal und von etwa 50 gleichgroßen oder gleichkleinen Häusern gebildet, in denen sich die Kaufläden der Händler zeigen, und welche einen echten Gebirgsort darstellen. Man kann Topanfalva als den Mittelpunkt des Motzenlandes bezeichnen, weil sich von hier aus das Motzengebiet durch drei Straßen theilen läßt, die Straße aufwärts bis zum Bihar, diejenige südlich nach Karlsburg, und endlich diejenige, auf der wir unseren Einzug gehalten. Es ist Mittelpunkt einer Gebirgswelt, wie man sie selten in Europa findet, nicht bemerkenswerth durch Schneeberge und Schutthalden, an denen sich stille Gebirgsseen schweigend in ewiger Ruhe ausdehnen, wohl aber ernst in seinen südlichen, goldhaltigen Felsengruppen und freundlich und so überaus originell im Westen, sowohl durch die entzückenden Aussichten, als auch durch die meilenweit sich hinziehenden Dörfer. Derjenige, dem es vergönnt gewesen, einige Wochen auf den zierlichen Gebirgspferden die letztere Gegend zu bereisen, wird diese Zeit zu der glücklichsten seines Lebens rechnen und sie nimmer vergessen, es müßte denn sein, daß Gott ihm nicht die rechte Gunst erwiesen, und er für die Menschen keinen Sinn und keine Liebe hegt. Im anderen Fall aber werden ihm die Berge vor Augen stehen, über die er in heißer Schwüle des Mittags gezogen, sowie die schattigen Buchenwälder, in denen er das herrliche Wasser genossen, und nicht minder gern wird er der Gastlichkeit des seltsamen Volkes gedenken, dessen Sitten und Gebräuche er beobachtet.

An einem frühen Morgen brechen wir von Topanfalva auf und ziehen am Bergabhang in die Höhe, bis der kleine Ort zu unseren Füßen verschwunden. Dann verlassen wir das Thal der Aranyos und reiten seitwärts in die Berge. Schlanke Männer mit hellbraunem Haar kommen uns entgegen; einige

grüßen ehrerbietig, andere blicken uns finster an. Windung auf Windung folgt, Häuser, Felder, alles noch zu Topanfalva gehörig. Und haben wir die letzten Gebäude des Marktfleckens verlassen, so stoßen wir schon auf die ersten von Albak, einem zweiten der Campeni. Das sind merkwürdige Bevölkerungsverhältnisse hier, wo man tagelang von einem Ort in den anderen reiten kann, von denen jeder so groß ist wie eine Weltstadt, nur an Volk ärmer, an Wissen und an Reichthum. Vier, sechs, ja acht Quadratmeilen nehmen diese Campeni ein, jeder zählt 600—800 Häuser, 5000—8000 Einwohner. Jetzt erreichen wir den Mittelpunkt von Albak; einige Dutzend Häuser bilden ihn, das des Richters, des Notars, des Pfarrers, Kirche, Schule. In Albak ist er geboren, der Held der Motzen, von dem sie sich noch an kalten Winterabenden in ihren kleinen Häusern erzählen: Hora, der Rebell. Anderthalb Stunde von der Wohnung des Notars erhebt sich sein Geburtshaus, ein Gebäude wie jedes andere in Albak, nur der Geist, der in ihm groß wurde und aus ihm hervorging, war ein ungewöhnlicher. — Man schrieb das Jahr 1784. Die Regierung hatte die Verordnung der Volksconscription erlassen, und diese wurde von den Rumänen dahin gedeutet, daß sie durch Unterziehung derselben Soldaten wurden und somit frei von der Herrschaft der Grundbesitzer. Sie verweigerten diesen den Dienst, und als man sie gewaltsam zu ihren Pflichten zurückführen wollte, erhoben sie sich in wildem Aufruhr. Hora, eigentlich Nyikulaj Urszu, trat an ihre Spitze. Er stellte ihnen vor, daß Kaiser Josef ihnen wohlwolle, und führte sie von Kampf zu Kampf. 60 Dörfer, 140 Edelhöfe wurden eingeäschert, 4000 Menschen verloren das Leben, Militär sprengte endlich den 30,000 Mann zählenden Haufen auseinander. Hora entfloh und trieb sich eine zeitlang, gehetzt und verfolgt, in den Wäldern seiner Heimat umher. Sein Schicksal erfüllte sich; kaiserliche Soldaten nahmen ihn mit seinem Genossen, dem Gloska, in

der Radaker Waldung gefangen, und der Rebell, der Mann des Volkes, erlitt im Februar des Jahres 1785 zu Karlsburg den Tod durch Henkershand. Auf alten Holzschnitten kann man ihn betrachten. Er trägt eine Mütze auf dem Kopfe, den langen, von einer Agraffe zusammengehaltenen Mantel, die üblichen Leinwandhosen und Sandalen; in der Hand hält er einen Speer. Das Antlitz ist offen, mit einem Schnurrbart geziert. —

Von Albak reiten wir hinüber nach Skerisora. Still ist das enge Thal, nur von dem Rauschen eines wilden Baches belebt, an dessen Rand zuweilen ein Motze sitzt, ernst und starr, wie es diesem Volke eigen. Er will die geschmeidigen Forellen fangen, welche in dem krystallhellen Wasser in großer Zahl herumschnellen. Und weiter, immer weiter gehen wir, auch Skerisora, dessen Mittelpunkt wie der der übrigen Ortschaften klein und friedlich im waldumfangenen Thal liegt, fesselt uns nicht. Hinauf ziehen wir, an den Bergen empor, die tannenbedeckt uns verlockend zu begrüßen scheinen. Steil und schroff führt uns der Pfad in die Höhe, gewiß würden wir auf dem haltlosen, abschüssigen Terrain ausgleiten, unsere kleinen Pferde thun es nicht. Sie gehen langsam, aber sicher vorwärts, sie klemmen sich in die Felsblöcke ein, wie es nur die Gemsen thun können, die ewig auf den Bergen herumklettern, und tragen uns ruhig über die abschüssigen Stellen hinüber. Jetzt erreichen wir den Wald und werden rauschend von ihm bewillkommt. Leider bietet er ein Bild der Verwüstung dar. Einzelne Stämme hat man umgeschlagen und nicht weggeführt, andere hat der Sturm entwurzelt, und ihre Leichen hemmen unser Vordringen. Die Pferde setzen jedoch zierlich die Füße über das morsche Holz und tragen uns auf eine Lichtung, zu menschlichen Wohnungen. Drei, vier, fünf, sechs sind es, die eine von der anderen mehrere Minuten entfernt, und um jede dürftige Felder. Kukurutz wächst nicht mehr,

nur Hafer und Gerste gedeiht, dazu dürftiges Gras für das wenige Vieh, was die Menschen hier halten. Arm sind die Leute, einfach ist ihr Leben. Die Hütte, in der Freud' und Leid vorüberzieht, ist klein und baufällig; sie besteht aus Holz und zeigt einen einzigen winzigen Raum, fast unzureichend für Mann und Weib, geschweige denn für die Kinder. Die Bedürfnisse müssen gering sein, die der Mensch hier hat, denn in dem nur vier Schritt im Quadrat haltenden Raum sehen wir nichts als einige Bänke, eine Truhe, einige Gefäße, Töpfe mit Milch und eine Hobelbank. An derselben fertigt der Mann tagaus, tagein Holzbottiche. Das Weib bestellt die Felder, deren Steine sie auf einen Haufen zusammengetragen, und die Kinder besorgen das Vieh, welches aus einer Kuh nebst Kalb besteht und in einem Vorbau der Hütte zwischen Mist und Unrath wohnt. Aller 3—4 Wochen kommt ein Händler zu den Leuten. Er holt sich die Bottiche, bringt dafür Kukurutz oder Geld und geht wieder hinunter, um hinauszuwandern „in das Reich", so nennen die Leute Torda, Arad, kurz alles, was nicht ihre Heimat. Dort verkauft der Motze die Bottiche und kehrt zurück, um das Geschäft fortzusetzen. Freilich mit Ochsen und Wagen kann er sich die Bottiche nicht holen, denn hier herauf gelangt der Mensch nur zu Fuß oder zu Pferd. Aber er sieht doch die Welt und ist besser daran wie derjenige, welcher hier oben geboren wird und stirbt. Und Geburt und Tod, das sind die Angelpunkte, um die sich das Leben des Motzen dreht, bei dem wir jetzt zu Gaste. Hier oben wird er geboren, dort im Winkel der Hütte, sein Schreien hat sich mit dem Geheul der Wölfe gemischt, welche im Winter die Hütte umziehen; dann lernt er laufen, die Blumen pflücken, welche der Sonnenstrahl küßt, und endlich heiratet er jenes Mädchen, das da drüben wohnt im Nachbarhaus. Und geht er nicht in die Schule? Schwerlich, diese ist ja zwei Stunden entfernt, sie liegt dort unten neben der Kirche, zu der man aller zwei Wochen einmal

hinabsteigt, und wohin man zum letzten mal getragen wird, das ist dann, wenn das Herz nicht mehr pocht, wenn der Händler um die Bottiche umsonst kommt, und der Schreiber des Notars keine hohen Steuern mehr erhalten kann. Hoch sind sie, diese Steuern, hoch genug, um das Dasein zu verbittern. Skerisora zählt 1837 Hausnummern mit 5500 Seelen, es zahlt 3000 Gulden Gemeinde- und 11,000 Gulden Staatssteuern. Unser Gastgeber trägt dazu 8 Gulden bei, sein Nachbar, der etwas mehr Wiese besitzt, 12 fl. Wohl lebt er billig, Kukurutz und Milch, das ist seine Hauptspeise; Balmosch und Mamaliga. Balmosch ist Kukurutzmehl in Milch gekocht, Mamaliga dagegen Kukurutzmehl in heißem Wasser bereitet und sechs bis sieben Minuten lang mit einem Stabe umgerührt, sodann mit Milch übergossen. Besitzt der Motze diese Speisen, so ist er glücklich, und zu dieser frugalen Kost kommt noch, daß die Leute hier das Fasten streng einhalten und die Kirche ihnen viel Fasttage bescheert. Mehrere Wochen genießen die Menschen häufig nur Fisolen, und nichts kann sie davon abbringen. Fragen wir beispielsweise unseren Gastgeber, ob er in seinem Leben Salamiwurst oder Schweinebraten gegessen, so wird er ernst das Haupt schütteln, bieten wir ihm aber davon an, so entgegnet er vielleicht, daß er nichts esse, weil Fastenzeit sei. An anderen Tagen wird er unserem Begehr mit Vergnügen nachkommen.

Ueber die Herkunft des Wortes „Motze" sind verschiedene Deutungen im Umlauf. Einige meinen, daß das Wort von mons, montan abzuleiten sei und Bergbewohner heiße. Denen muß man entgegenhalten, daß anderswo Rumänen gleichfalls die Berge bewohnen, ohne diesen Namen zu führen. Andere behaupten, es sei ein Spitzname, der soviel als „dummer Kerl" besage, sie verwechseln es in diesem Fall mit Mocane. Damit sei jedoch keineswegs geleugnet, daß die Leute „im Reich" den Namen des Motzen zuweilen für einen armen, unwissenden Ge-

birgsbewohner im Allgemeinen anwenden können. Nur hat ihn der Motze gewiß nicht von dort unten mit in seine Heimat gebracht, sondern der ernste Mensch, welcher mit seinen Bottichen die Märkte von Temesvar, Arad, Großwardein und Karansebes besucht, wird durch das Originelle seines Wesens aufgefallen sein, und man hat fortan den Namen desselben benutzt, um damit einen Menschen schlichten Sinnes zu bezeichnen. Am meisten hat diejenige Erklärung für sich, nach welcher Motze von motiu, d. i. Schopf, Zipfel, Haarbüschel, Zopf, herrührt. Und in der That wissen wir, daß die Motzen früher das Haar in drei Zöpfe geflochten haben, oder wenn dies nicht, so doch hinter dem Ohr einen Haarbüschel trugen. Wir brauchen nur einen der schlechteren Holzschnitte zur Hand zu nehmen, welche an den Rebellen Hora erinnern, und wir werden sehen, daß der Mann, der auf diesem Bild einem Chinesen ähnelt, herabhängende Zöpfe besessen. Außer diesen Haarzöpfen kannte der Motze noch eine andere Art des Flechtens, unter dem Ohr nach dem Hinterhaupt zu, und diese nannte er Chica. Heutzutage scheinen die Zöpfe der Motzen der Vergangenheit anzugehören, ich habe während meines Aufenthaltes keine Männer mit Zöpfen bemerkt und von den Frauen nur diejenigen bei Offenbanya. Eingewendet hat man gegen eine derartige Ableitung des Namens, daß sich auch in anderen Gegenden Siebenbürgens diese Frisur gefunden, und daß sie in der Wallachei heimisch gewesen. Allein es ist offenbar, daß sie in den westlichen Bergen nicht nur dem ganzen Volk eigen war, sondern sich hier auch am längsten erhalten hat, und übrigens sehe ich nicht ein, warum sich eine solche Frisur nicht anderswo einbürgern oder entwickeln sollte, zumal da die Motzen als Mocanen weite Gebiete durchstreift haben. — Unter Mokani, Mocanen versteht man die ausgewanderten Motzen. Der Motze ist bekanntlich kein Hirt. Für ihn hat die Natur so stiefmütterlich gesorgt, daß ihm nur selten Weiden zu Gebote stehen, und er infolge dessen genöthigt worden

ist, frühzeitig andere Beschäftigungen als das seinem Naturell entsprechende Hirtenleben zu ergreifen. Diejenigen Motzen, welche ihren innern Drang nicht überwinden konnten, wanderten aus und weideten ihre Heerden auf den südlichen Bergen, in der Moldau und Wallachei und an der unteren Donau. Sie wurden dort ansässig und vermengten sich mit anderen Rumänen. Durch ihr Erscheinen außerhalb der Karpathen haben sie aber jedem Siebenbürger Rumänen auf der Balkanhalbinsel den Namen Mocane verschafft. Das Wort ist ursprünglich ein Spitzname gewesen und hat zweierlei verwandte Bedeutung besessen: 1) dummer Kerl, 2) Spaßvogel. Die rumänische Sprache kennt ein Wurzelwort moca und ein Zeitwort mocaire. Moca heißt man ein mehr phlegmatisches als einfältiges Weib, über das sich andere Frauen lustig machen; das Zeitwort ist mit dem französischen se moquer dem Sinn nach nahe verwandt und bedeutet spotten, scherzen. —

Das Profil des Motzen ist ein scharf geschnittenes. Es zeigt eine hohe Stirn, lange, spitze Nase, oft feingeschnittene Lippen und ist dabei fast immer oval, während das der Frauen voll und rund ist, gewiß ein merkwürdiger Gegensatz. Die Augen sind grau oder grünlich, meist geschlitzt, das Haar ist braun, seltener blond, doch finden sich sowohl unter den Männern als auch unter den Frauen Flachsköpfe, welche ihren Ursprung von eingewanderten Volkselementen herleiten dürften. Eine große Masse Volkes ist im Lauf der Zeit ins Erzgebirge gezogen: Deutsche, Magyaren, Slaven, hauptsächlich dazu bestimmt, den Bergbau zu treiben. Und daher kommt es, daß man in Abrudbanya, Offenbanya etc. oft starke Leute mit vollen, runden Gesichtern sieht, die keine echten Motzen sind; will man die letzteren kennen lernen, so muß man in die westlichen Berge ziehen. Der Motze hat seinen eigenen Gang. Er läßt die Arme schlaff herabhängen, beugt den Oberkörper etwas vor und erinnert dadurch an das Auftreten des Bären, weshalb ihn die Leute

da unten, die Magyaren von Arad und Temesvar, medve nennen. Uebrigens trifft man ihn nicht nur an diesen Orten, er ist vielmehr auch in Szegedin eine ebenso bekannte Erscheinung als in Debreczin. Der Grundzug seines Charakters ist der Ernst, seine Züge sind von einer so unerbittlichen Strenge, daß sich sehr wohl die Entstehung des Sprichwortes begreifen läßt: „man weicht ihm wie einem Motzen aus", oder daß man die Kinder durch die Worte schreckt: „der Motze kommt." Ich selbst kann mich nicht entsinnen, jemals einen lachenden oder lächelnden Motzen bemerkt zu haben, wohl aber steht noch vor meinem Geiste der tieferuste, forschende Blick, mit dem der Motze mißtrauisch jeden Fremden beobachtet. Dabei ist er friedfertig und, wie es nicht anders sein kann, überaus mäßig. Keinen Betrunkenen, mit Ausnahme auf Märkten, habe ich bei diesem Volksstamm gesehen und ebenso wenig einen Raufbold gefunden. Wer natürlich nur im Wagen von Torda bis Topanfalva fährt und nicht mit den Menschen hier oben verkehrt, der wird ein ebenso ungünstiges als irriges Urtheil über die Motzen gewinnen; wir aber, die wir neben unserem Gastgeber im duftenden Gras lagern, denken darüber anders. —

Welch' eine herrliche Gebirgswelt, in der wir uns befinden! Um uns liegen die kleinen Häuser nebst den dürftigen Feldern, und vor uns fällt der Berg, den wir heraufgezogen, waldbedeckt ins Thal hinunter, mit seinem Nachbar so hart zusammentreffend, daß die Bezeichnung Flachland für die Häuser da unten gar seltsam erscheint. Auf den nächsten Bergen nehmen wir wiederum die kleinen Wohnungen der Menschen wahr, damit Wald und dahinter in gewaltiger Reihe Berg an Berg, Wälder und blaue Höhenzüge, über welche der majestätische Vihar mit seinen Gipfeln hervorschaut. Neben ihm steigt eine kahle, spitzauslaufende Kuppe hervor, das ist die Gäina. Die Sonne sendet ihre Strahlen auf diese Welt herab und beleuchtet unsere kleinen, klugen Pferde, sammt den im Gras um uns lagernden

Motzen in ihren blauen Westen, weißen Gatinghosen und runden, kleinen Hüten. Und dann entsteht wohl in unserem Innern leise der Wunsch, bei diesen schlichten Menschen wochen- und monatelang zu weilen und zu träumen, umspielt von den Sonnenstrahlen und den lauen, reinen Lüften. —

Unfern von unserem Standort zeigt die Natur eines ihrer größten Wunderwerke. Mitten im Walde öffnet sich eine jener trichterförmigen Vertiefungen, die man in dem rauhen, unwirthlichen Karstgebirge als Dolinen kennt, eine Eigenthümlichkeit des Triaskalkes. Wir begegnen ihr im Erzgebirge, sodann beim Bade Gyogy und bei Körösbanya. Unheimlich und geheimnißvoll gähnt uns der am oberen Ende 50 Meter weite Abgrund entgegen, kahl und eisig weht er uns an. Nach unten zu verengt er sich, dort liegt auf dem Boden ein Haufen gefrorenen Schnees, und wir nehmen den Eingang zur Höhle wahr, zu welcher wir auf lebensgefährlichen Leitern hinabklimmen. Die Höhle selbst gleicht einem Eispalast, den sich die Eisjungfrau erbaut. In mehreren weiten Abtheilungen haben sich Wände und Boden mit Eis überzogen, und von der Decke hängen die schönsten Eiskrystalle herab. Etwas Aehnliches bietet bekanntlich die Dobschauer Eishöhle in Nordungarn.

Die Nacht bringen wir im Haus des Notars zu, denn Wirthshäuser, wo man etwas anderes als Branntwein oder Wein erhält, existiren in diesem Gebirge nicht. Fremde kommen wenige hierher, und wer kommt, der bleibt beim Notar des Ortes oder beim Popen. Und am anderen Tage ziehen wir weiter, weiter im Reich der Berge. Bergauf, bergab geht es, hinunter nach Neagra, einem ebensolchen Bergdorf wie alle anderen, und dann in der heißen Mittagssonne hinüber nach Vidra, dem letzten der Campeni vor dem Bihargebirge.*) Hinter

*) Die Kartographie dieser Gegend lag bis vor Kurzem noch sehr im

ihm beginnt die Wildniß, und endlich weit drüben liegen die ungarischen Ortschaften. Die Sonne brennt in verzehrender Gluth, und es wird uns sammt unseren kleinen Pferden warm, doch wir beachten das alles nicht über dem Panorama, welches uns zutheil wird. So weit das Auge reicht, Hofstätten, hunderte an Zahl, alle an den Bergen hinabklimmend und heraufsteigend. 500—800 Fuß hoch sind diese großen Hügel, und alle dienen sie den Menschen zur Behausung. Wahrlich, das ist eine große, emsige Gemeinde, die hier oben lebt, immer gleichmäßig, immer regelmäßig, so wie es vergangene Geschlechter gethan und nachfolgende es thun werden. Dem Fremdem aber, der in heißer Mittagsstunde über diese Hügelwelt dahinzieht, den dünkt es vielleicht, als ob er angesichts der erhabenen Ruhe und des von erdrückender Schwüle erzwungenen Friedens der Lösung des höchsten Problems vom Sein nähergerückt als sonst. —

Wir führen unsere Pferde steil hinunter und treffen endlich wieder auf das Thal des Aranyos. Eine Kirche, ein Dutzend Häuser und ein melancholischer Friedhof ohne Grabsteine. Nur hier erhebt sich ein rothbemaltes Bäumchen, dort hängt ein rother Tuchfetzen über einem Grabe, hier eine weiße Schafflocke, zum Zeichen, daß ein Knabe gestorben. Jetzt reiten wir in ein Gehöft und ersuchen eine junge, hübsche Bäuerin, einstweilen für die Rosse Sorge zu tragen. Dann schreiten wir den Bergen des jenseitigen Ufers zu, um bald darauf vor dem Wasserfall von Unter-Vidra zu stehen. Zwanzig Meter hoch stürzt sich ein kleiner Gießbach von dem Felsen herab, löst sich in Millionen von Staubperlen auf und sucht sich zwischen den Kalkfelsen einen Weg. Sein Wasser besitzt die Eigenthümlichkeit, daß es ein großes Quantum kohlensauren Kalkes enthält, welcher bei

---

Argen. Die österreichische Generalstabskarte vom Jahre 1850 nennt einige Ortschaften gar nicht, Prof. Schmidl hat auf seinen wissenschaftlichen Karten und Plänen manches an unrichtiger Stelle angegeben, manches gleichfalls zu nennen vergessen.

der Zertheilung des Wasserstrahles in ungewöhnliche Berührung mit der atmosphärischen Luft gelangt und als Niederschlag die zierlichsten Tuffsteinformationen bildet. Kinder kommen heran und bieten solche zum Verkauf aus, sonst ist alles ruhig wie im ganzen Gebirge, nur einige muntere Pferdchen springen wiehernd auf uns zu und stellen sich in den kühlen Schatten der Felsen, dicht neben den Gießbach. Wie verlockend ist dies Wasser zum Baden und zum Trinken! In vielen Gebirgen wird klares, kaltes Wasser aus den Felsen hervorsprudeln, in keinem ist es sicherlich schmackhafter wie das Wasser der westlichen Berge, sei es jenes, das in Tannenwäldern an uns vorüberzieht, oder dieses, welches sich als Bächlein tosend und brausend Bahn bricht, von dem Wasser der Eishöhle gar nicht zu reden.

Als wir zurückkehren, um unsere Rößlein zu besteigen, bittet uns das dralle Weib ihr ins Haus zu folgen und ihr Gast zu sein. Hier setzt sie uns den köstlichen Balmosch und gebratene Forellen vor, dazu Wein. Das Alles ohne Ziererei, man sieht ihr vielmehr an, sie gibt es ebenso gern wie ihr Vater, der daneben hockt und von dem Schwiegersohn erzählt, welcher seit sechs Wochen ausgezogen, um in Serbien mit Schweinen zu handeln.

Vidra selbst besteht aus drei Abtheilungen, Skerisora aus vier, nämlich Lezest, nördlich von Neagra, Lepus am Ursprung des großen Aranyos, Ober- und Unter-Girda; Bucsum bei Abrudbanya zählt sogar sechs Abtheilungen. Jede besitzt eine Kirche und eine Schule, wie es bei der ungeheuren Ausdehnung dieser Motzengemeinden nicht anders sein kann.

Einen seltenen Reiz gewährt es, am Abend auf der Straße von Topanfalva nach Vidra zu ziehen. Rechts und links die Felsen, nur theilweise bewaldet, zur Seite der Fluß und uns entgegenkommend oft genug hübsche Motzinnen. Die Häuser stehen wieder dichter beisammen, da das Thal eine solche Ansiedelung gestattet. Unter ihnen zeichnet sich ein altes, bau-

fälliges Gebäude aus. Seine Holzbalken sind geschwärzt, und blicken wir in sein Inneres, so bemerken wir, daß da drinnen keine menschliche Seele schalten und walten kann; es ist verlassen. In seiner Nähe ragen einige Pappeln zu dem klaren Abendhimmel empor, und duftige Wiesen umgeben es, die früher vielleicht besser gepflegt gewesen als jetzt. Hinter alledem zieht der ewig junge Fluß seines Weges, und auf dem anderen Ufer desselben steigen die kahlen, wilden Felsen stolz empor, dem von lauer Abendluft durchhauchten Bild einen majestätischen Hintergrund verleihend. Das Gebäude ist das Haus des Generals Jancu. Wer war dieser Feldherr? wird man fragen. O, hier im Gebirge kennt ihn jeder, und dies Haus kann dem Fremden jedes Kind gewiß ebenso gut zeigen wie das des Rebellen Hora. Ein schöner, schmucker Bursche war es, von 23 Jahren, der an der königlichen Tafel in Maros-Vasarhely thätig gewesen und dann zurückkehrend sich als Advocat niedergelassen. Da kamen die Stürme des Jahres 1848, und alle die Leute ringsherum erhoben sich, um eine lange, lange Rechnung mit ihren Feinden auszugleichen, auszugleichen auf ihre Weise, hart, fühlbar, grausam. Aus allen Schluchten und Thälern des Gebirges stiegen sie hervor, und da der 23jährige Mann einer der wenigen Gebildeten unter ihnen war und seine Eltern sehr wohlhabend und angesehen, so erhob man ihn zum Führer. General Jancu kämpfte mit den Motzen, aber er billigte keineswegs ihre unmenschliche Grausamkeit, und mehr als einmal hat er armen Gefangenen zur Freiheit verholfen, einmal auch eine magyarische Gräfin im Wagen über das Gebirge führen lassen. Ihm wurde schlechter Dank. Die Kaiserlichen, seine Bundesgenossen, fürchteten, er werde den Einfluß auf sein Volk zu ihrem Nachtheil benutzen, sie nahmen ihn gefangen und führten ihn nach Karlsburg, dort durch das Festungsthor. Es müssen unheimliche Stunden und eine unmenschliche Behandlung gewesen sein, die man ihm hier bereitet, denn als

man den Volksführer entließ, da war sein Geist umnachtet und ist es seitdem geblieben. Lange Jahre trieb sich dieser Mann in der Gegend herum, den Kindern zum Spott, gewissen Reisenden zur Curiosität; endlich ward ihm die Ruhe zutheil. Er starb und wurde unter einer tausendjährigen Eiche dort drüben jenseits der Berge bei Körösbanya begraben. Die Leute aber unternahmen Wallfahrt auf Wallfahrt zu seinem Grabhügel, sodaß man es ihnen aus politischen Gründen untersagen zu müssen glaubte. Bilder von diesem Mann hängen genugsam in den Häusern der Motzen. Auf dem einen wird er als ein schöner, stattlicher Bursche mit Schnurrbart und als General dargestellt, auf dem anderen als ein stierer, gestörter, bedauernswerther Unglücklicher. Ein seltsames, romanhaftes Leben. — Es ist jetzt völlige Ruhe in der Natur eingetreten, kein Blatt bewegt sich, kein Lüftchen regt sich. In dem trauten Pfarrhause wird uns eine herzliche Aufnahme zutheil. Ueber die duftenden, weiten Wiesen da draußen streicht noch ein leichter Windhauch wie ein letzter Athemzug der zur Ruhe gehenden Natur. Dann breitet sich ein goldener Streifen über den Bergen am Horizont aus, und nur der rastlos vorüberwallende Fluß belebt die Scenerie. In ihm spiegelt sich endlich der Vollmond, dessen runde Scheibe von den Sternen umgeben heraufkommt, und ein silbernes Licht umfließt die dunkeln Tannen im Hintergrund, als ob Elfen dort hervorsteigen wollten, um ein herrliches Fest zu feiern. — — —

V.

Der ehemalige Mädchenmarkt auf der Gäina und der Kußmarkt zu Halmagy. — Sitten, Gebräuche und Charakterbeschaffenheit der Rumänen. — Religionsverhältnisse und Volksdichtung. — Literatur. — Zukunft des rumänischen Volkes. —

Der herrlichste Punkt der westlichen Berge ist die Gäina. Zwei Stunden Ritt von Unter-Vidra kostet es, bevor man auf ihrem Gipfel anlangt. Bereits nach einer halben Stunde erscheint der Aranyos mit dem traulichen Pfarrhaus und dessen Häusergruppe als ein Silberband mit Perle, und dann geht man ununterbrochen vorwärts, durch herrliche Buchenwälder, deren kühler Schatten und klares Wasser, von dem sich ein Theil in hohlen Baumstämmen sammelt, verführerisch locken, vorbei an Feldern und Wiesen, immer höher, bis man aus dem Wald hervortretend den kahlen Gipfel erblickt. Eine kümmerliche Vegetation ist hier vorhanden, in welche einige Sennhütten (Stinden), bei denen Frauen und Mädchen im Sommer das Vieh hüten, hineingestellt sind. Diese Weiber sind echte Naturkinder, schön und ebenmäßig gebaut, gesundheitsstrotzend, keusch, dazu unbändig wie die wilde Rose und scheu wie das Reh. Oben auf dem Berge stehen wir in stummer Bewunderung und lassen den Blick ringsum schweifen. Ein neues Bild hat sich da vor unserer Seele erschlossen und dieselbe erfüllt, es ist ganz verschieden von denen der letzten Tage mit ihren tausenden von

menschlichen Wohnungen. Eine schweigende Gebirgswelt breitet sich vor uns aus, in der nichts an den Menschen erinnert, als die kleine, zierliche Hütte, die sich dort unten am Fuße des Bihars auf freundlicher Matte erhebt. Ueppiges Gras umgibt sie, es ist aber auch die einzige Poiana, die wir wahrnehmen. Hinter ihr ragt der eigentliche Bihar in mehreren Gipfeln empor, ein massiger, mächtiger Bergzug, während sich nach den anderen Richtungen Wälder und Berge in endloser Reihe hinziehen, in mannichfacher Größe und mit verschiedenem Charakter. Dort steigen die Bergriesen um Abrudbanya hervor, aus ihrer Mitte der Vulkan mit umgebogenem Horn. Sie alle sind so eng aneinander gereiht, so dicht nebeneinander gedrängt, daß wohl die bange Frage erwacht, wie hier die Menschen Raum haben mögen, da selbst die Natur keinen Platz gefunden, um ihre Kraft zu entfalten. Nur dort nach Südwest zu ist es als ob sich einige Ortschaften zeigten, dort liegt auch Halmagy, der nächste größere Ort. Das ist eine weite Welt, die wir hier überschauen, umfaßt sie doch beinahe das ganze Motzenland. Ein zweiter Rigi ist diese Gäina, nur mit dem Unterschied, daß man hier Eis und Schnee vergebens sucht, und daß die Sonnenstrahlen nicht wie dort mit den glitzernden Krystallen spielen können, sondern nur schweigende, herrliche Wälder und kahle Felsen kosend berühren dürfen. Wenn aber am Horizont weiße Wolken heraufkommen und über den Bergketten des Ostens lagern, so wie ich es einmal da oben gesehen, dann dünkt es den Menschen auf der Gäina, als ob sich eine ganze Kette von Schneebergen in die Ferne zöge. Die breite Masse der Gäina wird außer von diesem kahlen Gipfel noch von einem zweiten, waldbedeckten, gekrönt, zu dem ein kleines, eingebogenes Plateau hinüberleitet. Auf ihm erhebt sich ein primitiver Denkstein, dessen völlig verwitterte Inschrift einst erzählt hat, daß hier im Jahre 1852 der Kaiser von Oesterreich, der Imperatul der Motzen, vorübergekommen. Dort hinunter führt auch unser

Weg nach Halmagy, einst zu Siebenbürgen gehörig, jetzt von diesem getrennt und zu Ungarn geschlagen. Vier Stunden lang ziehen wir durch die kühlen Buchenwälder und an herrschaftlichen Wiesen vorbei, nur hin und wieder einem drallen Mädchen begegnend, welches Kühe und Kälber vorübertreibt. Halmagy selbst ist ein Ort, wie man ihn in dieser Gegend nicht anders vermuthen darf. Drei oder vier Gassen, 50—60 Häuser, Kirchen, Gasthöfe, Beamten-Wohnungen, das ist Alles. Als wir nach Vidra zurückkehren, haben wir einen romantischen Vormittag zu verleben. Wir hören im Walde Axtschläge und bemerken zwei Männer, die damit beschäftigt sind, einen Baum umzuschlagen. Als uns die Holzdiebe wahrnehmen, ergreifen sie die Flucht. Nach einer Stunde treffen wir einen Mann am Wege neben einem Bündel Heu sitzend; in der Hand hält er ein großes Messer. Kein Gruß wird uns von ihm zutheil, stieren Blickes betrachtet er unser Gepäck. Und als wir sodann über eine Wiese reiten, werden wir von 12—15 Gras mähenden Motzen festgehalten, die uns unter lautem Rufen und drohenden Geberden als Gesetzesübertreter festnehmen und zur Gutsherrschaft nach Halmagy führen wollen. Um aber nicht durch die voraussichtlich gastliche, liebenswürdige Aufnahme derselben eine Woche zu verlieren, kaufen wir uns los und beschwichtigen das Gewissen der Wiesenheger.

Die Gäina ist ein nicht nur in Siebenbürgen, sondern in ganz Europa oft genannter Berg. Groß ist die Zahl der Ethnographen, welche im Lauf der Zeit den Mädchenmarkt beschrieben haben, der hier abgehalten wurde, und noch im vorigen Jahre waren in verschiedenen deutschen Zeitungen Berichte über denselben zu lesen. Lassen wir uns über diesen Mädchenmarkt durch Joan Slavici,*) einen neueren rumänischen Ethnographen, aufklären. Er sagt:

*) Joan Slavici, die Rumänen. Verlag von Karl Prochaska, Teschen 1881. Ein im Großen und Ganzen gutes ethnographisches Werk.

„Jährlich einmal, am Fest der Apostel Petrus und Paulus, wird auf dem Kamm der Gäina, 5000—6000 Fuß über der Meeresfläche, ein Markt abgehalten, auf dem die heiratsfähigen Mädchen, fetele mari oder schlechthin fetele, der ganzen Gegend sich versammeln, um von den Burschen, feciori, gefreit zu werden.

Die Vorbereitung für diesen Tag dauert bei den Mädchen jahrelang, da sie auch ihre Mitgift mitnehmen müssen. Es wird somit unaufhörlich gesponnen, gewoben, genäht und gestickt; die Mutter, die Tante, die Großmutter und andere Frauen der Freundschaft legen jede aus ihrer eigenen Mitgift bei; dann wird Alles in zierlich geschnitzten oder mit Blumen bemalten Truhen verpackt und auf die schönsten Pferde der Familie geladen. Auch wählt man den schöneren Theil des Viehstandes, Bienenstöcke und Anderes aus, theils zur Mitgift des Mädchens, theils zur Schaustellung. Man versicherte mir scherzweise, daß die Motzen bei dieser Gelegenheit möglichst Vieles, zuweilen auch Fremdes, zur Schau tragen, um den Brautwerbern, petitori, damit zu schmeicheln; aber es gilt als etwas Selbstverständliches, daß nur ein kleiner Theil davon zur Mitgift gehört.

Oben auf der Gäina stellt sich dann jede Familie, die ein Mädchen zu vergeben hat, ihr eigenes Zelt auf, in dem die Mitgift ausgestellt wird und die Brautschauer von den Vornehmsten der Familie erwartet werden.

Die Burschen kommen auch von ihren Familien oder womöglich von vornehmen Gönnern begleitet, bringen das Beste, was sie haben, besonders einen schönen Gurt voll Silber und Gold mit, und nachdem sie sich eine Braut ausgewählt haben, findet die öffentliche Verlobung vor dem an der Gäina lebenden Einsiedler statt. Dann werden die schon im voraus bestimmten Brautgeschenke gekauft, und das Ganze schließt mit Musik, Tanz und Gesang. Als Zeichen der Verlobung werden nicht Ringe, sondern gestickte Sacktücher, credinte, ausgetauscht, und die Verlobung heißt incredintare, sich gegenseitig versichern, die Treue geloben.

Es kommt nun beinahe gar nicht vor, daß ein Mädchen auf diesem Markt mit ihrer Mitgift erschiene und nicht den ersehnten Bräutigam finden sollte, denn der ganze Markt ist eigentlich nichts weiter als ein allgemeines Stelldichein für solche Paare, deren Heirat schon beschlossen wurde, und geht das Mädchen auf den Markt, so weiß es schon, daß es dort erwartet wird. Diejenigen Mädchen, die keinen Bräutigam haben, nehmen gewöhnlich ihre Mitgift nicht mit, haben kein Zelt und kommen überhaupt mehr als Zuschauerinnen auf den Markt; finden sie dennoch einen Bräutigam, so sind sie eben besonders glücklich gewesen.

Einst muß es jedoch anders gewesen sein. Heute kann nach der Anschauung des Motzen nur eine auf dem Kamm der Gäina stattgefundene Verlobung Glück bringen; die Sitte also, die noch immer so streng beobachtet wird, muß einen vernünftigen Ursprung haben.

Und was finden wir in Wirklichkeit von dem Mädchenmarkt (tergul de fete), von dem außer Slavici die meisten

anderen Schriftsteller erzählen? Nichts, und uns bleibt nur das Bedauern, daß es Ethnographen gibt, die über Gegenden schreiben, welche sie nie gesehen, oder über Sitten und Gebräuche, welche sie nicht ergründet, sondern von denen sie nur gehört.

Am frühen Morgen brechen wir von Unter-Vidra auf, jedoch nicht am Peter-Paultag, sondern an einem späteren Sonntag. Fällt nämlich Peter-Paul auf einen Sonntag oder in die erste Hälfte der Woche, so wird der Markt auf der Gäina am darauffolgenden Sonntag abgehalten, und fällt er in die zweite Hälfte der Woche, Sonntag über acht Tage, d. h. den zweitnächsten Sonntag. Ueber diesen Gebrauch sind sich selbst die Motzen nicht immer klar, denn ich habe Leute getroffen, welche mir mittheilten, daß am nächsten, andere, daß am darauffolgenden Sonntag Markt sei. Der Himmel hat kurz vor unserem Auszug zwei Stunden lang seine Schleusen geöffnet gehabt, und die Natur athmet eine belebende Frische. Uns selbst muß dies doppelt angenehm sein, denn der Motze behauptet, zum Markttag auf der Gäina müsse es wenigstens eine Stunde tüchtig regnen. Heute ist mit der Gegend eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Nicht wie sonst können wir durch den schweigenden Wald in Gedanken versunken dahinziehen, heute scheint ein Geisterheer, scheinen vergangene Generationen aus ihrem Grabe hervorzusteigen, um die Welt in Aufruhr zu versetzen. Das ganze Gebirge ist belebt, aus allen Schluchten und Thälern klimmen die Menschen herauf, von allen Höhen und Bergen kommen sie herüber. Vor uns, neben uns, hinter uns ziehen Motzen und Motzinnen zu Fuß und zu Pferd. Alle haben die Feiertagstracht angelegt, die hübschen Weiber die sauberen, glänzenden Hemden und die leuchtenden, rothen Katrintzen. Wie stramm sie doch zu Pferd sitzen, welch' blühende Geschöpfe die jungen Mädchen sind! Die Männer tragen Harken und Rechen, welche sie verkaufen wollen, oder führen Fässer mit Wein. Hunderte steigen empor; überall so

weit wir sehen können, vermischen sich die weißen Hemden und die rothen Schürzen mit dem Grün des Waldes und der Gräser. Jetzt hallt ein Schuß herüber, ein zweiter fällt auf der Gäina, und zugleich bläst man das Alphorn! Bei solchen Tönen schrecken die kleinen, munteren Pferde zusammen, dann klettern sie rüstig weiter. Die Gebirgsbevölkerung dünkt uns in hellem Aufruhr begriffen. So muß es im Jahre 1848 gewesen sein, wo der Völkerfrühling auch hier erblühte, solche Bilder müssen in ihrer grandiosen Wildheit und Kraft auf der Balkanhalbinsel entstehen, wenn ein dortiges, rauhes Volk zum Kampf auszieht. Jetzt reiten wir zum Gipfel hinan, doch können wir es uns nicht versagen, beständig zurückzublicken. Unter uns sehen wir neue Scharen und immer neue aus dem Waldesdunkel hervortreten. Oft sind es zwanzig, dreißig Menschen zu Pferd; Männer und Weiber; jene dort kommen von Neagra, diese hier von Vidra.

Unterhalb der Spitze, auf dem schon erwähnten, etwas eingebogenen Plateau wird der Markt abgehalten. 600—800 Leute sind bereits versammelt, und beständig kommen neue Zuzügler heran. Hier steht ein Slovake, der mit bunten Tüchern handelt; als weitere Artikel bemerken wir Stiefeln, Harken, Töpfe, Teller — Schweinebraten, Wurst, Brod, Schnaps, Wein, wieder Schnaps, wieder Wein. Auf der südlichen Seite, nach dem Gipfel zu, hat man die Pferde angebunden und zwar an kleinen, in der Erde steckenden Pflöcken, welche schon bei unseren früheren Besuchen auf der Gäina, bei denen wir keine menschliche Seele gefunden, unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Pflöcke sind zu dem erwähnten Zweck seit altersher in den Boden getrieben. Kaum zwei Stunden dauert der sogenannte Markt, dann hat man das Handelsgeschäft längst vergessen und sich dem Tanz gewidmet. Drei bis vier Musikbanden spielen auf, und die Paare drehen sich im flüchtigen Reigen; die Leute aus Ungarn hier, die aus Siebenbürgen dort. Anfangs ist die

Zahl der Tanzenden eine geringe, gegen Mittag aber, nachdem der Wein in den Adern circulirt und die heißen Strahlen der Sonne den finsteren Motzen etwas weicher gestimmt haben, tanzt alles, tanzen die Männer, die Weiber, die Kinder, tanzen die lauen Lüfte und tanzen die Sonnenstrahlen. Wie verführerisch diese Weiber und Mädchen doch sind! Ihre Gesichter sind breit, roth und gesund, keineswegs schmal wie die vieler anderer Rumäninnen. Die Augen leuchten, die braunen Haare glänzen und die schönen Körperformen nehmen sich, nur von einem starken Hemd und den beiden, sich anschmiegenden Katrintzen bedeckt, wahrhaft verlockend aus. Ihre Nase ist oft groß und ihr Mund fast immer sehr breit, allein man übersieht dies gern in Anbetracht der tadellosen Gestalt und der üppigen, schwellenden rothen Lippen. Ausnehmend viel schöne, oder doch wenigstens hübsche sind unter ihnen, entsprechend den Ländern der Stefanskrone, welche sich durch die Schönheit ihrer Frauen so vortheilhaft auszeichnen, und in denen thatsächlich wenig absolut häßliche, junge Weiber und Mädchen vorhanden sind. Etwa 10—12 Herren in städtischen Kleidern haben sich unter den Volkshaufen gemischt. Es sind die Vertreter der Intelligenz: Richter, Notare, Beamte und Lehrer der umliegenden Ortschaften, welche als Begleiter von drei bis vier Damen fungiren. Diese haben sich in Nationaltracht geworfen und sitzen nach Männerart zu Pferd. Es ist natürlich eine scheinbar verbesserte Volkstracht, denn das Sammtleibchen, welches die Brust umschließt, und der das Haupt mit den üppigen Flechten bedeckende Strohhut sind beim Volk unbekannte Gegenstände und harmoniren mit der ganzen Umgebung ebenso wenig wie mit der übrigen Kleidung der Schönen. Die Damen tanzen sehr fleißig, während ihre Herren zuweilen einer schönen Bäuerin in die volle gebräunte Wange kneifen. Allerdings geschieht dies nicht immer ungestraft, denn der Motze ist ziemlich eifersüchtig, obgleich er selbst ein Don Juan ist und das

zehnte Gebot wenig achtet. Von den Mädchen blasen einige die riesigen, zwei Meter langen Alphörner, um die Stärke ihrer Brust darzuthun, welche Uebung, wie man mir sagte, früher zur Zeit des Mädchenmarktes als Zeugniß der Kraft und Gesundheit abgelegt wurde. Die bewaffnete Macht ist gleichfalls vertreten. Vier bis fünf Gensdarmen der nächsten Posten haben sich in ihrer geschmackvollen, dunkelgrünen Uniform mit den wallenden Federbüschen eingefunden, um der ganzen Gruppe von genießenden und aufgeregten Menschen als energische Friedensengel zu dienen. Ihre Anwesenheit ist von Segen begleitet, denn als die Sonne den späten Nachmittag anzeigt, scheint eigentlich kein Mensch mehr auf der Gäina nüchtern zu sein. Eine alte Frau kommt zu den Gensdarmen und verlangt Platz zum Tanzen, dann naht ein junger Bursche mit seiner Pfeife, die ihm vor zehn Minuten jemand im Gewühl zerbrochen, er verlangt Bestrafung des Schuldigen, dort liegen Männlein und Weiblein sich balgend auf der Erde und weiterhin debattiren zwei Motzen in höchst zweideutiger Weise mit einander. Zu einer allgemeinen Rauferei, wie sie sonst stets erfolgen soll, kommt es indessen heute nicht, was den Gensdarmen, die vor Jahren einmal trotz großer Anzahl überwältigt und gefesselt wurden, jedenfalls recht angenehm ist. In der Regel reiben sich die Rumänen aus Siebenbürgen mit denen aus Ungarn, und daß die Schlacht sodann ziemlich sehenswerth sein muß, ist bei einer Volksmenge von etwa 1000 Menschen einleuchtend. Gegen 5—6 Uhr ist es ruhiger geworden, und der Haufe auf 200—300 Köpfe zusammengeschmolzen. Das sind die ärgsten Trunkenbolde, welche theilweise über Nacht hier verbleiben, und von denen wir am anderen Tage einige schlafend am Wege finden, die wir durch einen abgefeuerten Schreckschuß der Welt zurückführen können.

Auch bei diesem Feste habe ich meine frühere Bemerkung betreffs des Ernstes der Motzen bestätigt gefunden, auch hier

habe ich keine heiteren, lachenden, gesprächigen Menschen beobachtet, sondern verschlossene Gemüther, die keines fröhlichen Aufschwunges fähig sind, ihre Schwerfälligkeit vielmehr bewahren. Daß bei einem solchen Ereigniß einige kleine Ungehörigkeiten vorfallen, ist begreiflich. So war dicht vor uns beim Hinabreiten nach Vidra ein Mann von zwei Vidraern gepackt worden, welche Anstalt gemacht hatten, ihn vom Pferd zu reißen und ihn des für Wein gelösten Geldes zu berauben. Nur die Dazwischenkunft zweier Männer hatte den Weinverkäufer gerettet, welcher einen empfindlichen Hieb hinter das Ohr empfangen und nach Topanfalva ritt, um die Thäter gerichtlich anzuzeigen. Man sagte mir jedoch, daß der Angegriffene ein Galanthomme sei, und daß möglicher Weise Eifersucht die Ursache des Ueberfalles.

So das Bild des tergul de fete im Jahre 1883, einen Unterschied zwischen ehemals und jetzt ergebend, offenbar so groß wie der zwischen Tag und Nacht. Statt des Mädchenmarktes, statt der Mitgift und der Zelte ein gewöhnliches Zech- und Trinkgelage und ein lächerlich kleiner Jahrmarkt! Daß eine originelle Volkssitte hier oben regiert haben muß, leuchtet natürlich ein, sobald man bedenkt, daß die Leute gewiß nie zur Gäina (4697' über dem Meer) heraufgezogen, um einen gewöhnlichen Jahrmarkt zu halten. Das Letztere wäre schon deswegen unmöglich, weil die hierherführenden Wege nur beschwerliche Saumpfade sind. Der Jahrmarkt, den beispielsweise auch Bielz als Bedürfniß vermittelnd hinstellt, hat sich nur neben dem eigentlichen Mädchenmarkt herausgebildet und verdient kaum der Erwähnung. Ueber den Mädchenmarkt selbst wissen uns nur noch wenige alte Leute zu berichten. Einst kamen die Motzen zu Pferd und zu Fuß mit ihren Kindern und deren Mitgift zusammen, wobei die Mädchen entweder auf die letztere gesetzt oder dahintergestellt wurden. Die Burschen spazierten in Staatskleidern umher, und gefiel ihnen ein Mädchen

oder die Mitgift, so suchten sie mit den Alten handelseinig zu werden; ein Trunk besiegelte den Vertrag. Das Jahr 1848, so erzählte man mir, soll dieser originellen Sitte ein Grab bereitet haben, wie es in der That in ethnographischer Hinsicht in Ungarn gewaltige Veränderungen hervorgerufen hat. Seitdem, fügte man hinzu, sei der Mädchenmarkt zum Schatten geworden, bis seine letzten Andeutungen in den Jahren 1862 und 1863 verschwunden. Allein in Wirklichkeit muß der Untergang des Mädchenmarktes viel früher vor sich gegangen sein, da ich niemand getroffen, der Augenzeuge desselben gewesen, wohl aber Leute in vorgerückten Jahren gesprochen habe, die ihn bereits vergessen. In dieser Hinsicht mag Schmidl gut berichtet sein, der sonst in seinem geologisch vorzüglichen Buche „das Bihargebirge" nur wenig stichhaltige ethnographische Betrachtungen angestellt hat. Er bereiste 1863 das Bihargebirge und schrieb, daß damals seit dem Schwinden des Mädchenmarktes vierzig Jahre verflossen, und daß zu seiner Anwesenheit nur noch ein altes Ehepaar gelebt, welches auf der Gäina getraut worden sei. Ueber den Ursprung der Sitte hat man ihm eine anmuthige Geschichte erzählt. Als die Mongolen 1242 oder 1246 das Land verwüsteten, schlossen die siebenbürgischen Rumänen mit den ungarischen ein Bündniß. Die Leute von Rezbanya trieben die Mongolen auf den Bihar, wo sie von den Siebenbürger Rumänen erwartet und nieder gemacht wurden. Zum Andenken an diese wichtige Begebenheit seien hinfort die Sieger von hüben und drüben alljährlich einmal auf der Gäina zusammengekommen, um sich bei Tanz und Spiel zu vergnügen.

Das Verschwinden der Sitte ist offenbar allmählich vor sich gegangen, da das rumänische Landvolk wie überall conservativ ist und seine altvererbten Rechte Schritt für Schritt vertheidigt. Heutzutage lebt der Mädchenmarkt nur noch in ethnographischen Büchern oder in der Erinnerung alter Leute. —

Der Mädchenmarkt auf der Gäina ist nicht der einzige bei den Rumänen Siebenbürgens gewesen. Nördlich von der Gäina erhebt sich ein Berg, die Kalineasa, auf dem am Tage Peter-Paul ein Trinkgelage abgehalten wird, und wo sich vordem gleichfalls die Motzen versammelten, um in Gegenwart des Popen Verlobungen zu feiern. Die Lage der Kalineasa ist jedoch so ungünstig, daß dieser Berg nie die Bedeutung der Gäina besessen haben kann. Weiterhin sollen am Bihar noch zwei Plätze als Mädchenmärkte benutzt worden sein, und von den übrigen Gegenden des Landes wissen wir, daß man in Recea am Alt und in Tövis Mädchenmärkte gehalten hat, sowie daß sich endlich bei Kronstadt am bestimmten Tage die Viehhändler versammeln, um sich zu verloben, und um bald darnach zu heiraten, da diese Leute, welche höchstens zwei Monate des Jahres zu Hause weilen, weder Zeit zu einer sorgfältigen Wahl, noch zu einem langen Brautstand besitzen.

Welches ist aber der Ursprung der Gäina-Sitte? Er liegt auf der Hand. Der Brauch mußte sich durch die zerstreute Wohnungsanlage der Motzen herausbilden. Man berechne nur, wie viel Wochen ein Bursche im Gebirge herumsteigen würde, wollte er die heiratsfähigen Mädchen mustern. Dazu kommt, daß viele dieser Mädchen drei Monate, d. i. die Sommerszeit, auf den Wiesen mit dem Vieh zubringen und in dieser Periode keinen Mann erblicken. Im Winter aber, wenn der Schnee fußhoch liegt, hört von selbst die Communication auf. Was war also natürlicher, als daß diese Leute sich auf dem hervorragendsten Punkt der Umgegend trafen, um ihre Kinder zusammenzuführen? An den übrigen Orten mag wie bei der Kronstädter Gegend der Wanderung die Schuld zufallen, auf welcher viele Rumänen monatelang begriffen sind. Und blicken wir in die Seele des Volkes, so sehen wir, daß jeder Jahrmarkt den Keim zu einem Mädchenmarkt in sich trägt. Will sich der Bauer auf einem Markt mit dem Bewohner eines entfernten

Dorfes freundschaftlich Rendez-vous ertheilen, so fragt er diesen oft häufig: „Lieber Freund, ich bringe meinen Sohn mit, kommt deine Tochter auch auf den Markt?“ Bequeme Communication und gedrängte Wohnungsanlage lassen natürlich hierbei barbarische Sitten wie den tergul de fete nicht zur vollen Entwickelung gelangen. Betrachten wir aber unser Leben in den Großstädten. Was sind Theater, Concerte und Hochzeiten eigentlich anders als Frauenbazare, bei denen man sich freilich nicht sofort bindet, oft aber nur aus dem Grunde, weil das Mädchen der Wahl eins nicht mit sich führt: — die Mitgift?

Werfen wir einen Blick auf das classische Alterthum. Herodot, Strabo, Diodorus Siculus und andere alte Schriftsteller haben uns Beschreibungen von Frauenmärkten hinterlassen, bei denen thatsächlich gekauft worden ist. An bestimmten Tage wurden asiatische Mädchen in eigens dazu eingerichteten Localen zusammenberufen, von denen man zuerst die allerschönste und gesündeste auf dem Wege der Licitation für schweres Geld verkaufte, nach ihr die zweitbegehrenswertheste und sofort, bis man zu den häßlichen gelangte. Auf diese bot niemand, doch setzte man ihnen aus der für die Schönheiten eingelaufenen Summe eine ansehnliche Mitgift aus. Wir wissen ferner aus dem Römischen Recht, daß in Rom dreierlei gesetzliche Ehe üblich war: 1. Usus, 2. Coëmptio, wo das Weib für Geld gekauft und verkauft wurde, 3. Confarreatio, wo ein Geistlicher und zehn andere Zeugen zugegen sein mußten, Mann und Weib aus einem Dinkelbrod aßen und Honig und Wein kosteten, welche Förmlichkeit dem Ehevertrag gesetzliche Gültigkeit verlieh.

Um Analogien zu den rumänischen Mädchenmärkten zu finden, ist es indessen nicht nöthig, zu dem classischen Alterthum zurückzugreifen. Die Gegenwart bietet entsprechende Seitenstücke. So hat sich in einigen russischen Dörfern des Kreises Ljubim die alte Sitte behauptet, durch Kauf das Weib zu er-

werden. Wer heiraten will, ist dem Gebrauch gemäß verpflichtet, den Eltern der Braut nach gegenseitiger Uebereinkunft eine gewisse Summe zu zahlen. Dabei pflegt der höchste Satz 100 Rubel zu sein. — Endlich sei erwähnt, daß man bis zum heutigen Tag trotz aller europäischen Protestationen auf einem großartigen Bazar Constantinopels junge Mädchen, Tscherkessinen und Georgierinnen, für gutes Geld erstehen kann. Und dabei muß hervorgehoben werden, daß die Tscherkessen ihre schönsten Töchter oft ganz freiwillig veräußern, um ihrer Familie einen Fond zu verschaffen. Aber wozu denn in der Ferne schweifen, sagt man doch vom Siebenbürger Sachsen, „der Hof heiratet den Hof" oder „erkauft sie sich" und spricht der Bursche doch selbst so.

Daß der Markt am bestimmten, obenbezeichneten Tage abgehalten wird, ist erklärlich, weil man von dieser Zeit an das Vieh zu Thal treibt, wo dasselbe bessere Weide genießen kann. Ein derartiger Zeitpunkt ist natürlich im Leben eines solchen Volkes ein hochwichtiges Ereigniß, und die Leute verbinden an ihm das Nützliche mit dem Angenehmen, indem sie am Abend des Marktages oft ihr Vieh mit sich hinabführen. — Rumänische Schriftsteller haben häufig darüber geklagt, daß magyarische den Mädchenmarkt entstellen. Zuweilen thun sie dies mit Recht, sobald nämlich jene von Barbarismus reden, zuweilen aber wie mich dünkt mit Unrecht. Es ist anzunehmen, daß magyarischen Autoren das Schwinden des Mädchenmarktes zu Gehör gekommen, rumänischen jedoch nicht, und so sträuben sich die letzteren gegen den Gedanken, daß diese originelle Sitte verschwunden sei. Würden sie Gelegenheit haben, sich an Ort und Stelle von der Verkommenheit des heutigen Marktes zu überzeugen, so dürfte sich der Grund ihrer differirenden Meinung leicht ergeben. Der Mädchenmarkt ist eben zu anderen originellen Sitten in das Grab der Vergangenheit hinab ge-

stiegen, und auch was den „Jahrmarkt" auf der Găina anlangt, so möchte ich nicht für seine ewige Fortdauer garantiren.

Eine zweite ebenso seltsame Sitte besteht indessen noch heutigentages: der Kußmarkt zu Halmagy. Hören wir darüber zunächst wieder Joan Slavici. Er berichtet:

„Die Paare, welche sich am Feste der Apostel Petrus und Paulus auf der Găina verlobten, dürfen nicht vor dem Frühjahr getraut werden. Peter und Paul ist aber bei den Rumänen ebenso wie der Georgitag ein allgemein üblicher Termin für alle Contracte. Nach Peter und Paul ziehen die Schafe über die Stoppelfelder zur Winderweide, und zu Sankt Georg kehren sie zurück zur Sommerweide auf die Poiana. Während der Zeit von Peter und Paul bis St. Georg war somit der Bräutigam nicht zu Hause, wohin er oft nur nach Jahren und auch dann nur für kurze Zeit zurückkehrt.

Die Macedo-Rumänen in Thessalien und Epiros, welche auch, wie die Mocanen, ein Hirtenleben führen, ziehen dagegen sammt ihren Familien zur Sommerweide, sodaß ihre Dörfer über den Sommer beinahe ganz öde bleiben.

So muß es einst, wo die Weiden näher lagen, auch bei den Motzen gewesen sein, denn nur auf diese Weise läßt sich eine zweite Sitte der westlichen Berge, der sogenannte Kußmarkt (ungarisch csókvásár) von Halmágy erklären.

Dieser Markt heißt bei den Motzen nicht tërg, wie der von der Găina, sondern b u u c i u d e l a H ă l m a j. Búcsúzni heißt nun im Ungarischen „sich verabschieden", und búcsú oder búlcsú „Wallfahrt".

Sämmtliche junge Frauen, n e v e s t e, welche am Fest der Apostel Petrus und Paulus auf der Găina sich verlobten, kommen im vollen Brautschmuck am Charsamstag nach Halmágy geritten und küssen hier jeden allgemein geachteten Menschen, dem sie auf der Gasse begegnen, pflichtgemäß. Es gäbe Anlaß zu Ärgernissen, wenn Einer sich nicht küssen ließe oder der Küssenden kein Geschenk gäbe, sei's auch nur einen Kreuzer, damit die Sitte gewahrt werde.

Diese Geschenke heißen nun nicht d a r u r i, sondern c i n s t e. Cinste bedeutet aber im Rumänischen Ehre, Achtung, also in diesem Falle — „Ehrengabe". Nun gilt aber bei den Rumänen die Braut, m i r e a s a, für so vornehm, daß ihr jeder auszuweichen verpflichtet ist und daß auch der Kaiser sie immer nur zur rechten Seite setzt, sei sie auch die Braut eines Schweinehirten. Der Kuß also, den man von der jungen Frau auf dem Markt von Halmágy bekommt, ist das höchste Zeichen der Achtung, jedoch der gegenseitigen: gibt man kein Geschenk dabei, so gilt man — im besten Fall — für einen Lümmel, der sich nicht zu benehmen weiß; läßt man sich aber nicht küssen, so hat man nicht blos die Frau, sondern auch sämmtliche Motzen tief verletzt, — und sie merken sich so etwas sehr gut.

Diese anscheinend sinnlose Sitte kann ihren vernünftigen Ursprung nur darin haben, daß einst die jungen Frauen an der Seite ihre Männer von dannen zogen und gewöhnlich auf dem Markt von Halmágy, der um die Zeit der Abreise stattfand, den auch sonst bei Bräuten üblichen Abschied von ihren Bekannten nahmen und von diesen Ehrengaben bekamen.

Es wäre jedoch voreilig, behaupten zu wollen, daß diese Sitten bei den Motzen ihren Ursprung nahmen; aller Wahrscheinlichkeit nach sind es uralte Sitten, welche von den Motzen nur umgebildet und dem eigenen Leben angepaßt worden sind. Es hat auch kein Theil des rumänischen Volks dieselben so streng bewahrt wie die Motzen.

Und wie steht es augenblicklich um diese ethnograpische Curiosität? Nicht am Charfreitag, sondern sechs Wochen vor Ostern kommen am Samstag-Wochenmarkt alle diejenigen jungen Weiber zusammen, die im Fasching Hochzeit gemacht. Sie küssen jeden, den sie für würdig halten, und empfangen dafür einige Kreuzer. Solche, welche sich auf der Gäina verlobt, bilden natürlich nicht nur die Gruppe der Küssenden, weil einfach das allgemeine Verloben auf der Gäina verschwunden ist, es kommen aber auch nicht einmal solche Rumänen nach Halmágy, die in Siebenbürgen wohnen, denn der Verkehr zwischen Halmágy und den westlichen siebenbürgischen Bergorten ist ein ebenso beschwerlicher als seltener. Ja, wenn man die alten Leute in Vidra über den Kußmarkt ausforscht, so schütteln sie das Haupt und meinen, das Ganze sei wohl Lüge. Gewiß ein bedenkliches Zeugniß für unseren ethnographischen Gewährsmann und ein Beweis, daß der Kußmarkt schon seit langer Zeit nur den in Ungarn Wohnenden angehört. Ueber seine Entstehung scheint Slavici das Richtige getroffen zu haben, auch ist es augenscheinlich, daß er mit dem Mädchenmarkt in enger Verbindung steht. Einige andere Erklärungen, die ich für unzutreffend halte, seien hier noch erwähnt. Es ist in der griechischen Kirche Gebrauch, daß sich die Leute im Gotteshaus einige Wochen vor Ostern, wo eine lange Fastenzeit ihren Anfang nimmt, küssen und dasselbe nach Abschluß des Fastens wiederholen. Will man aber die Entstehung des Kußmarktes zu Halmágy davon ab-

leiten, so ist es unbegreiflich, daß er gerade am Fuß der Gäina und sonst nirgends heimisch sein soll. Eine zweite Erklärung meint, daß bis zum Jahre 1848 der Gutsherr in Siebenbürgen unter seinen vielen unrechten Rechten auch das jus primae noctis besessen. Habe ein Bauerbursche beabsichtigt, sich zu verehlichen, so sei er vor den Gutsherrn getreten und habe diesem seine Braut genannt. Wenn dieselbe dem Geschmack des Edelmanns entsprochen, so sei sie aufs Schloß gekommen, um dort eine Nacht zu verbringen, im anderen Fall habe der Bursche gegen eine Kleinigkeit die Erlaubniß zur Heirat erwirkt. Bei Convenienz hätte das Mädchen auch die verschiedenen Beamten des Gutsherrn mit Besuchen beglücken müssen und von jedem ein Geschenk erhalten. Den Gutsherrn habe sie zur Besiegelung des Vorgangs öffentlich geküßt und damit angedeutet, daß es dem Gutsherrn obliege, eventuell für ihre Kinder zu sorgen. Nach dem Jahre 1848, so behaupten die Vertreter der Theorie, sei die Kußsitte in eine veränderte Form übergegangen, infolge deren jetzt die Weiber in die Häuser der Verwandten und Bekannten träten und daselbst Küsse tauschten. Man könnte dem einfach entgegenhalten, warum sich diese Sitte nicht in Galizien, Polen und Ungarn, sondern nur an der Gäina ausgebildet hat, allein eine genügende Widerlegung dieser Erklärung bietet schon der Umstand, daß das jus primae noctis in Siebenbürgen gar nicht oder nur selten und dürftig gewaltet.

Außer diesen beiden sich auf Ehe beziehenden Volkssitten ist noch eine dritte anzuführen. Es bestand vormals bei den Rumänen ein sog. „Mädchenraub“, der freilich nichts mit dem im alten Sparta üblichen gemein hatte und auch durchaus nicht so beschaffen war, wie ihn einzelne Schriftsteller dargestellt, vielmehr auf eine sehr sinnige Comödie hinauslief. Nachdem sich Bursche und Mädchen geeinigt und verlobt, trug es sich zu, daß der künftige Schwiegervater eines Morgens Staubwolken

erblickte, die sich näher und näher wälzten, und aus denen endlich ein Trupp Reiter hervorsprengte. — Allen voran der Bräutigam, neben ihm einige Gesellen, die er um Beistand zu dem geplanten Raubzug gebeten. Der Bräutigam hält vor dem Alten, und dieser fragt, was sie wünschen. Barsch fordert man seine Tochter. Der Alte verweigert dieselbe, und es entsteht ein hitziges Wortgefecht. Endlich erklärt sich der Alte bereit und läßt seine Tochter herbeiführen. Allein wer erscheint? Ein altes, häßliches, zahnloses Weib, welches der Alte, betrübt und traurig, mit den Worten vorstellt: „da habt ihr meine Tochter.“ Neuer Lärm, neue Zornesausbrüche, endlich bringt der Brautführer die wirkliche, in jugendlicher Anmuth strahlende Braut und übergibt sie dem Verlobten. — Auf diese harmlose Weise befriedigte ein schlichtes Gebirgsvolk seinen Hang zu theatralischen Vorstellungen. Dabei wurde sowohl Rede als Gegenrede in Versen vorgetragen, und noch heutigentages existiren kleine Büchlein, in denen dieser schönen verschwundenen Blüthe des Volksgeistes, die sehr wenig an den Raub der Sabinerinnen ermahnt, ein Denkmal gesetzt ist.

In die Kategorie der ungewöhnlichen Eheverbindungen gehört eine zweite Art der Entführung, die allerdings gegenwärtig nur noch zuweilen im Banat spielt, in Siebenbürgen erloschen ist. In Fällen, wo der Geliebte militärpflichtig, entführen einige seine Freunde das Mädchen zum nächsten Dorf, in dem sie der Bursche erwartet. Die Freunde fungiren hierauf als Zeugen, und nachdem man dem Mädchen ein Symbol der Ehe, also entweder ein Tuch oder Kamm, verabreicht hat, wird das Paar als conventionell verbunden betrachtet. Für ebenso rechtmäßig sind nach der Meinung des Rumänen die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder. Anders denken selbstverständlich statistische Zahlen, und so wird es erklärlich, daß man den Rumänen einen ziemlich hohen Procentsatz unehelicher Kinder zuschreibt, während sie in Wirklichkeit

nach ihren Begriffen weniger aufweisen als ihre Nachbarn. Bei solchen conventionellen Verbindungen findet, wenn sie später noch durch kirchliche Ceremonie bestätigt werden, keine Hochzeit Statt. Im anderen Falle muß eine regelrechte Hochzeit sieben Tage und sieben Nächte umfassen, ein Satz, an den sich, bei dem geringen Wohlstand der meisten Rumänen, nur wenige halten können. Jeder, der zur Hochzeit eingeladen wird, hat ein Geschenk mitzubringen, einen Kuchen, ein Handtuch, Leinwand oder Früchte, dann läßt man sich zum Mahl nieder, nach dessen Beendigung in manchen Gegenden die Braut über den Tisch steigen und dabei einen Kübel voll Wasser umwerfen soll. Von den Gaben wird sodann einiges unter die Gäste vertheilt, und es geht zuweilen ein Kußtanz vor sich, bei dem jeder, der mit der Braut tanzt, sie küßt und ihr dafür ein Geschenk verabreicht. Das frühe Alter, in welchem die rumänischen Mädchen in den Ehestand treten, viele heiraten mit vierzehn Jahren, könnte dem Volk leicht von einem Fremden zum Vorwurf gemacht werden, allein man beachte, daß die Menschen in südlichen Ländern, besonders die Brünetten, frühzeitig reif werden, und daß sich die sächsischen Mädchen mit sechzehn Jahren, die Zigeunerinnen mit zwölf Jahren verehelichen.

Die rumänischen Weiber stehen meinen Beobachtungen zufolge mit Recht im Rufe der geschlechtlichen Freiheit. Ebenso ausschweifend aber wie die rumänische verheiratete Dorfbewohnerin ist, für ebenso tugendhaft und sittenstreng muß ein rumänisches Mädchen gelten. Ihm ist wohl gestattet, sich mit dem Burschen zu necken oder sich öffentlich von ihm umarmen zu lassen, allein es würde vom ganzen Dorf verurtheilt werden, sobald man Uebles von ihm reden könnte. Beim Tanz hat sich das Mädchen streng nach den üblichen Ceremonien zu benehmen, in manchen Gegenden darf es sogar nur mit bestimmtem Alter die Kirche besuchen, und dienen soll es nur bei Verwandten oder beim Popen. Es läßt sich nicht läugnen, daß

die Dienstmägde von Hermannstadt und in anderen Städten wenig Sittlichkeits- und Schamgefühl besitzen, man darf sogar im Gegentheil behaupten, daß sie dreist und keck sind, allein diejenigen, welche sich in die Städte verdingen, haben sich meist durch einen Fehltritt das Heimatsrecht verscherzt; und übrigens können nur solche Gegenden, in denen die Rumänen abgeschlossen und ungemischt wohnen, sowie ihren strengen Gebräuchen huldigen, als Maßstab für den Charakter des Volkes angesehen werden.

Ein peinliches Festhalten am Althergebrachten äußert sich bei den Rumänen in allen Verhältnissen. So sind die Bewohner vieler Gebirgsdörfer je nach Vermögen und Herkunft in drei Classen getheilt, und es ziemt sich für jeden, nur das zu thun, zu verlangen und sich so zu benehmen, wie es seine Rangordnung erfordert. Weiterhin unterscheidet man vornehme, gemischte und gewöhnliche Dörfer, und endlich werden ganze Gegenden für mehr oder minder edel angesehen. Als besonders vornehm betrachtet man die Umgebung von Hermannstadt und Kronstadt. An den dortigen Bewohnern rühmt man im ganzen Lande ihren Reichthum, und kommt einer von ihnen in entlegene Gegenden, so wird er aufmerksam behandelt, man umringt ihn, man achtet auf sein Benehmen, und man findet Gefallen an seiner Kleidung. Glücklich ist ein ganzes Gebirgsdörfchen, wenn eine junge Frau aus jenen wohlhabenden Landstrichen in dasselbe heiratet. Die Frauen ahmen ihr nach, obwohl sonst Ehen mit Auswärtigen nur feindselige Blicke und Bemerkungen hervorrufen. Auch die Motzen werden zu den Angesehenen gerechnet, und die meisten von ihnen, die als Mocanen ihre Heerden in der Wallachei weiden, holen sich von Hermannstadt oder Kronstadt eine Frau.

Bei wenigen Völkern wird man so auffallend viele wenn auch nicht schöne, so doch anmuthige und hübsche Weiber und Mädchen beobachten können, wie bei den Rumänen. Im All-

gemeinen möchte ich behaupten, daß den meisten rumänischen Frauen eher runde als längliche Gesichter eigen sind, dazu von Gesundheit zeugende Wangen, schöne Zähne, eine scharfe, häufig spitze Nase, ein zarter Körperbau. Es ist durchaus irrig, wenn man die Rumäninnen als üppige Schönheiten darstellt, ihr Busen ist oft schmal, Hände und Füße sind häufig klein und zierlich. Viele von ihnen zeigen braunes Haar, diejenigen mit schwarzem einen hellen Teint; Blondinen finden sich bei Naszod und in der Marmaros. Besonders schöne Weiber wohnen bei Hermannstadt und Kronstadt, anziehend genug sind jedoch auch die Motzinnen, deren Frische und Gesundheit gewinnend wirkt. Von den in den Städten Sitzenden gilt in großen Zügen das, was man über die Frauen der romanischen Race sagt. Wie bezaubernd erscheint eine solche dunkeläugige Dame, besonders wenn die heiße, orientalische Sonne des Königreichs ihrer Schönheit leuchtet! Nichts athmet an ihr Ruhe, alles ist fröhliches, kräftiges, pulsirendes Leben, alles Feuer und Eleganz, alles an die Französin ermahnend! Eine seltsame, bezwingende Grazie spricht aus jeder Bewegung, und wir fühlen, daß wir neben einem Wesen von leicht erregbarem Temperament athmen, welches beständig zwischen launischer Coquetterie und heftiger Leidenschaft schwankt, und welches, zusammengesetzt aus stolzem Zurückhalten und losem Entgegenkommen, die Personificirung des südlichen, orientalischen Lebens bildet. Ein solches Geschöpf schlägt wohl ganz besonders den Deutschen in Fesseln, dessen geistigem Auge eine Frau vorschwebt, deren ruhige, nüchterne Züge von einer Gleichmäßigkeit des Gemüthes zeugen, und deren Herz sich nur selten zu erobernder Energie emporrafft. In Siebenbürgen haben allerdings die rumänischen Städterinnen viel von dem südlichen Feuer und der Orientalik eingebüßt; das ziemlich rauhe Klima hat auch das Seine gethan. Es hat ihnen indessen noch eine Zartheit und Pikanterie belassen, durch welche man oft selbst in der Wildniß überrascht

wird. Es kann sich ereignen, daß dem Reisenden inmitten rauher Gebirgsnatur ein schlankes Weib entgegentritt, auf dessen frische Wangen der Morgen seinen Kuß gedrückt zu haben scheint, und unter deren rosigen Nägeln das Blut sichtbar pulsirt. Erhebt man dann den Blick zu der wilden Umgebung, so steigt der betrübende Gedanke auf, daß diesem Wesen hier ein ungünstiger Erdenwinkel zutheil geworden, einem Weibe, das wegen seiner Schönheit von Tausenden und Abertausenden vergöttert und andererseits um deretwillen beneidet werden würde. —

Scharf ausgeprägte Gesichtszüge wie die Frau besitzt auch der rumänische Mann, von welchem man mehrere Typen unterscheidet. Einer derselben ist der Motzentypus, den wir bereits kennen gelernt. Er charakterisirt sich durch die schlanke Gestalt, das längliche Gesicht, in dem nur ein Schnurrbart, aber kein Kinn- und Backenbart die Zierde ist, und die starken Augenbrauen. Wir begegnen ihm in den westlichen Bergen, am Eisernen Thor, bei Belenyes, weiterhin in dem fruchtbaren Szamosthal, bei Naszod und Rodna. Am Maros und an den Kokelflüssen tritt ein zweiter scharf ausgeprägter Typus hervor. Das sind Männer von hoher Gestalt und rundem Gesicht, ihr Profil ist nicht so scharf geschnitten wie das des Motzen, die Gesichtsknochen sind nicht so stark entwickelt, ihr Gang ist anmuthig. Sie besitzen viel Gelenkigkeit, sind die besten Tänzer des Volkes und tragen häufig den Vollbart. Dieser Typus ist jedoch nur sporadisch vorhanden, zerstreut in der Hermannstädter Gegend, in der Marmaros, im Banat und auch bei Toplitza. Außerdem stößt man auf einen dritten Typus, das sind kleinere, untersetzte Gestalten mit dunkeln Haaren, man begegnet ihnen am unteren Theil des Maros. Natürlich verschwimmen die Typen in einander und sehr häufig zeigt ein Mann diese Eigenheiten des Motzen, jene des Olteanu. Motze und Olteanu, das sind die beiden entferntesten Charaktere unter

den Rumänen, jener ernst und langsam, dieser heiter und gelenkig. Zwischen ihnen variirt die Masse des Volkes.

Was aber allen Rumänen gemeinsam, das ist außerordentliche Beharrlichkeit und Festigkeit. Diesen Tugenden ist es zu verdanken, daß der Rumäne an seinen althergebrachten Sitten hängt, und daß er seiner Naturanlage nie untreu wird. Ist er heiter angelegt, so besitzt er einen unverwüstlichen Humor und einen behenden Witz, ist sein Charakter ernst, so kann ihn nichts beleben und zur Fröhlichkeit führen. Dem ist es endlich zuzuschreiben, daß ein Rumäne sich so selten seiner Nationalität entäußert. Kommen andere mit ihm zusammen, so verlangt er, daß sie mit ihm in seiner Sprache reden, er selbst erlernt höchst ungern fremde Mundarten. In diesem Festhalten an der Sprache liegt das Uebergewicht des Rumänen gegen Anderssprachige, welches ihm bei ethnographischen Kämpfen in der Regel zum Sieg verhilft. In der Gegend von Naszod hatte man von der Errichtung der Militärgrenze bis zu ihrer Auflösung alles gethan, um die Rumänen einigermaßen zu germanisiren, und auch die deutsche Commando- und Amtssprache eingeführt. Wandelt man heute durch jene Dörfer, so sieht man hie und da einen Greis, der einige deutsche Brocken versteht, bei der jüngeren Generation ist bereits die Erinnerung an jene Verhältnisse völlig geschwunden. Wer sich aber derart seine Sprache bewahren kann, der erhält sich seine Nationalität, denn, so dünkt mich, nur die Sprache bestimmt das Volk. Viele Ethnographen haben gemeint, daß außer der Sprache Religion und Gebräuche maßgebend seien, allein durch die Sprache verschwinden specifische Sitten. Die fremde Sprache führt die Renegaten in die Culturwelt des neuen Volkes, und er lernt wie dieses denken, fühlen, lachen, weinen.

Mit der großen Beharrlichkeit, welche dem rumänischen Charakter Aehnlichkeit mit dem sächsischen verleiht, gehen Ausdauer, Geduld und Unversönlichkeit Hand in Hand. Selten

verliert ein Rumäne die Geduld; bei ihm werden die ruhige Erwägung und das Maßvolle als hohe Tugenden betrachtet. Wie aber die Sparsamkeit den Sachsen zum Geiz verleitet, so macht die Hartnäckigkeit den Rumänen häufig blind. Berührt ihn eine Sache unsympathisch, so wird er zu einer chinesischen Mauer. Man kann ihm deutlich die Unrichtigkeit seiner Meinung darlegen, er bleibt doch so lange bei derselben, bis er zu spät zur Einsicht gelangt. Diese Eigenschaften haben es ermöglicht, daß das rumänische Volk Jahrhunderte in Knechtschaft und niedriger Stellung ausharren konnte, bis endlich auch für diese Nation die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach. — Aufrichtigkeit ist bei dem Rumänen nicht häufig, er besitzt dafür in seiner Sprache keinen Ausdruck. Lügen und Heucheln sind bei ihm sündige Vergehen, doch handelt er stets nur nach Klugheit und Verstand, sodaß ihm Nothlügen eher erlaubt sind als anderen. Sich selbst stürzt er seinen Mitmenschen zuliebe selten in Gefahr, und dementsprechend ist er auch kein Soldat, der aus eigenem Antrieb Heldenthaten verrichtet. Es bedarf des Kugelregens, ehe er sich erwärmt, befindet er sich dann im Gefecht, so kämpft er mit Bravour und mit solcher Wuth, daß rumänische Soldaten öfters das Gewehr in der Hand vergessen und mit Steinen nach dem Feinde geworfen haben. In den letzten Feldzügen der Monarchie muß man den Rumänen vortheilhaftes Benehmen zugestehen. —

Man hat dem Rumänen Grausamkeit zugeschrieben, und insbesondere liebt man es, den Motzen als blutdürstig hinzustellen. Der Rumäne ist jedoch der gutmüthigste Mensch von der Welt, der keinem Thier etwas zu leide thut. Es ist wahr, daß die Rumänen in den schrecklichen Zeiten der Jahre 1848 und 1849 haarsträubende Thaten vollbracht. Sie haben Männer, Weiber, Kinder niedergemetzelt oder unter großen Qualen ins Jenseits befördert, sie haben Gefangene bis zum Kopf eingegraben und diesen mit der Sense abgeschlagen; es ist richtig,

daß sie sächsische Dörfer aus Neid angezündet und sächsische Landleute überfallen haben. Zu den geschichtlichen Facten haben sich die übeln Urtheile gesellt, welche Reisende über die Rumänen bekannt gegeben, und so ist es erklärlich, daß man in Deutschland und anderen Ländern diese Leute als halbcultivirte, grausame Barbaren betrachtet, sobald man überhaupt von ihnen etwas Anderes weiß, als daß sie früher unter dem Namen Wallachen irgendwo auf der Landkarte paradirten. Bei näherer Prüfung wird sich das Bild bedeutend ändern und der Rumäne nicht unsympathisch erscheinen. Jene Reisende, welche über die Rumänen geschrieben, haben sie oft gar nicht kennen gelernt. Charles Boner hat in seinem sonst brauchbaren Buch dem rumänischen Volk nur wenig Raum gewidmet und auf demselben die Wallachen als ein Volk von Pferdedieben und Mordbrennern geschildert. Die Motzen behandelt der Engländer ein einziges Mal und widmet ihnen nur eine einzige Seite. Dieser Umstand wird denjenigen nicht in Verwunderung setzen, der vernimmt, daß der Engländer in Klausenburg von den Magyaren in Beschlag genommen worden ist, von diesen eine durchaus vorurtheilsvolle Schilderung der Rumänen empfing und sich zur Prüfung ihrer Richtigkeit nicht herbeiließ. Als er in Hermannstadt weilte, residirte daselbst der Landtag, und hier waren es die Sachsen, in deren Gesellschaft er ausschließlich verkehrte, sodaß er mit den daselbst allerdings noch wenig zahlreichen intelligenten Rumänen keine Verbindung pflegte und von ihnen keine Aufklärung empfangen konnte. Aehnlich ist es deutschen Schriftstellern gegangen, die Siebenbürgen wieder verlassen, ohne einen einzigen Rumänen gründlich kennen zu lernen, ein Schicksal, welches einen energielosen Fremden leicht treffen kann, da jedes der im Lande wohnenden Völker das aufrichtige Streben besitzt, den Reisenden durchs ganze Land mittelst Empfehlungsbriefen an seine eigenen Mitglieder zu expediren. — Der Rumäne ist wie die meisten Bewohner der Karpathen gutherzig. Man ver-

nimmt im Lande nie von solchen Grausamkeiten, wie sie in unseren übercivilisirten Ländern vorfallen, wo die Zeitungen zuweilen verkünden, daß man einem Hund bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren gezogen, daß ein Fleischergesell einem Kalb aus Neugier und Mordlust einen Fuß abgeschlagen, und daß man Kinder genothzüchtigt. Ein einziger Fall von Nothzucht hat sich in den letzten Jahren im Motzenland ereignet, und dabei war ein magyarischer Fleischer aus Debreczin der Thäter. Er rief die allgemeine Entrüstung hervor und erlitt schwere Strafe. — Was die Vorkommnisse des Jahres 1848 betrifft, so sollen sie weder verleugnet noch verschönert werden. Zweierlei sei jedoch bemerkt. Erstens kann man den Motzen nicht mehr Grausamkeit als den übrigen Rumänen vorwerfen, denn wenn man meint, daß er durch seine unfreundliche Gebirgswelt hart und grausam werden müsse, so sei entgegnet, daß dann auch die Tiroler und die Schweizer, eingeschlossen von Eis und Schnee, wild und blutdürstig geworden sein müßten, sowie daß die Natur mit den Motzen noch nicht am härtesten verfahren. Zweitens sei hervorgehoben, daß ein anderes Auftreten in jener Zeit vom rumänischen Volke nicht zu erwarten stand. Man hat diese Menschen jahrhundertelang in schnöder Weise den übrigen Nationen hintennach gesetzt, man hat ihnen alle Rechte vorenthalten, und in ihnen nichts weiter erblickt als einen elenden Sklaventroß. Wenn aber ein Sklave die Ketten bricht, so wird er zum Raubthier, grausam, blutdürstig und hinterlistig. Die beklagenswerthen Opfer jener Schreckenstage haben nur gebüßt, was ihre Vorgänger verschuldet. Und haben die anerkannt gutmüthigen und geduldigen russniakischen Bauern Galiziens nicht ihre Peiniger mit Hammer und Nägeln getödtet und sie ins Feuer geworfen; haben die deutschen Landleute in ihren mittelalterlichen Bauernkriegen nicht ebenso unmenschlich gewüthet? Man kann erwidern, daß wir nicht mehr im Mittelalter, sondern im 19. Jahrhundert leben. Wer indessen

das Leben im Gebirge studirt, der kann sich vorstellen, wie sich die Welt im Kopf eines Motzen an der Eishöhle von Skerisora abspiegelt. Steht er vielleicht auf höherer geistiger Stufe, als die damaligen deutschen Bauern standen? — Darf es uns endlich wundern, daß die Aufstände des Hora und des Jahres 1848 gerade bei den Motzen ausbrachen? Wohl erscheint ihr Land zu klein für die Menschen, allein als zweiter Factor wirkt der Umstand, daß in jenen Gegenden über 90% Rumänen wohnen; dies Volk sitzt also hier beinahe ungemischt, und da der Aufstand des Hora ein specifisch rumänischer war, so ist die Möglichkeit nicht einzusehen, daß er sich in den Thälern, wo die Rumänen neben den Sachsen hausen, hätte entwickeln sollen.

Gutmüthigkeit ist der Grundzug des rumänischen Charakters, Gastlichkeit eine seiner schönsten Eigenschaften, Zuvorkommenheit eine weitere. Wenn man im Gebirge reitet und einen Motzen vielleicht um ein Zündhölzchen bittet, so entgegnet er, daß er keins bei sich habe, doch ein solches aus seinem Hause holen werde. Und während man ihn bedeutet, daß dies nicht nöthig sei, eilt er schon der 300 Schritt entfernten Wohnung zu, um das Gewünschte herbeizuholen. Einmal traf es sich, daß wir eine Kerze im Haus eines Rumänen zurückgelassen hatten. Als wir dieselbe längst vergessen und eine halbe Stunde geritten waren, sahen wir den Mann quer über den Berg herabsteigen, um uns das in Verlust Gerathene zu überbringen. — Man hat den Rumänen träge gescholten, und er ist wirklich zur Unthätigkeit geneigt, obgleich die vorerwähnten Episoden dies nicht bestätigen. Wenn man aber behauptet hat, daß er einen Tag arbeitet, um sodann drei Tage vom Erworbenen zu leben, so ist dies ein großer Irrthum. Die Padurenii thun es allerdings, das sind die Waldmenschen, die am Abhang der Karpathen hausen und sich gern im Sonnenschein behaglich ausstrecken. Für sie besteht die höchste Seligkeit darin, zuzuschauen, wie sich andere Menschen abmühen; sie finden in ihrer Heimat Obst und Holz,

und wenn die Erntezeit herannaht, dann entschließen sie sich, in die Ebene hinabzuwandern, um dort in langsamer Arbeit etwas zu erwerben. Die Podgorenii, welche in Weingegenden sitzen, sind wie alle Weinbergsleute leichtsinnige Geschöpfe, die im guten Jahre lustig leben und im unergiebigen hungern. Diejenigen Rumänen aber, welche neben den Sachsen um Kronstadt und Hermannstadt wohnen, sind rührig und fleißig, sonst hätten sie längst infolge der Concurrenz mit ihren Nachbarn vom Boden verschwinden müssen, obwohl auch ihre Arbeitslust weit hinter der des so überaus strebsammen Sachsen steht, und auf diese Weise sich dessen Märchen von der faulen wallachischen Frau bilden konnte. Allein daß der Rumäne aus der Hand in den Mund lebt, ist augenscheinlich nicht durchgehends zutreffend, wie könnte es sonst in der Fogaraser Gegend, um Reps, um Naszod 2c. Rumänen geben, die ein ganz ansehnliches Vermögen besitzen? — Auch die rumänische Frau in Siebenbürgen scheint ein unthätiges Leben nicht besonders zu lieben. Begegnet man derselben im Dorfe oder auf der Straße, so wird sie stets einen Spinnrocken in der Hand führen, selbst wenn sie eine Kuh vor sich hertreibt. Man wird vielleicht entgegen halten, daß Damen in civilisirten Ländern mit dem Strickstrumpf oder mit Stickereien auftreten, nur um ihrem eigenen Ausspruch gemäß etwas in der Hand zu haben, allein einem Naturmenschen liegt derartige Coquetterie fern, entweder er arbeitet oder thut es nicht, den Schein versucht er nie hervorzurufen. Betritt man die rumänischen Bauernhäuser, so bemerkt man in vielen einen großen Webstuhl und, wenn die Leute nur halbwegs wohlhabend sind, im Zimmer gestickte weiße Handtücher mit fingerbreiten rothen Endstreifen, zudem Betten mit ebensolchen Mustern. Man würde glauben in einem sächsischen Haus zu weilen, wenn nicht die Muster der Rumänin anderen Geschmack zeigten wie die der Sachsen. Ferner fertigt die Frau für den Mann Hose, Weste und Jacke, sodaß dieser nur Hut und San-

dalen, oder Stiefeln zu kaufen braucht. Leute, welche den Müßiggang lieben, würden dies gewiß ebenso wenig thun als zehn bis zwölf Tücher anfertigen, um sie als Schmuck an den Wänden aufzuhängen, sie würden sich vielmehr ruhig in die Ecke legen und schlafen.

Gastlich ist der Rumäne hauptsächlich den Volksangehörigen, oder den ihm besonders Wohlwollenden gegenüber. Ein Jude oder ein anderer Nichtchrist ist spurcat. Mit diesem Worte verbindet der Rumäne etwa dieselbe Bedeutung, welche für den Juden das „Unkoschere" hat. Spurcat ist jeder, der kein Christ ist und alles, was mit ihm zusammenhängt, gleichfalls, unrein ist auch die Gemeinschaft mit ihm. Unrein sind ferner gewisse Thiere, wie das Pferd, der Hund und die Katze, ihr Fleisch darf nicht gegessen werden. Und wenn in abgelegenen Ortschaften eine Maus in den Brunnen fällt, so wird auch dieser spurcat, und spurcat ist jeder, der daraus trinkt. Der Pope muß den Brunnen mit Weihrauch reinigen; fällt ein größeres Thier hinein, so schöpft man das Wasser aus, und ertrinkt darin ein Mensch, so fällt dem Geistlichen die Entscheidung zu, ob der Brunnen zugeschüttet werden soll oder nicht. Fernerhin ist das Gefäß, aus dem die Thiere gefüttert werden, spurcat, und ebenso ist bei vielen Rumänen ein bestimmtes Gefäß für Fremde vorhanden. Mit diesem Begriff verbindet der Rumäne aber keineswegs Haß und Verachtung, er beurtheilt im Gegentheil den Grad der Unreinheit nur nach dem Unterschied zwischen seiner Religion und der des Fremden und achtet diesen, indem er meint: „er ist ein Mensch, der sein Gesetz hält." Trotzdem wird er nicht gern dessen Geschirr benutzen und mit ihm Gemeinschaft üben. Heutzutage, so hat man mich versichert, gilt der Magyar in vielen Gegenden als besonders spurcat und es würde ihm oft schwer fallen, ein Glas Wasser zu erhalten. Andererseits muß wiederum bemerkt werden, daß Bedeutung und Aufrechterhalten des Begriffes mehr und mehr schwinden

und nur noch in entlegenen Gegenden von ihnen die Rede sein kann.

Ueber Religion und Sittlichkeit denkt der Rumäne anders als die übrigen Völker Siebenbürgens. Ihm geht die öffentliche Meinung über alles, und diese ist gegen ihn ziemlich streng. Hat er sich in den Augen seiner Freunde ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, so wendet man sich von ihm ab, man meidet ihn, und es kann sich ereignen, daß ihm beim Tod Niemand das Geleit gibt. Das enge Zusammenhalten der Rumänen macht diese Sache für den Sünder zu einer höchst unangenehmen. Das Wort „Leidenschaft“ patima bedeutet eigentlich Schwäche, patimas ist daher der Trunkenbold ebenso gut wie der Kranke. Gegen beide soll man Mitleid haben, aber keine Nachsicht, denn die Leidenschaft führt zur Sünde, und Sünde ist bei dem Rumänen hassenswerth, aber leicht zu erlangen, da schon die Gelegenheit zu derselben pĕcat (Laster) ist. Ein Sünder ist der Mörder ebenso gut wie der Unbeholfene, der Arme, der Bedrängte, darum soll man auch mit ihm keine Verbindung pflegen. Gegen Fremde verhält sich der Rumäne vorsichtig, denn er meint, man wisse nie, was ein Fremder beabsichtige und treibe. Immerhin kann ich nicht sagen, daß er ausnehmend argwöhnisch sei. Ist doch das Landvolk überall vorsichtig und abwehrend, sobald es einen Fremden, und besonders wenn er in städtischer Kleidung, vor sich sieht! Es fürchtet nicht mit Unrecht den Verrath, lehrt uns doch die Geschichte, daß es unzählige Male wirklich verrathen worden ist.

Der Meinung des Rumänen nach bleibt keine böse That ungestraft, im Uebrigen huldigt er dem Grundsatz, daß man sich nicht bloßstellen solle, denn nur mit dem Blamiren beginnt das Vergehen. Hin und wieder darf sich jeder Mensch einmal betrinken, nur soll er sich nicht in hilflosem Zustand öffentlich zeigen, er fällt sonst der Mißachtung anheim. Natürlich gibt es zahlreiche Gegenden, in welchen der Branntwein regiert,

und dort nimmt man es mit einem kleinen Rausch nicht so genau, da sich auch die Geschworenen und die Vornehmen nicht nüchtern halten. Der Rumäne ist Communist und Demokrat. Jeder kann sich so viel vom Obste anderer nehmen, als er essen will, und auch wenn Geflügel gestohlen wird, gilt der Thäter nur dann als Dieb, wenn man ihn ertappt. Wird ein Nichtrumäne bestohlen, so fällt der Dieb nicht der Verachtung anheim, darum haben sich auch die Sachsen bisher mit Recht über zahlreiche Diebstähle der neben ihnen wohnenden Rumänen zu beklagen gehabt. Ebenso wenig wird dem Rumänen eine Brandstiftung, ja ein Todtschlag im Auge seiner Landsleute schaden, sobald er aus Rache verübt wird. Daher sind derartige Verbrechen nicht allzu selten. So hat kürzlich der Liebhaber einer Frau im Hunyader Comitat den heimkehrenden erzürnten Ehemann erschlagen, und bei Broos ist ein Bursche das Opfer seines weniger begünstigten Nebenbuhlers geworden. Räuber und Wegelagerer sind bei den Rumänen nicht häufig; zuweilen taucht, wie es in halbcivilisirten Ländern nicht anders zu erwarten steht, eine Bande auf, um nach geraumer Zeit wieder zu verschwinden. Einer derselben haben wir bereits an der Grenze der Marmaros gedacht, eine zweite hat sich im verflossenen Decennium in der Gegend von Großpold einige Wochen herumgetrieben, bis ihre 6—8 Mitglieder in einem Wirthshaus von Gensdarmen überrascht und bewältigt wurden. Eine weitere Bande hat vor zwei Jahren den Westen unsicher gemacht. Sie bestand aus 19 Köpfen, worunter sich 11 Motzen aus dem uns wohlbekannten Skerisora befanden. Drei Tage lang wurde die Bande, nachdem sie einige Monate gewirthschaftet, von 28 Gensdarmen verfolgt, von diesen endlich besiegt und theils zusammengeschossen, theils gefangen genommen. Trotz alledem ist die Zahl der straffälligen Rumänen keine größere als die der Magyaren. Der Magyar ist bekanntlich infolge seiner Charakteranlage, seines freimüthigen Stolzes, seines

unbändigen Sinnes zum Betyaren wie geschaffen, er läßt sich selbst als Landmann zu jähzornigen übereilten Thaten und zu Raubanfällen hinreißen. Oft genug erfahren wir aus den Siebenbürger Blättern, daß in der Csik ein mehr oder minder gräulicher Mord geschehen. Fast alle diese Thaten werden freilich von Bauern an Bauern verübt, sodaß der Fremde ruhig und sorglos im Lande herumziehen kann. Nach Daten, die uns vom Jahre 1872 vorliegen, entfiel ein Straffall bei den Unitariern auf 548 Seelen, bei den Reformirten auf 702, bei den Griechisch-katholischen auf 857, bei den Griechisch-orientalischen auf 876, bei den Protestanten auf 929. Diese Ziffern beziehen sich auf Ungarn und Siebenbürgen, und da die Rumänen den beiden griechischen Confessionen angehören und deren Hauptzahl bilden, so stellen sie dem rumänischen Volke gewiß ein günstiges Zeugniß aus.

Ueber die starke Vermehrungsfähigkeit der Rumänen ist viel geschrieben worden, und man hat ihre Ursache von einer ungewöhnlich großen Fruchtbarkeit der rumänischen Frau herleiten wollen, welcher man außerdem noch das Verdienst der Entnationalisirung durch Heirat zuertheilt. So sagt Hellwald: „Durch die allbezwingende Propaganda ihrer schönen Frauen gelingt den Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven.“ Dieser Ausspruch ist jedoch auf ein gewisses Maß einzuschränken, er tritt nur dann in Kraft, wenn Rumänen mit Slaven gemischt wohnen und auch da nur selten. Wie Rumänen und Sachsen in geschlechtlicher Hinsicht von einander denken, haben wir bereits an anderer Stelle erfahren. Ueber die Vermehrung der Rumänen meinen ferner einige Autoren: „Arbeitsam, rührig und fruchtbarer als die Serben, so vermehren sie beständig ihre Seelenzahl.“ Was nun den ersteren Punkt betrifft, so haben wir gesehen, daß man den Fleiß nicht als specifisch rumänische Eigenschaft betrachten kann, der zweite Punkt beruht auf einem fast durchgängig verbreiteten Irrthum. Es ist er-

wiesen, daß sich die Rumänen stärker als ihre Nachbarn vermehren, so beispielsweise in der Zeit von 1770—1850 um 123%, die Magyaren dagegen um 112% und die Sachsen gar nur um 45%. Allein diese unter allen ungarischen Völkern obenanstehende Fortpflanzungskraft beruht nicht darin, daß die rumänische Frau ungewöhnlich viel Kinder besitzt, sondern daß ihre Kinder außerordentlich lebenskräftig sind.*) Der Hauptgrund liegt in der erstaunlichen Zähigkeit des genügsamen Rumänen, sowie in seinen geringen Bedürfnissen. Die Magyaren sind gleich den Sachsen an ein Leben gewöhnt, das dem des Rumänen gegenüber als ein luxuriöses erscheint. Ihnen sind mannichfache Annehmlichkeiten vertraut geworden, und damit ihre Kinder in der nämlichen Weise ihr Dasein verbringen können, müssen sie für dieselben sorgen und schaffen. Das Alles hat der Rumäne in so hohem Maße nicht nöthig. Seine Kinder werden nicht verhungern, sie dürfen nur so leben wie er, und dazu gehört in der Hauptsache nichts weiter als Mamaliga. „Da wo kein Mann mehr im Haus ist, geht auch die Mamaliga aus," sagt das Sprichwort und „wer mehr wie er verdient ausgibt, der bleibt schließlich ohne Mamaliga zu Haus." Kukurutz ist die hauptsächlichste Nahrung der Rumänen, und sie ist eine überaus billige. So war beispielsweise der Preis für eine Wiener Metze im Jahre 1872 folgender:

Im Mai	Kukurutz	Korn	Waizen
Zu Hermannstadt	2 fl. 41 kr.	5 fl. 20 kr.	6 fl. 89 kr.
„ Kronstadt	2 „ 55 „	4 „ 91 „	7 „ 80 „

*) Daß die rumänische Frau wirklich mehr zähe, lebensfähige Kinder zur Welt bringt wie ihre Nachbarin, lehren uns statistische Zahlen. In der Zeit von 1866—1870 wurden in Ungarn 2,368,594 Kinder geboren, wovon jedoch in den ersten vier Jahren 503,248 starben, welche durch die im fünften Jahre geborenen 493,298 nicht ersetzt werden konnten. In den rumänischen Bezirken erblickten in 4 Jahren 196,784 Kinder das Licht der Welt, und die davon sterbenden 42,711 wurden im fünften Jahre durch 48,725 geborene an Zahl überflügelt.

Im November	Kukurutz	Korn	Waizen
Zu Hermannstadt	1 fl. 47 kr.	4 fl. 20 kr.	5 fl. 57 kr.
„ Kronstadt	1 „ 66 „	4 „ 19 „	5 „ 53 „

Der Rumäne lebt also unverhältnißmäßig billiger, wenn auch einfacher, wie die übrigen Völker im Lande. Die Billigkeit hält allzu viel Sorgen von ihm fern und gestattet ihm, sich möglichst viel Kinder zu wünschen. „Kindersegen brach noch keines Hauses Dach,“ sagt das rumänische Sprichwort, und an die Einfachheit hat sich dies Volk während seines jahrhundertelangen rauhen Lebens gewöhnen müssen. — Außer den angeführten Vortheilen, die der Kukurutz gewährt, besitzt er noch den nicht zu unterschätzenden, daß er nicht wie andere Nahrungsmittel von den Witterungsverhältnissen abhängig ist, seine Ernte sich vielmehr fast immer constant erhält. Leider gedeiht der Kukurutz nicht überall; da, wo sein Fortkommen ausgeschlossen ist, wie an der Gäina und in gebirgigen Gegenden überhaupt, muß der Rumäne Waizen oder Gerste bauen, respective sich den Kukurutz erwerben. Im Uebrigen ist seine Nahrung einfach. Rindfleisch genießt er fast nie, ebenso wenig Geflügel; Schaffleisch nur zuweilen. Dem Hirten, der von der Poiana zu Thal schaut, dient frische Milch zur Nahrung, und diese spielt auch bei den Tieferwohnenden eine hervorragende Rolle. Die billige Ernährungsmethode des Rumänen umfaßt daher eine gesunde Kost, wenn wir auch nicht leugnen können, daß hie und da etwas vom feurigen Getränk durch die Kehle läuft, da sonst das Mädchen nicht singen würde:

„Wenn nur kein Pflaumenbaum und keine Rebe wär',
So taumelte mein Schatz nicht wie ein Narr umher;
Doch gibt es Pflaumenbäume noch und Reben,
Drum hat er ganz der Narrheit sich ergeben.“

Obgleich die Muskelkraft bei den Rumänen keine überaus große und auch ihr Körperbau nicht bemerkenswerth ist, weil sie selten über das Mittelmaß hinausragen, so ist doch

ihre Widerstandsfähigkeit in Krankheitsfällen eine beachtenswerthe. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß sich die Zahl der an körperlichen Gebrechen Leidenden als eine betrübende darstellt. Im Jahre 1870 zählte man unter den Rumänen 2225 Blinde, 3730 Taubstumme, 1595 Irrsinnige und 3365 Cretins. Fast jedes rumänische Dorf besitzt seinen Narren, den die Kinder verspotten. Die hohe Zahl der Cretins darf dagegen nicht in Verwunderung setzen, weil die Rumänen zum großen Theil im oberen Gebirge wohnen, wo bekanntlich diese Krankheit häufiger als in der Ebene auftritt.

Der Religion nach gehören die Rumänen fast zu gleichen Theilen der griechisch-katholischen und der griechisch-orientalischen Kirche an. Die erstere verfügt in Ungarn-Siebenbürgen über ein Erzbisthum in Karlsburg, mit dem Sitz in Blasendorf, sowie über Bisthümer in Großwardein, Lugos und Szamos-Ujvar. Der letzteren kommt ein Erzbisthum in Hermannstadt zu und die Bisthümer von Arad und Karansebes. Die rumänische Sprache hat für „Religion" und „Confession" keine eigenen Bezeichnungen, sie wendet für beide lege (Gesetz) an, ein Wort, welches offenbar von lex abzuleiten ist. Daraus ergibt sich, daß in früheren Zeiten Religion und Gesetz identisch waren und aus dem weiteren Umstand, daß bei den Rumänen die Kirche ein christlich-nationaler Bund war, geht hervor, daß sie sich, wie es im Orient oft der Fall ist, mit dem Begriff des Staates deckt. Dementsprechend betrachtet der Rumäne jeden Ausländer, er mag Christ sein oder nicht, für keinen echten Christen, gewiß ein Beweis dafür, daß es eine Zeit gegeben hat, wo der Rumäne von heidnischen Völkern umgeben gewesen und nur Rumänen als Christen kannte. Sehr frühzeitig müssen die Rumänen zum Christenthum bekehrt worden sein, wann dies aber geschah, können wir nicht mit Bestimmtheit darthun. Dagegen wissen wir wiederum, daß sie im 13. Jahrhundert nicht der römischen Kirche unterstanden und auch vieles Seltsame,

ans Heidnische Erinnernde bewahrt hatten. Die Kirche der Rumänen wird als keine alleinseligmachende betrachtet, jeder Andersgläubige kann von ihr die Sacramente empfangen, und jeder gestorbene Israelit darf vom Popen eine Todtenmesse gelesen erhalten, nur muß dies nach dem rumänischen Ritus geschehen. Dagegen wird sich der Rumäne sträuben, etwas Derartiges von einer anderen Glaubenssecte anzunehmen, weil es ihm seiner Ansicht nach nichts nützen kann. Religiöser Fanatismus liegt dem Rumänen fern, und dies ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß ihm die Schrecken der Inquisition, der Glaubensverfolgungen und der Religionskriege stets unbekannt geblieben sind. Als die Zeit heraufkam, in der sich die päpstliche Macht über den Osten auszubreiten begann und auch die Rumänen berührte, da fand sie in diesen ein fest organisirtes Volk, dem die päpstliche Oberherrlichkeit aufzunöthigen nicht rathsam erschien. Was man auf friedlichem Wege erzielte, beschränkte sich auf Kleinigkeiten und auf die Anerkennung der römischen Oberhoheit. Im Uebrigen wurde das nationale Einverständniß aller Rumänen durchaus nicht gestört, sowie es die Rumänen auch öfters geduldet haben, daß sich ihre Bischöfe offen zum Protestantismus bekannten. Sie erblickten in ihnen mehr die nationalen und politischen Führer als die kirchlichen, an welchem Verhältniß noch heute keine Aenderung eingetreten ist. Die calvinische Propaganda hatte größere Eroberungen aufzuweisen wie die katholische, sie ersetzte die slavische Liturgie durch eine rumänische. Mit diesem Ereigniß fiel eine nationale Strömung zusammen, die schöne Blüthen zeitigte, und der die Uebersetzung vieler Bücher ins Rumänische verdankt werden muß. Am Ausgang des 17. Jahrhunderts begann man die Rumänen wegen religiöser Angelegenheiten heftiger zu bedrängen. Einerseits ging ein solcher Druck vom Papste aus, andererseits vom Wiener Hof, der von dem Gedanken geleitet wurde, daß eine veränderte religiöse Stellung eine Lockerung

des Bandes zwischen den Rumänen und Rußland herbeiführen werde. Die Unzufriedenheit unter den Rumänen war groß, allein das Haus Habsburg machte Zugeständnisse, und so trat der damalige Metropolit mit angesehenen Männern für die neuen Ideen ein. Die rumänischen Popen wurden durch Anschluß an die katholische Kirche in den Stand gesetzt, die Vortheile und Rechte der römischen Priester zu genießen, für sie eine verlockende Erwerbung, da sie meistens Leibeigene waren. Allein auf der Generalsynode, zu der sämmtliche 55 Erzpriester und 1582 Popen vorgeladen waren, konnte man keine Einigung erzielen, und es fiel nur ein unbedeutender Theil dem habsburgischen Plane zu, welcher durch die Unbesonnenheit des Adels, die Intervention der Russen und vor Allem durch die Aussprengung, daß die Union Lug und Trug sei, noch einen Abfall erlitt. Ein entschlossener Mann, der Bischof Joan II., führte die Rumänen der Union wieder zu und verschaffte ihnen, die sich den neuen Verhältnissen nur angepaßt, weil sie dadurch vortheilhafte Veränderung ihrer socialen Stellung erwartet, im Jahre 1743 ein Gesetz, dem zufolge die Rumänen als wirkliche, gleichberechtigte Söhne des Landes anerkannt werden sollten. Bischof Klein hatte harte Kämpfe zu bestehen, infolge deren er endlich nach Rom floh, um dort zu sterben. Seine Residenz hatte er von Fogaras nach Blasendorf verlegt, wo sein Nachfolger die erste rumänische Buchdruckerei, ein Seminar und die ersten Schulen gründete. Seitdem hat sich Blasendorf zu einem wichtigen Mittelpunkt des rumänischen Lebens emporgeschwungen, wo begabte Männer, freilich lange in einseitigem Sinn, gewirkt haben. Erst in unserem Jahrhunderter erzwang ein Mann die vollständige nationale Abgeschlossenheit der rumänischen Kirche, die Schaffung einer Metropolie zu Blasendorf und die Gründung neuer Bisthümer. Dieser Mann war Schaguna, einer der edelsten und größten Söhne des rumänischen Volkes. —

Mit denjenigen Rumänen, die sich nicht der Union ange-

schlossen hatten, war man übel verfahren. Man hatte ihnen im 18. Jahrhundert keine Geistlichen gelassen, sodaß sie verwilderten und verdarben. Im Jahre 1763 zählte man 124,000 Familien, welche die Union verwarfen, und denen Maria Theresia nach längerem Drängen einen provisorischen Bischof gewährte. Erst Josef II. ernannte den serbischen Archimandriten Nikitics zum ständigen Bischof mit dem Sitz zu Resinar bei Hermannstadt. Sein Nachfolger bewirkte auf dem siebenbürgischen Landtag von 1791, daß die griechisch-orientalische Religion nicht blos geduldet, sondern auch berechtigt sein sollte, eine wichtige Errungenschaft, seit welcher jede politische Unternehmung der Rumänen auf dem Zusammenwirken beider Erzbischöfe basirt.

Von den rumänischen Geistlichen hegt man vielfach nicht mit Unrecht eine üble Meinung. Als Schaguna Ende der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts an die Spitze seines Volkes trat, da fand er bei demselben wenig Bildung und sehr geringe geistige Unterstützung. Dorfschulen waren nur sporadisch vorhanden; zuweilen unterrichtete der Cantor die Kinder vornehmer Bauern. Die Priester selbst konnten kaum lesen und schreiben, ja es traf sich, daß sie es gar nicht verstanden, daß sie verkehrt aus den Gebetbüchern sangen, und wenn sie vom Gedächtniß verlassen wurden, fünf Minuten lang husteten, oder daß sie den Feiertag nicht beachteten, und aufmerksam gemacht ihn drei Tage später abhielten, oder daß sie von ihren Bauern als unverbesserliche Trunkenbolde fortgejagt wurden. Das Alles ist jetzt anders geworden. Jene merkwürdige Generation hat man begraben, die heutigen Popen sind der Sprache in Wort und Schrift mächtig, und die heranwachsenden jungen Ersatzmänner müssen Gymnasium und Seminar vorschriftsmäßig besuchen, um zu verständigen und gediegenen Männern herangebildet zu werden. Allerdings darf man in den rumänischen Popen nicht Leute wie die sächsischen Pfarrherren vermuthen,

auf der Höhe westeuropäischer Cultur stehend und zum Theil einer schriftstellerischen Thätigkeit huldigend. Ist man vielleicht im Gebirgsörtchen beim Notar eingekehrt, und betritt man das Haus des Popen, um diesem einen Besuch abzustatten, so findet man ihn am Tisch sitzend und in einem alten Buche lesend. Ein weites leichtes Hemd bekleidet mangelhaft die Brust, und die Füße stecken in Holzpantoffeln. Er entschuldigt sich wegen dieser dem Klima angemessenen Tracht und erhebt gleich darauf heftige Vorwürfe, weil man nicht bei ihm eingekehrt ist. Dann wirft er sich in Gala, um den Cicerone in Haus und Hof, sowie in der Gemeinde zu spielen. Ein großer, breiter Filzhut bedeckt das Haupt, eine Weste schließt sich an den Körper, die weißen Gatinghosen werden angezogen und mit ihnen die hohen, fast bis zum Knie reichenden Stiefeln. Strümpfe trägt der Mann ebenso wenig wie die meisten anderen Gebirgsbewohner; der Fuß wird einfach mit einem Leinwandfetzen umwickelt. Das Amtsgewand besteht aus einem langen Talar von schwarzem, glänzenden Stoff. Es zeigt einen modernen Schnitt und ruft keineswegs den altehrwürdigen Eindruck der sächsischen Amtstracht hervor. Dagegen geschieht dies durch den vollen, herabwallenden Bart des Popen. Ein rumänischer Geistlicher, den nicht ein bis zur Brust reichenden Vollbart ziert, durch welchen seine Figur an einen alten Apostel ermahnt, ist eine Seltenheit. Die gewöhnlichen Priester tragen als Zeichen ihrer Würde um den Leib eine blaue, die Erzpriester eine rothe Schärpe. Die Gastfreundschaft beider ist außerordentlich groß, sie üben dieselbe nicht mit der Gewandtheit des Magyaren, aber mit großer Herzlichkeit, und ganz dasselbe muß zum Lob des Volkes von Aerzten, Advocaten, Richtern und Lehrern gesagt werden.

Dialecte besitzt die rumänische Sprache nicht, und dies ist erklärlich, da die Rumänen jederzeit hin- und hergewandert sind und so in regem Verkehr mit einander gestanden. Höchstens

läßt sich nachweisen, daß einzelne Vocale und Consonanten in verschiedenen Gegenden etwas abweichend lauten. Auf die Sprache selbst legt der gewöhnliche Rumäne großen Werth. Er spricht immer so, wie es Anstand und gute Sitte erfordern, er unterläßt es, mit den Händen unnöthige Gesten zu machen, und bewegt sich gern in entsprechenden Bildern und Vergleichen. Ueber Redensarten und Sprichwörter verfügt er in großer Menge; er nennt sie vorbe. Viele der eigentlichen Sprichwörter haben einen uns durch nicht rumänische bereits bekannten Sinn, so „wer keine Feinde hat, der ist keinen Heller werth", „es ist leichter einem Busch voll Hasen zu hüten, als eine Frau", „eine Henne, welche abends gackert, legt morgens kein Ei", „wer sich selber lobt, der beschimpft sich", „wo viel Verstand ist, da gebricht's auch am Unverstande nicht". Andere berühren uns fremdartig, zeugen aber von scharfem Witz und von der Intelligenz des rumänischen Volkes. Wir führen von dieser Kategorie folgende an: „am Tage läuft er vor des Büffels Zorn, in der Nacht aber packt er den Teufel am Horn," „mehr werth als ein alberner Freund ist ein verständiger Feind", „fliehen ist eine Schande, aber gesund", „trag' deine Frau dein ganzes Lebenlang auf dem Rücken, es macht nichts; setzest du sie zur Erde, gleich ruft sie: ich bin müde", „der Gerechte geht immer mit zerschlagenem Kopfe herum", „Gott im Mund, den Teufel im Herzen", „Mutter und Vater findest du nicht, Weiber so viel dir eben fehlen", und „sitze lieber krumm und rede gerade".

Weitere Aeußerungen des Volksgeistes sind die Tanzreime. Der Rumäne sieht es gern, wenn sich der Scherz reimt, und wenn man einer Frau oder einem Mädchen in Versen den Hof macht. Besonders großartig sind in solchen willkürlichen Reimen alte Weiber. Ich selbst habe welche gefunden, die beständig in Versen sprachen und dabei einen unglaublichen Witz

und scharfen Verstand zeigten. Freilich waren ihre Verse oft so unlauter, daß sich ein Censor sicherlich vor ihnen entsetzt haben würde. Beim Tanz werden gleichfalls Reime hergesagt, die man chiote oder descăntece nennt. Gesungen werden sie indessen nie, vielmehr von einem Burschen vorgetragen, dem ein zweiter antwortet. Unter den in Siebenbürgen gebräuchlichen rumänischen Tänzen sind Ardeleana, Lugojana und Pe picior die gebräuchlichsten. Sie werden von Männern und Frauen aufgeführt, und zwar derart, daß den Frauen mehr Entfaltung ihrer Geschicklichkeit und Grazie geboten wird als den Männern. Es kommt bei diesen Tänzen eine gewisse Galanterie dem weiblichen Geschlecht gegenüber zum Vorschein, die darin besteht, daß der Mann nicht mit der Frau tanzt, sondern daß er sie tanzen läßt; o joacă, „er tanzt sie.“ Der Tänzer ergreift seine Tänzerin bei der Hand, dreht sie mehrmals im Kreis herum und läßt sie unter Hersagen von Reimen in ihren Vorzügen erscheinen. Infolge dieser Galanterie wird der geweckteste Bursche zum Tanzleiter ernannt, dessen Pflicht es ist, die Mädchen zum Tanz zu führen, um sodann die Burschen heranzuwinken und als Tänzer zu vertheilen. Diese Sitte scheint jedoch fast gänzlich verschwunden zu sein, wenigstens habe ich sie öfters vermißt. Besonders gute Tänzer sind an den Kokelflüssen zuhause, dort wird auch căluserii und bătuta getanzt, Tänze, welche nur von Männern und zwar von einer bestimmten Anzahl aufgeführt werden, und bei denen die Tänzer mit langen Stöcken versehen sind. Der Takt ist bei der Ardeleana ein ziemlich schneller, bei dem Pe picior ein noch lebhafterer, die Tanzmusik ist eine selten heitere, sondern ruhige, dem rumänischen Charakter angemessene. Dies ist auch der Grund, daß der Rumäne gern Angehörige seines Volkes als Musikanten benutzt und sich selten für Zigeunermusik gewinnen läßt. Ganz verpönt, wie manche meinen, ist der Zigeuner mit seinen Weisen

jedoch nicht, ich habe beispielsweise in Halmágy Rumänen tanzen sehen, denen zwei Zigeuner und ein Rumäne aufspielten. Besonders anziehend erscheinen mir die rumänischen Tänze keineswegs, es gelangt dabei stets eine gewisse Schwerfälligkeit und Nüchternheit zum Ausdruck, und wenn man im Geist an den Csardas des feurigen Magyaren denkt, so dünkt es Einem oft, als verursache das Tanzen dem Rumänen Beschwerde, und als hielte er es für eine Arbeit. Seine Bewegungen sind dabei immer die eines schlichten Hirten.

Die rumänische Tracht ist im Allgemeinen überaus kleidsam und geschmackvoll, sie legt Zeugniß ab von dem intelligenten Sinn des Volkes. Besonders gilt dies von dem weiblichen Theil. Im Sommer besteht die Kleidung der Frauen fast in allen Gegenden Siebenbürgens aus einem Hemd und zwei Schürzen. Das Hemd ist in der Regel lang und bequem, sodaß es die Formen des Busens wenig hervortreten läßt; an den Aermeln und am Brustlatz ist es mit Stickereien verziert. Die Farbe der Schürzen ist meist roth, selten blau oder schwarz, so nur bei Hermannstadt und in einigen anderen Gegenden. Uebrigens weichen die Kleidungsstücke in Geschmack und Ausführung bedeutend von einander ab, einige sind mit blauen, blumenartigen Stickereien versehen, andere zeigen blaue Querlinien, andere gelbe und wieder andere besitzen nur gelbe Punkte. Der gebräuchlichste Name für dieses Kleidungsstück ist cătrintza, außerdem dient noch Pestelca (Ueberschurz) zu seiner Bezeichnung; opreg dagegen ist die Hinterschürze. Das Wort cătrintza ist offenbar slavischen Ursprungs, bulgarischen Geschmack, wie manche behaupten, scheint indessen dieses Kleidungsstück nicht zu verrathen, da wir dasselbe in wenig veränderter Form ebensowohl in Dalmatien als in einigen Theilen Italiens antreffen. Um die altbulgarische Tracht genau beurtheilen zu können, müßte man bis tief nach Rußland hineingehen, woher die Bulgaren einst gekommen. Die Donaubulgaren haben ihre ur-

sprüngliche Tracht längst aufgegeben, sie haben dieselbe fremdem Einfluß überantworten müssen und an ihre Stelle römisch-byzantinischen Luxus gesetzt oder sie den klimatischen Verhältnissen angepaßt. Zu dieser Kleidung tritt zuweilen ein kurzes Leibchen aus Schaffell und im Winter eine Jacke aus ebensolchem Stoff; Sandalen bei den Motzen, und schwarze oder rothe Stiefeln vollenden die Tracht der Frau.

Abgesehen von Sprichwörtern und den an die Schnadahüpfel erinnernden Tanzverse, kennen die Rumänen die Doina, ein lyrisches Gedicht. Die Doina ist selten lustigen Inhalts, sie muß mit einem bestimmten Gedanken bei jeder Strophe eingeleitet werden und wird gesungen. Nicht gesungen, sondern nur declamirt wird die Ballade, von den Rumänen cäntec genannt, in der die Thaten eines Nationalhelden oder Räubers dargestellt werden. Sie ist ein episches Gedicht, in welchem Frage und Antwort nicht fehlen dürfen, wodurch Lebendigkeit hervorgerufen wird, und welches man vielfach von herumziehenden Blinden auf Märkten vortragen hört. An diese Lieder reiht sich das Märchen, welches von besonders im Ruf stehenden Erzählern angehört werden muß. Es besitzt prosaische Form, aber bestimmte Redensarten, die sich nach jedem Absatz wiederholen. Außer diesen Erzeugnissen des Volksgeistes existirt noch eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, unter denen die Weihnachtslieder die interessantesten sind. Schon am Vorabend ziehen die Knaben von Haus zu Haus singend im Dorfe umher und sammeln Aepfel und Nüsse, die man ihnen überläßt. Am Weihnachtsabend singen sie die Colinde, Lieder theils religiösen, theils weltlichen Inhaltes, und ahmen damit eine bei allen slavischen Völkern bestehende Sitte nach. Gewöhnlich sind es vier Burschen, welche die Besuche in den Häusern abstatten und dafür mit Backwerk, Wurst und dergleichen Dingen beschenkt werden. Zwei davon betreten das Haus, der dritte bleibt auf

der Schwelle, der vierte vor dem Gebäude stehen. Sie nicht in seiner Wohnung gehört zu haben, gilt für eine Schande.

Neben Hochzeits- und Fastnachtsgedichten trifft man noch eine weitere seltsame Liedergattung, das sind die cântece de paparugă. Erfolgt eine lang anhaltende Dürre, so schreibt man dies den Einwirkungen böser Geister zu und bestimmt Zigeuner, um sie zu besänftigen. Ist deren Versuch ein vergeblicher, so schmückt man nackte Zigeunermädchen mit Blumen und Reisig und führt sie singend und tanzend im Dorf herum. Wohin die Paparuga-Mädchen kommen, werden sie mit Wasser bespritzt und begossen. Sie sowohl als andere singen dabei Lieder, welche ziemlich schamlos sind.

Der das rumänische Volk beherrschende Aberglaube ist begreiflicher Weise ein noch überaus großer und origineller, obgleich auch von ihm Stück für Stück abfällt. Außer den obigen Mitteln soll das Tödten eines Frosches den Regen herbeiführen, den sich der Rumäne als das Werk eines Drachens denkt. Diesem schreibt er endlich das Wetterleuchten zu, bei dem er sich stets feierlich bekreuzt. In der Christnacht darf man den Ochsen nicht nahen, weil sie in dieser Zeit sprechen, ebenso üben in der Christnacht zahlreiche Hexen ihren Spuk, nicht wie sonst an Kreuzwegen und Hochgerichtsstätten, sondern am Fluß. Am Neujahrstage legt man ein Blatt Immergrün mit der glatten Seite nach unten auf die Feuerstelle; dreht es sich im Kreise, so hat man im neuen Jahre Glück, dreht es sich nicht, so hat man Unglück. Bei der Frühtränke des Viehes wirft man Gold- oder Silberstücke in den Wassertrog, damit es gedeihe, und am Charsamstag besprengt man es mit Weihwasser; am Charfreitag befreit ein Bad in fließendem Wasser von Schwären; am St. Georgstag findet ein allgemeiner Hexentanz Statt u. s. w. Auf diese Weise hat fast jeder Tag im Jahre seine besondere Bedeutung. An Christi Himmelfahrt schmückt man Häuser und Gräber, und die Burschen setzen vor

die Wohnungen der Mädchen den Maibaum, eine weitverbreitete Sitte, die schon bei den Indern eingebürgert war, denen dieser Baum als Symbol der Lebenskraft galt. Auch der Tod läßt sich nach der Meinung der Rumänen vorher erkennen. Wenn am letzten Tage im Jahr die Kirchenglocken geläutet werden, so legt man ein Blatt Immergrün in einen mit Wasser gefüllten Teller. Wird es bis zum nächsten Tag schwarz, so bedeutet es Tod, wird es gefleckt, so steht Krankheit, bleibt es grün, Gesundheit zu erwarten. Und am Johannistag flicht man Kränze von Waldmeister, für jedes Familienmitglied einen. Dann wirft man sie auf das Dach des Hauses, bleiben sie haften, so spricht dies für Gesundheit, fällt ein Kranz herunter, so muß der, welchem er gehört, sterben. Genießt ein Kranker am Charfreitag eine vom Gottesacker geholte Wurzel und gesundet er dabei nicht, so ist dies ein Zeichen, daß seine Stunde gekommen.

Der Todte wird bei den Rumänen sofort nach dem Hinscheiden durch die Familie oder durch Freunde gewaschen, dann werden ihm die Nägel verschnitten, man kämmt ihm das Haar und gibt ihm reine Kleidung. Einen Tag und eine Nacht soll der Todte im Hause bleiben, und während dieser Zeit werden von eigens dazu bestellten und dafür bezahlten Weibern oder von Freundinnen Bocete gesungen, das sind Klagelieder. Sie ertönen unaufhörlich und rufen dem Todten, der nach dem Glauben des Rumänen alles versteht, beständig zu, er solle sich nicht bethören und verleiten lassen. In der Nacht wird die Priveghia gehalten, die Leichenwache; sie wird von Männern ausgeübt, welche sich jedoch nicht unter traurigen, sondern unter heiteren herkömmlichen Spielen die Zeit vertreiben, und die nur zuweilen unterbrochen werden durch das Geheul der Weiber. In den Sarg darf man dem Todten kein Eisen mitgeben, wohl aber soll man ihm, ganz wie es im classischen Alterthum Brauch war, Geld unter die Zunge oder in die Hand drücken,

denn der Weg nach dem Himmelreich ist weit und mit Brückenmauten besetzt. In einigen Gegenden glaubt man, daß es von den letzteren fünfundzwanzig gebe, und man flicht deswegen dem Todten das Haar in ebenso viel Zöpfe. Vor der Bestattung gießt der Pope Wein über den Todten, und dann wird der Sarg geschlossen, den man nur öffnen darf, wenn etwa der vermeintliche Mörder herbeigeführt wird, bei dessen Erscheinen die Wunden des Verstorbenen zu bluten beginnen müssen. Das Grab wird mit Brod und Wein besetzt, damit es dem Todten, dessen Seele nach rumänischer Anschauung fortan über die Erde wandeln wird, an nichts gebreche, er selbst wird mit entblößtem Haupt betrauert, in welchem die Männer sechs Wochen lang herumzugehen haben, während die Frauen in dieser Zeit das Haar nicht flechten dürfen. Nach der Beerdigung gibt die Familie die Pomana, das Todtenmahl, offenbar ein uralter heidnischer Gebrauch, den wir bei den Griechen und bei den slavischen Völkern finden, sowie als coenae funeris bei den Römern und als crâdha bei den Indern. Die Lieblingsspeisen des Verblichenen werden dabei aufgetragen, und jeder Theilnehmer erhält einen Kuchen, colac, und einen Krug, ulcior. Tags darauf wird die Kleidung des Todten vertheilt; ausgenommen ist der Sonntagsanzug und der Hut, was für den Sohn zurückgehalten wird. Todtenmessen soll man für den Heimgegangenen zeitweise lesen und alljährlich die Pomana wiederholen. Von diesen uralten Sitten ist vieles abgekommen und tagtäglich verschwindet davon mehr und mehr. So bin ich beispielsweise überzeugt, daß man heute nur noch in ganz abgelegenen Gegenden dem Verblichenen Geld unterschiebt.

Wird in rumänischen Landstrichen jemand am Kreuzweg erschlagen, so erfolgt sein Begräbniß ohne Ceremonie. Ihm werden keine Bocete und keine Messen zutheil. Wer an seinem Grab vorüberschreitet, der soll einen dürren Ast oder eine Hand

voll Dornen auf den Hügel werfen. Darum stößt man oft in den Ländern des Ostens auf einen Haufen dürrer Aeste, sie bezeichnen die Stätte, wo ein armer Erdenpilger im Waldesdunkel ruht, umsungen von den Vögeln, umrauscht von den Blättern der Bäume.

Die rumänische Literatur ist noch eine junge. Sie befindet sich gegenwärtig in vollem Aufstreben, und wenn auch noch nicht in Blüthe stehend, so treibt sie doch einzelne schöne Blätter. Das erste rumänische Buch wurde im Jahre 1577 zu Kronstadt gedruckt. Es enthielt Psalmen und rief zahlreiche Nachahmungen hervor. Den eigentlichen Grundstein der rumänischen Literatur aber legten die Führer der Blasendorfer Schule, Samuel Klein, Petru Maior und Georg Sinkay, sämmtlich in Siebenbürgen geboren. Diese Männer schrieben selbst ein volksthümliches Rumänisch und betrieben den Nachweis der rumänischen Herkunft ihres Volkes in rein wissenschaftlicher Absicht und ohne politischen Hintergedanken. Gegen Mitte unseres Jahrhunderts wirkten die Siebenbürger Laurian, Harian und Barnutiu an den Universitäten von Jassy und Bukarest, dort die Lehren der Blasendorfer Schule ausbildend, deren hervorragendstes Mitglied in Siebenbürgen Timoteus Cipariu geworden war. Nur von Wahrheitsliebe geleitet, verfocht er den Satz, daß sich die Rumänen die classische Cultur zum Vorbild zu nehmen haben. Hand in Hand damit ging die Einführung der lateinischen Schriftzeichen, wodurch zwar ein Herantreten an die allgemeine Weltliteratur herbeigeführt wurde, die Sprache in ihren Eigenheiten jedoch eine Schädigung erlitt. Hand in Hand ging endlich das Bestreben, nicht romanische Wörter durch lateinische zu ersetzen, ein verfehltes Unternehmen, weil dadurch die Gelehrten eine besondere, von dem Volksdialect abweichende Sprache erhielten. Simeon Barnutiu übertrug diese Lehren auf das Gebiet der Politik und stellte den Satz auf, daß die Erben der römischen Cultur zugleich Erben des Landes

seien. Seiner Meinung nach sollte die literarische Thätigkeit dies Princip verfechten und zum Siege führen. Eine ebenso lächerliche, als chauvinistisch-gefährliche Idee, doppelt verwerflich, weil sie auf falscher Grundlage beruht und Haß und Nationalitätenstreit befördert. Derartigen Verirrungen trat Titus Majoresku entgegen, unter den jetzt im Königreich lebenden Literaten der bedeutendste. Er wies nach, daß die Ideen der Blasendorfer Schule irrig seien, und daß sich das rumänische Volk, entsprechend seinen Anlagen und seinen gegenwärtigen Verhältnissen, nur die moderne Cultur zum Vorbild zu nehmen habe. Hart war der Kampf, den er und seine Anhänger bestehen mußten. Er ist noch unbeendet, obgleich der Sieg nicht mehr zweifelhaft sein kann. Bei einem jungen, lebenskräftigen Staat, wie es das Königreich Rumänien ist, und bei einem nach jahrhundertjähriger Knechtschaft aufathmenden Volk wie das rumänische Siebenbürgens erscheint es erklärlich, wenn in der ersten Zeit der ungewohnten Freiheit und Kraftentfaltung ein gewisser Rausch eintritt, welcher sich in seltsamen Auswüchsen kundgibt. Allein es ist auch ebenso sicher, daß eine intelligente Nation eine solche Jugendkrankheit rasch überwindet. — Neben Majoresku haben sich in den letzten Decennien im Königreich J. Vakaresku, Bolintineanu und Eminesku durch ihre literarische und besonders schöngeistige Thätigkeit ausgezeichnet, während in Siebenbürgen Georg Baritiu als der hervorragendste Literat betrachtet werden muß. Er ist ein edler Greis, welchem die einem Menschen so seltene Gunst zutheil geworden, daß er in sich die größte Gelehrsamkeit mit der gewinnendsten Leutseligkeit vereinigt. Geboren am 24. Mai 1812 zu Also-Zsuk bei Klausenburg als Sohn des dortigen griechisch-katholischen Geistlichen, genoß er seine Bildung zu Toroczko, zu Klausenburg und zu Blasendorf, in welch' letzterem Orte er nach beendeten Studien als Gymnasialprofessor thätig war. Im Jahre 1838 gründete er das erste politische

und das erste literarische Blatt der Rumänen, flüchtete zehn Jahre später vor Bem nach Rumänien, wurde von den Russen gefangen genommen und nur durch Vermittelung der Brüder Hurmuzaki freigelassen. Seitdem ist er an allen öffentlichen und politischen Ehrenämtern betheiligt gewesen und kann als das Haupt der Siebenbürger Rumänen angesehen werden.

Gegenwärtig besitzen die Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen mehrere Zeitungen, von denen „Telegraful Roman“ und „Observatorul“ die bedeutendsten sind, sodann vier Obergymnasien, zu Blasendorf, Belenyes, Naszod, Kronstadt; ein Untergymnasium zu Brad, zwei griechisch-katholische Priesterseminare (Blasendorf und Szamos-Ujvar), ein griechisch-orientalisches zu Hermannstadt, zwei höhere Anstalten für Geistliche (Arad und Karansebes), sechs pädagogische Schulen, eine Real- und Handelsschule zu Kronstadt, wozu im Jahre 1879 an Volksschulen 2932 traten. Das Alles bestreitet dies aufstrebende Volk aus seinen eigenen Mitteln, von der Regierung empfängt es keine Unterstützung, wohl aber das Verbot, neue Schulen zu eröffnen. Immer größere Summen geben die Rumänen für die Bildung ihrer Kinder aus, dafür natürlich immer größere Ansprüche von Lehrern und Geistlichen verlangend. Allerdings stehen sie an Procentsatz der schulbesuchenden Kinder noch unter den meisten der ungarischen Völker, aber der Schulbesuch steigt, und die Lehrkräfte treten jetzt durchgehends mit den erforderlichen Kenntnissen ein. Die Professoren, welche hervorragende Posten versehen, haben ihre Bildung meist in Wien oder an norddeutschen Universitäten empfangen. Sie haben dort die Resultate der neuesten Forschungen genossen und kehren in ihre Heimat als vielseitig gebildete, verständige Männer zurück, die reichlich aus den ihnen gebotenen Quellen geschöpft haben, und welche der deutschen Wissenschaft und Intelligenz die gebührende Anerkennung nicht versagen.

In ökonomischer Hinsicht steht das rumänische Volk noch

tief. Man hat als Grund dieser Erscheinung seine Trägheit genannt oder sein geknechtetes Dasein angeführt. Ein wichtiger Factor ist jedenfalls der, daß die Rumänen gebirgige Gegenden bewohnen und mit wenig ergiebigen Bodenverhältnissen zu rechnen haben, sowie daß viele ihrer Wohnsitze höher liegen als die der übrigen Nationen. So bevölkern die Rumänen die Quellthäler des Szamos, des Alt, des Körös und weilen als Hirten auf der Poiana. Aber auch der Tieferansässige achtet das Geld gering, er sieht in ihm nur das Mittel, um Grundbesitz erwerben zu können, wie es vor ihm sein ehemaliger Herr oder der sächsische Bauer gethan. Er ist Landmann und Hirt, der Boden sein Vermögen. Darum findet man auch bis auf den heutigen Tag unter den Rumänen wenig Kaufleute. Actiengesellschaften gibt es in Siebenbürgen drei, allein fremde Volkselemente participiren an ihnen. Selbst Handwerker sind noch nicht häufig, der Rumäne spielt höchstens hie und da den Kürschner, Töpfer, Metzger, Schneider, Riemer und den Schuhmacher. Immer aber kommt seine Natur zum Durchbruch, und ihr zu Liebe treibt er in der Regel etwas Landwirthschaft.

Ueber die Zukunft der Rumänen sind hin und wieder Urtheile gefallen. Reiseschriftsteller haben vor Decennien geäußert, daß die Nemesis über Sachsen und Magyaren komme, und Friedrich von Hellwald meint, es könne eine Zeit erscheinen, in der ein gemeinsames Grab die Sachsen und ihre Peiniger, die Magyaren, verschlingen werde. Heutzutage sind das keine Prophezeiungen mehr, und wer sich der Beistimmung solcher Ansichten enthalten wollte, würde Gefahr laufen, der geistigen Blindheit geziehen zu werden. Das allmähliche, überschichtende, siegreiche Ausbreiten der Rumänen ist statistisch nachweisbar und für den Kenner des Landes augenscheinlich. Nach und nach ist das rumänische Volk von seinen stillen, bezaubernd schönen Bergen herabgestiegen, um bei den herrschenden Nationen leibeigen zu werden. Neue Zuwüchse, zahlreiche Nach-

kommenschaft und zähes Leben haben es allmählich an Stelle seiner einstigen Herren treten lassen, eine Eroberung, welche auf friedlichem Wege vor sich geht und nicht auf dem der Gewalt. Der Rumäne ist friedfertig, gutmüthig, duldsam, sein Sinn bestimmt ihn nicht zum Herrschen wie den stolzen Magyaren der seinige, er ist vielmehr zufrieden, wenn er über so viel verfügt, als er für sich benöthigt. Die Sachsen beklagen sich oft seufzend, daß ihre Dörfer aussterben, daß ihre Häuser leer stehen und sich Rumänen hineinsetzen. „Können wir dafür," erwidern die Rumänen, „haben wir die Sachsen todtgeschlagen, thun wir ihnen ein Leid an? Gewiß nicht, sie selbst sind Schuld, wenn sie verschwinden und keine Nachkommen hinterlassen." Darin hat der überaus intelligente Rumäne Recht. Und intelligent ist er; er faßt schnell, hat ein gutes Gedächtniß und entwickelt viel Geschick. In dieser Hinsicht pflichten wir einem neueren rumänischen Schriftsteller völlig bei, wenn er sagt: „Hört man das Lied des Rumänen, sieht man seine kleidsame Tracht und die feine Verzierung aller Gegenstände, die durch seine Hand gleiten, beobachtet man seine Geschicklichkeit bei der Arbeit und die Standhaftigkeit, mit welcher er seine Zwecke verfolgt, so muß man sich unwillkürlich sagen: dies ist ein Volk von begabten Menschen, welches die Keime einer hohen industriellen und geistigen Entwickelung in sich trägt."

VI.

Die ältesten Bewohner Siebenbürgens. — Die Römer. — Die Stürme der Völkerwanderung. — Magyaren und Sachsen. — Die Frage über die Herkunft der Rumänen. —

In grauer Vorzeit saßen in dem heutigen Siebenbürgen die Agarthyrsen. Märchenhaft klingen die Berichte, welche über sie auf uns gekommen sind. Sie waren ein verweichlichtes Volk und führten ein üppiges Leben, welches dadurch noch gesteigert wurde, daß bei ihnen Weibergemeinschaft in Gebrauch stand. Diese unterhielten sie nach Herodot, „damit alle als Brüder und Schwestern sich betrachteten und neidlos und haßlos ihr Dasein führten". Gastmähler waren bei ihnen beliebt, auch behingen sie sich mit köstlichen Steinen und mit goldenen Schmucksachen, aus welch' letzterem Umstand wir mit Recht den Schluß ziehen dürfen, daß ihnen der Goldreichthum Siebenbürgens bekannt war und sie denselben, wenn auch in primitivster Weise, auszubeuten suchten. Ihre Gesetze waren in gebundener Rede gegeben und wurden durch Gesang überliefert, ihr Haar war dunkel, stahlblau, ihr Körper tätowirt, und zwar bestimmte die Art der Tatowirung den Rang und das Lebensalter. Nach Herodot wohnten sie an der Maris, einem Fluß, der nach ihm und Strabo in die Donau mündet, und in dem wir den heutigen Maros erkennen dürfen.

Die Agathyrsen, die allem Anscheine nach den Scythen

verwandtschaftlich ebenso nahe standen wie den Thraciern, treten uns in der Geschichte ein einziges Mal handelnd entgegen. Als der Perserkönig Darius seinen bekannten Zug gegen die Scythen im Jahre 513 v. Chr. unternahm, suchten die bedrohten Scythen vergeblich die Bundesgenossenschaft der Agathyrsen zu erwerben. Bei dieser Begebenheit erfahren wir zum ersten Mal von den Geten. König Darius richtete seinen Hauptangriff auf die heutige Dobrudscha und zog mit dem größten Theil seines Heeres längs der Meeresküste hin, erst an den Geten in Moesien heftigen Widerstand findend. Diese vertheidigten sich tapfer, erlagen aber den persischen Waffen und mußten dem König während des Feldzuges Heeresfolge leisten. Allein das Glück verließ die Perser in den scythischen Steppen, und die Geten erlangten ihre Freiheit wieder, um sie bald darauf an griechische Stämme zu verlieren. Das Culturvolk der Hellenen hatte bereits seit dem Jahre 700 v. Ch. mit seinen Schiffen das Schwarze Meer befahren und mit den Barbaren Handelsverbindungen angeknüpft, sowie in jenen ungastlichen, rauhen Gegenden endlich Niederlassungen hervorgerufen. Leider können wir über sein Wirken und seine Culturentfaltung in diesen Ländern nur ein beschränktes Urtheil erlangen, da weder herrliche Kunstwerke, noch melancholische Gräber oder Reichthümer erhalten geblieben sind. Die Barbarenhorden haben alle Spuren davon vernichtet, und unserer Phantasie bleibt es überlassen, ein Bild jener Colonien zu schaffen. Von ihnen gehörten in den Zeiten des Königs Philipp von Macedonien Tomi und Odessos zum Reich der Geten, und als dieses von Philipp überwältigt wurde, war auch Odessos seinen Angriffen ausgesetzt. Nicht minder hart wie das Schwert Philipps fühlten die Geten das des großen Welteroberers Alexander. Thracien wurde hierauf kurze Zeit macedonisch und blieb es so lange, bis der ehrgeizige Hellene im fernen Asien neue Lorbeern um seine Stirn flocht. Nach Alexander's Tode eroberte es seine Selbstständigkeit wieder, und Lysimachos, zu

dessen Antheil Thracien gehörte, mußte sich entschließen, sein Besitzthum mit dem Schwert zu erwerben. Es glückte ihm. Die ehemaligen Colonien der Griechen in Scythien erlitten in diesen Kämpfen den Todesstoß, und erst an den Geten brach das Glück des Lysimachos in Scherben. Der Getenkönig Dromichaites nahm den Sohn des Lysimachos gefangen und gab ihn nur gegen die Tochter frei, mit welcher er sich vermählte. Das Verhältniß zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater scheint indessen wenig Herzlichkeit geathmet zu haben, denn Lysimachos setzte mit seinem Heer einige Jahre später über die Donau und verunglückte derart in der nämlichen unheimlichen Gegend, in welcher schon dem Perserkönig Hartes widerfahren war, daß er als Gefangener in die Hände der Geten gerieth. Die Schilderung eines Gastmahles ist auf uns gekommen, bei dem die Gefangenen aus köstlichem Geschirr, die Geten aus einfachem speisten, ein greller Gegensatz, den der Getenkönig benutzte, um den Fremden zu bedeuten, daß sie in seinem Lande nichts Begehrenswerthes fänden. Hierauf erlangten die Besiegten ihre Freiheit wieder, und das Getenreich bestand so lange unangetastet fort, bis sich durch das Volk der Kelten seine Verhältnisse änderten. Dieses überaus mächtige Volk hatte sich langsam in der ungewöhnlichen Richtung von West nach Ost ausgebreitet. Seit seinem Erscheinen auf der Balkanhalbinsel sehen wir, wie ein Theil der Geten in die Welt zieht, um bei fremden Herrschern Kriegsdienste zu thun, ein anderer sich nach Norden schiebt. Hier verdrängt er die Agathyrsen, von denen wir nichts mehr vernehmen, sodaß es sich nicht entscheiden läßt, ob dieselben untergegangen oder, wie einige meinen, fortan als Dacier auftreten, eine Ansicht, die mir sehr unwahrscheinlich klingt.

Die Geten geriethen ihrem neuen nördlichen Gebiete in Kampf mit den germanischen Bestarnern, welche in die Karpathen gezogen waren und von den Theißquellen bis zur Dniester wohnten. Seit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts lagen sie

mit diesem wilden Volk, welches nur das Waffenhandwerk betrieb, in unäufhörlichem Kampf, bis sie in demselben endlich ermatteten und den Germanen unterthänig wurden. In dieser Zeit tritt ein neues Volk auf, von den vorrömischen Bewohnern des siebenbürgischen Hochlandes das bekannteste und bedeutendste: die Dacier. Ihrer Herkunft nach waren sie thracisch, ihren Sitten nach das kräftigste aller thracischen Völker. Gekochtes Fleisch, Honig, Milch, Käse bildete ihre Nahrung, auch mischten sie das Blut ihrer Pferde mit Milch. Dazu bot ihnen die Jagd mancherlei Leckerbissen, weil in den damaligen Wäldern Siebenbürgens der unförmige Auerochs hauste, neben ihm der gewaltige Hirsch und der plumpe Bär. Als Getränk scheint ihnen Wein und auch eine Art Bier gedient zu haben, dem sie fleißig zusprachen. Ihre Tracht war eine weitverbreitete. Sie trugen dieselben weiten Hosen wie die Geten, Sarmaten und Parther, ihre Feldausrüstung war die einfache, kunstlose thracische. Das Haupt umhüllte ein Fuchsbalg, den Leib ein Rock und ein buntes Ueberkleid, während hirschlederne Schuhe und Schienbein die unteren Extremitäten umschlossen; als Waffen benutzten sie Wurfspieße und Dolche. Mit dieser primitiven Ausstattung harmonirte das röthliche Haar, das viele von ihnen besaßen, und welches ihrer ganzen Erscheinung etwas Abschreckendes verlieh. Schuppenpanzer und Panzerhemden waren ihnen nicht unbekannt, allein die Mehrzahl ihrer Streiter verschmähte dieselben, gestützt auf ihre langen, von einer Agraffe gehaltenen Mäntel. Mit derselben Verachtung behandelten sie auch die Helme aus Erz. Im Uebrigen waren sie ein Volk, welches in Städten und größeren Niederlassungen dicht beisammensaß, und wenn sie auch den Ackerbau weder liebten noch betrieben, so ist es doch sicher, daß sie wie einst die Agathyrsen, die Goldschätze des Landes zu heben suchten. Von den Kostbarkeiten ihrer Könige wissen die alten Historiker nicht genug zu erzählen, und für ihren Goldreichthum gibt der

Umstand Zeugniß, daß die Griechen eine außerordentlich lebhafte Handelsverbindung mit ihnen unterhalten haben. Das Letztere verkündet uns die große Menge griechischer Gold- und Silbermünzen, die in der siebenbürgischen Erde geruht. Da hat man neben den rohen Münzen keltischer Häuptlinge die zahlreichen kleinen Silberstücke der illyrischen Küstenstädte Dyrrhachium und Apollonia, die Goldmünzen von Kosea, die thalergroßen Silberstücke von Thasos, macedonische Gold- und Silbermünzen, und endlich die des Königs Lysimachos gefunden. Einen derartigen lebhaften Handelsverkehr mit den Daciern haben die Griechen, jene erprobten, zeitig gereiften Kaufleute der alten Welt, sicherlich nur angeknüpft, weil der Goldreichthum jener barbarischen Völker für sie äußerst verlockend war, anderweitige Interessen konnten sie schwerlich zu den Barbaren führen. — Die Priester standen bei den Daciern in hohem Ansehen, sie wurden nebst dem König aus dem Stand der „Bemützten" gewählt. Diese trugen eine der phrygischen Mütze nahestehende Kopfbedeckung und tätowirten sich. Die übrige Masse des Volkes waren die „Bezopften" oder „Langhaarigen", welche gleichfalls eine Kopfbedeckung getragen haben dürften. Weiterhin wissen wir von den Daciern, daß ihnen die Zither ein wohlvertrautes Instrument war, und während uns ihre Gesetze fremd sind, können wir ihren Gottesdienst aus dem allgemein thracischen beurtheilen. Die Frauen nahmen bei ihnen eine niedrige Stellung ein und hatten schwere Arbeit zu erdulden, sie waren aber fest und nervig, ist es uns doch bekannt geworden, daß sie römische Gefangene mit Fackeln gemartert haben. Aus alledem dürfen wir muthmaßen, daß dieses Volk der Dacier gewiß nicht die ungetauften Agathyrsen sein können.

Neben den Daciern wohnten jenseits der Theiß die Bojer. Mit ihnen führten sie unter ihrem großen König Burvista einen heftigen Kampf, der mit der Niederlage der Bojer endete und

diese zwang, ihre Wohnsitze zwischen Theiß und Donau zu verlassen, um nach Westen zu wandern. Der verödete Landstrich erhielt den Namen Bojeröde und dürfte infolge seiner sumpfigen Beschaffenheit derselbe sein, der uns nach der Avarenbezwingung durch Karl den Großen als Avarenöde vorschwebt. Burvista war mit diesem Erfolg nicht zufrieden, er setzte vielmehr über die Donau, bedrängte die griechischen Städte und unterwarf die Geten, welche, wie wir wissen, den in der heutigen Marmaros wohnenden Bastarnern Dienste leisteten. Bald darauf beendete eine Empörung die Herrschaft des mächtigen Königs, das dacische Reich zerfiel in vier Theile und die Jazygen verkürzten dasselbe um den Landstrich zwischen der Theiß und den Karpathen. Die Dacier waren indessen noch zu lebensfähig und zu kräftig, als daß sie jetzt bereits hätten versinken sollen. Sie ermannten sich von Neuem und bedrängten die Römer und deren Bundesgenossen derart, daß der große Caesar den Entschluß faßte, mit 100,000 Kriegern gegen sie zu Feld zu ziehen. Sein Tod im Jahre 44 v. Chr. befreite die Dacier vor dem voraussichtlichen Untergang, und die Nachfolger Cäsar's wurden durch anderweitige Kämpfe in Anspruch genommen. Mehrere Jahrzehnte kämpfte man in den Donauländern. Die Bastarner, die Geten, von welchen ein Theil an der unteren Donau bis 73 n. Ch. unser eigenem König wohnte, ein anderer sich mit den Daciern verschmolzen hatte und die Dacier selbst rangen mit den stolzen Weltbeherrschern, welche endlich das Land zur Rechten der Donau als die Provinz Moesien einrichteten und durch Befestigungen schützten, nachdem sie schon im Jahre 5 n. Ch. 50,000 unruhige Dacier dahin verpflanzt hatten.

Fünf Jahrzehnte scheinen die Dacier Ruhe gehalten zu haben, obgleich kleinere Einfälle durch sie, durch die Sarmaten und Bastarner vorgefallen sind. Gegen Ende des Jahrhunderts bilden sich zwei Mächte immer deutlicher aus, deren Zusammenprallen unausbleiblich erscheint: Römer und Dacier. Die ersteren

erheben im Jahre 73 ganz Thracien zur römischen Provinz, damit ihre unumschränkte Herrschaft über die Balkanhalbinsel vollendend, die letzteren werden zehn Jahre später durch die starke Hand eines Mannes vereinigt, dessen Gestalt sich als Decebalus in heldenhafter Glorie darstellt. Er ergreift die Offensive, bricht in Moesien ein und schlägt den Legaten Sabienus. Darauf hin entsendet der Kaiser den Präfecten der Leibwache, Cornelius Fuscus, vor dessen siegreichem Schwert Decebal zurückweicht. Allein Fuscus unterliegt in den rauhen, fremden Gegenden den Daciern und verliert das Leben, sowie Heer, Kriegsgeräthe und Feldzeichen. Wieder dringen die Sieger über die Donau, wieder werden sie zurückgeschlagen; diesmal verfolgt sie der Sieger Julianus durch den Eisernenthorpaß bis in das Herz des Landes. Sie erliegen, und Julianus schickt sich bereits an, die Hauptstadt Sarmezigethusa zu belagern, als er ungünstige Nachrichten aus dem Markomannenland empfängt, welche die römischen Adler bestimmen, sich rückwärts zu wenden. Kaiser Domitian, von den Germanen hart bedrängt, sieht sich genöthigt, mit dem Barbarenkönig Decebalus einen schimpflichen Frieden zu schließen. Wohl stellt dieser Geiseln, empfängt aber in Form von Geschenken einen Tribut, und vor Allem müssen römische Arbeiter ins Barbarenland ziehen, um durch ihre Kenntnisse dem klugen Decebalus mancherlei Vortheile zu gewähren. Sie befestigen seine Städte, sie bauen ihm neue Vertheidigungswerke, sie verschaffen ihm Kriegsmaschinen, und unter ihrer Leitung rüstet sich der Dacierkönig für die Zukunft. Unterdessen feiert Domitian einen durch gefälschte Trophäen ermöglichten Triumph, der jedoch die Stimme des römischen Volkes nicht übertönen kann, welche grollend über die erlittene Schande murrt.

Da besteigt Trajan, gleich ausgezeichnet durch Heldenkraft als Edelmuth, den Stuhl der Caesaren. Seinem stolzen Sinn ist die Macht der Barbaren zuwider und damit ist das Schicksal

Decebals entschieden. In den Jahren 98 bis 100 ist der Kaiser in den Donauländern. Hier wird eine Militärstraße längs des Stromes vollendet, wodurch der Wassertransport als unnütz erscheint. Legionen werden zusammengezogen, germanische und sarmatische Hilfstruppen treten zu denen des fernen Asiens, und groß ist das Heer, welches den Strom in zwei Abtheilungen überschreitet, von denen sich die eine unter Führung des Kaisers durch das Banat bewegt, die andere über Mehedia vordringt. Da sich Decebal auf die Defensive beschränkt, so fällt erst im nächsten Jahre, 102, die Entscheidung. Bei Tapae wird eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Römer Sieger bleiben. Auf dem Schlachtfeld zerschneidet der Kaiser sein eigenes Gewand, um die Wunden seiner verletzten Krieger zu verbinden. Decebalus sucht jetzt Verhandlungen anzuknüpfen, allein die Römer erobern eine Stellung nach der anderen und schlagen den König unter den Mauern seiner Hauptstadt zum zweiten Mal, bei dieser Gelegenheit den Legionsadler erbeutend, den Fuscus einst verloren. Der Friede wird geschlossen. Er ist für Decebalus hart; fußfällig muß sich der Dacier vor Trajan demüthigen, die Befestigungen sollen zerstört, die römischen Handwerker entlassen werden, dagegen soll man ein Hilfscontingent stellen und römische Besatzung im Lande aufnehmen. Der Kaiser kehrt nach Rom zurück, empfängt durch den Senat den Titel Dacicus, feiert durch Gladiatorenspiele seine Erfolge und — rüstet von Neuem. Er sowohl wie der Dacierkönig fühlen, daß sie neben einander nicht existiren können. Decebalus gedenkt seines früheren Kriegsglückes und stellt seine zerstörten Befestigungen wieder her. Den Jazygen, den Bundesgenossen der Römer, nimmt er einen Theil ihres Landes, und den geschlossenen Vertrag verletzt er auf mancherlei Weise. Da beschließt im Jahre 104 der Kaiser die völlige Eroberung des dacischen Reiches. Mit Hilfe eines Griechen baut er über den Donaustrom eine gewaltige Brücke, die auf zwanzig Pfeilern ruht und bei Turn-Severin

aufs jenseitige Ufer führt. Decebal verhält sich wieder unthätig, und statt den Brückenbau zu stören, sucht er sorgsam Bundesgenossen zu erwerben. Als ihm dies nicht gelingt, greift er zu Mitteln, die seiner Größe unwürdig sind. Er bemächtigt sich der Person des Longinus, der höchst wahrscheinlich die römische Besatzung in Dacien befehligt, und sucht durch dieses Pfand vom Kaiser Versprechungen zu erzwingen. Allein der Römer ist ein Held, er setzt mit fester Hand den Giftbecher an die Lippen und befreit dadurch seinen Herrn aus einer peinlichen Lage. Einer der wenigen Fälle in der Geschichte der Menschheit, die nicht nur einen Selbstmord rechtfertigen, sondern von einem wahren Mann einen solchen erheischen. Auf denselben Straßen wie im ersten Feldzug ziehen die römischen Legionen einher, ein dritter Heerhaufe dringt vielleicht auch durch den Rothenthurmpaß vor. Es ist ein entsetzlicher Kampf, der jetzt folgt, ein Ringen auf Leben und Tod. Langsam schreiten die Römer vor, langsam weichen die Dacier zurück. Burgfeste nach Burgfeste wird erstürmt, Wall auf Wall muß durch theures Blut erkauft werden, und das Land selbst wird allmählich in ein großes Leichenfeld und in einen Trümmerhaufen verwandelt. Endlich siegt das Feldherrntalent des Kaisers und die Tapferkeit seiner Legionen, endlich ist für die Dacier alles verloren, Feste auf Feste erlegen und keine Aussicht mehr vorhanden, das Land zu retten. Da nehmen die Edelsten von ihnen Gift, und der König Decebalus stürzt sich in sein Schwert. Solchergestalt ist der Untergang des dacischen Staates. — Wie bei dem Ende anderer Völker und Staaten jener grauen Zeiten ist auch hier dem untergehenden Volk eine Heldengestalt gegeben, welche als letztes Aufflackern der sterbenden Kraft unsere Bewunderung erregt, und die durch einen überlegenen, wahrhaft großen Gegner nichts von ihrer rührenden, ernsten Größe verliert. Bei den Galliern ist es

Vercingetorix, bei den Ostgothen Tejas, bei den Karthagern Hannibal, bei den Daciern Decebalus. —

Der Kaiser nahm nach seinem Siege den Imperatortitel zum fünften Mal an und feierte in Rom einen Triumph, wie ihn die Tiberstadt selten gesehen. Aus allen römischen Provinzen erschienen Deputationen, 11,000 zahme und wilde Thiere bluteten, dazu 10,000 Gladiatoren, 123 Tage dauerten die Spiele, Außerdem ließ der Kaiser Münzen prägen, an der Donau eine Siegesstadt erbauen und die Trajanssäule zu Rom errichten, für uns und für kommende Jahrtausende das größte und wichtigste Denkmal jener Zeit. Doch wenden wir unsere Blicke von jenen unmenschlichen, dem Pöbel gewidmeten Lustbarkeiten ab und dem verwüsteten Barbarenlande wieder zu. In demselben verbreitete der menschliche Geist rasch Gesittung und Cultur. Da zogen römische Colonisten aus allen Theilen des gewaltigen Weltreiches zu, um auf dem entvölkerten Boden neue Städte zu bauen, und um das Handwerk zur Blüthe zu bringen. Sklaven arbeiteten in den Bergwerken, Gold und Silber wurde gewonnen, bedeutend war der Verkehr mit den übrigen Theilen des Reiches. An Stelle des zerstörten Sarmezigethusa erhob sich in dem lieblichen Hatszeger Thal die mächtige Stadt Ulpia Trajana, die Hauptstadt der Provinz, in welcher die Vertreter der drei Abtheilungen zusammenkamen, wenn es sich um Entsendung von Deputationen oder um gemeinsame Interessen handelte. Jene drei Abtheilungen der Provinz waren Apulensis (nach Apulum benannt), Malvensis und Porolissum im Norden. Die Provinz stand unter einem Legaten, später unter einem Proconsul und mochte etwa 1000 □M. umfassen. Im Osten wurde sie durch den Bessarabischen Wall geschützt, im Westen durch die Jazygen bedroht. In diesem Gebiet wurden kunstvolle Straßen gebaut, deren eine vom Banat herein nach Sarmezigethusa führte. Hier, ein Hatszeger Thal, reihte sich Ortschaft an Ortschaft, und es wirkten die verschieden-

artigsten Völkercontingente neben einander, von denen jedes auf seine Weise dem Gottesdienst oblag. Da erhoben sich Tempel, Castra, Häuser und Amphitheater. Von hier führte eine große, feste Straße nach dem Norden, wo sich im Marosthal zahlreiche Niederlassungen zeigten. Dann kam man nach Apulum, dem heutigen Karlsburg, wo der Standort der Legio XIII. gemina war, welche nebst der Legio XXXV. Ulpia victrix die Provinz bewachte. Apulum war eine bedeutende Stadt, von deren Größe uns eine beträchtliche Anzahl von Grabsteinen, Inschriften, Mauerresten, Münzen und Ziegeln erzählt hat. In seiner Nähe birgt die Erde Spuren einer Wasserleitung, wie solche im Lande nicht selten waren. Von da führte die Straße nach Zalatna und sodann in die dunkeln Thäler des Erzgebirges hinein, in denen zahlreiche Menschenhände schafften. Eine halbe Meile von Zalatna blühte ein volkreicher Ort, über dessen Gebäude jetzt der Pflug hingeht, und von welcher Säulen, Statuen und Steine zutage gekommen sind. Weiter lag im siebenbürgischen Californien Auraria minor und magna, wobei für auraria (Goldgrube) häufig auch Alburnum angewendet wurde. Das eine ist das heutige Zalatna, das andere unser Abrudbanya. Was wir an all' diesen classischen Stätten gefunden, das bietet unserer Phantasie ein holdes Material. Wir lernen Bergbeamte jener Zeiten kennen, Bergdirectionen, Administratoren, Quästoren, Heerführer, ganze gesellschaftliche Vereine und dazu die Werkzeuge und die Lebensweise jener Geschlechter. Weiter ziehen wir; am Aranyos haben die Weltbeherrscher Gold gewaschen. Wir finden die Spuren davon bei Topanfalva, Vidra, Lupsa, bis zum Bihar. Dann erreichen wir Torda, das Salinae der Alten, wo das Salz die Römer reizte. Von hier leitete eine große Straße nach Apulum hinunter und eine kleinere nach Napoca, dem heutigen Klausenburg, hinauf. Im Norden trägt die Bistritzer Gegend, in der Porolissum lag, den Stempel der Römerherrschaft; ein Castrum

erhebt sich bei Burghallen, Münzen und andere Ueberbleibsel birgt die Erde überall. Auch bei Szil-Somlyo, im Nordwesten weit entlegen, scheinen die Römer gehaust zu haben. Weitere Straßen zogen über das heutige Sächsisch-Regen im Marosthal bis zum heutigen Alvincz, sodann von Apulum im Kokelthal nach dem heutigen Udvarhely und von da über Galt im Altthal abwärts. Ueberall waren Ortschaften und Castra, überall stoßen wir auf die römischen Hinterlassenschaften, stumme Zeugen einer entschwundenen Culturepoche. Sie haben uns über hundert Orte bekannt gegeben, an denen die Römer gewirkt, und uns somit reichlich von denselben berichtet.

Und über der ganzen Schöpfung des alten Culturvolkes schwebt wie ein schützender Genius der von strahlendem Licht umgebene Name des Eroberers. Groß und gewaltig ragt die Heldengestalt des römischen Cäsaren aus dem Dunkel jener frühen Zeiten hervor, in ihr zeigt sich das sterbende Römerthum noch einmal in seiner ganzen heroischen, alles bezwingenden Herrlichkeit. Kaiser Trajan ist der einzige würdige Nachfolger jenes stolzen, ehrgeizigen Mannes, der unter den Dolchstößen der Verräther seine große Seele aushauchte, und zugleich der letzte Imperator, in dem sich die Größe des Feldherrn mit der weisen Mäßigung des Herrschers paart. Und indem uns die Cultur, zu deren Träger ihn die Geschichte Siebenbürgens bestimmt hat, vorschwebt, wird seine Gestalt unserer Phantasie sympathisch, sie gewinnt einen holden Schimmer, und um das sinnende, kaltberechnende Haupt des Heerführers fließt der Glanz der wahren Menschenwürde.

Eine Gegend weicht in ihren Hinterlassenschaften von den übrigen ab. Auf dem hohen Gebirgsstock zwischen dem Vulkanpaß und dem Maros, unfern der Strell- und der Schielquellen trifft man heutigentages nichts als Wälder, wilde Berge und unheimliche Schluchten, eine vollständige Wildniß. Von Mittag her kann nur ein Fußgänger mühsam den Zutritt er-

zwingen und ebenso von Abend her über Bosorod nach einer anstrengenden Wanderung; nur von Broos aus ist die Gegend leichter zu erreichen. Dennoch lag in diesem menschenleeren Gebiet dereinst eine stattliche Zahl von Ortschaften, und überaus zahlreich müssen die Menschen gewesen sein, die hier im Gebirge gesessen. Der Hauptort dieser alten Bewohner war auf der Gredistier Anhöhe, die noch heute den Namen Varhegy (Schloßberg) führt. Man gewann für dieselbe Interesse, als Bauern eine Menge griechischer Münzen, mit Lysimachos und Kozon gezeichnet, hier erhoben. Die Cameralverwaltung ließ durch hunderte von Robottbauern Nachgrabungen in der Hoffnung anstellen, daß man den Schatz des Decebalus gewinnen könne, natürlich eine erfolglose Bemühung. Auf einem schmalen Bergrücken hat an dieser Stelle der Erdoberfläche zwischen zwei Bächen eine alte Stadt gestanden, umschlossen von einem noch überall kenntlichen Wall, der zum Theil aus Trümmern von zerstörten Mauern zusammengesetzt ist. Die Steine sind quadratisch, ohne Mörtel auf einander gelegt und aus Kalk der tertiären Formation gehauen. Auf der Südseite der Stadt führte ein mächtiges Thor hinaus, geziert durch zwei Porphyrsäulen, die man unter großen Schwierigkeiten herauftransportirt haben muß, da sich in der ganzen Gegend nur Gneiß und Glimmerschiefer zeigt. Nordöstlich davon erhob sich ein zweites Thor, bei dem man auf viele Menschenknochen und auf eine eiserne Kette gestoßen. Auch ein Circus lag vor der Stadt, 90 Schritt im Durchmesser haltend, aber ungepflastert und ohne Sitze, weiterhin ein zweites ähnliches Bauwerk. Porphyrsäulen, eine gewaltige Anzahl von Häuserresten, eine Badewanne, Kalksteine mit Bildern, Altäre, aber ohne jede Inschrift, Dachziegel, dünner wie die römischen, Scherben von Thongefäßen, das Alles sind stumme Zeugen für das Vorhandensein einer vergessenen Stadt. Und weiterhin erhob sich auf den Anhöhen des Muncseler Gebirges Bergfeste neben Bergfeste, die man heute

sämmtlich als Gredistie (Umwallung, Burgflecken) bezeichnet. Tausend Münzen mit Kozon hat man an dieser Stelle im Anfang des Jahrhunderts gesammelt. Da nun aber auch die meisten übrigen Münzen griechische waren, und da alles, was hier von alten Zeiten berichtet, einen anderen Typus als sonst im Lande trägt, da Münzen, Ziegeln und Steine anders beschaffen sind, Burgfeste sich neben Burgfeste erhebt, so dürfen wir wohl aus alledem muthmaßen, daß hier eine dichte dacische Bevölkerung gesessen, welche den Römern erlegen ist, von diesen aber nur schwach ersetzt wurde. Ist es doch augenscheinlich, daß sich die Römer am liebsten in den Thälern und in leicht zugänglichen Gegenden niederließen.

Ein und ein halb Jahrhundert währte die erste Culturepoche in Siebenbürgen, dann wurden ihre Schöpfungen verweht, und das Land versank in tausendjährigen Barbarismus. Als der Kaiser Dacien bezwungen zu seinen Füßen sah, war es ein entvölkerter, verwüsteter Landstrich. Es wurde römisches Colonistenland, dessen neue Bewohner jedoch zum allergeringsten Theil aus Italien selbst kamen, da dieses von Menschen ziemlich entblößt war, vielmehr, wie uns zahlreiche Inschriften berichten, aus Dalmatien, Noricum und Pannonien, vor Allem aus Syrien, Carien, Galatina und Paphlagonien hervorgingen. Die größte Zahl der Einwanderer ließ sich in ehemalig dacischen Orten nieder, welche den dacischen Namen fortführten, so Sarmezigethusa, Napoca, Porolissum, Buzidava. Die freien Dacier saßen im Norden und Osten der Provinz; sie erhoben zur Zeit des Marc Aurel das Schwert und fielen in römisches Gebiet ein. Volle 130 Jahre dauerte der Kampf der freien Dacier mit den römischen Legionen, und erst unter Kaiser Maximus fand er ein Ende. Allein im Buche der Geschichte stand geschrieben, daß die römischen Adler Dacien wenige Decennien später selbst verlassen sollten. Sarmaten und Germanen hatten die freien Dacier bei ihren Kämpfen unterstützt, wofür gewisser-

maßen als Dank die Reste der Dacier in ihnen aufgingen. Diese Unterstützung war den Römern natürlich unliebsam, aber nicht verderblich. Erst durch das Auftreten eines ebenso zahlreichen als tapferen Volkes erwuchs dem römischen Reich ernstliche Gefahr. Dies Volk war kein anderes als das germanische der Gothen, welches im Jahre 238 an den Küsten des Pontus erschien, und dem im Jahre 240 die Römer bereits Tribut zahlten, was die Carpen (von denen der Name Karpathen herrührt), einen dacischen Stamm, zu neuen Einfällen ermuthigte. Seit jenem Zeitpunkt begann ein fürchterliches Ringen zwischen den Römern und den Gothen im Donaugebiet, und da die römischen Cäsaren nicht wünschen konnten, daß sich die von allen Seiten bedrohten Legionen Daciens in ungleichem Kampf aufrieben, so wurde beschlossen, Dacien ganz aufzugeben. Dieser Plan gelangte im Jahre 274 zur Ausführung, wodurch das neuerblühte Culturland allen Schrecknissen einer dreihundertjährigen germanisch-barbarischen Herrschaft überantwortet wurde. Der thatkräftige, oftmals siegreiche Kaiser Aurelius „führte“, so erzählt die Geschichte, „die Römer, sowohl das Heer als die Provincialen aus den Städten gleichwie die vom flachen Lande hinweg und siedelte sie in der Mitte des jenseitigen Moesiens an, das nun den Namen Dacia erhielt“. Der eine Theil des Citats ist ebenso einleuchtend wie der andere, denn wenn das Heer Dacien räumte, so waren die Colonisten gezwungen, dasselbe zu thun, da sie im entgegengesetzten Fall der Wuth der Barbaren preisgegeben gewesen wären, und die Uebertragung des Namens Dacia auf das jenseitige Ufer ist erklärlich, wenn man bedenkt, wie hoch von den Römern ihre letzte große Eroberung geschätzt werden mußte und welchen Werth der Name Kaiser Trajans für sie besaß. In dem neuen Dacien wurden die meisten der alten Colonisten angesiedelt und es erhielt im außeramtlichen Verkehr den Namen Aurelianisches Dacien, während man jenes als Trajanisches Dacien bezeichnete.

Seit dem Jahre 274 traten die Gothen in theilweisen Besitz des alten Daciens, und zwar saßen sie im Osten desselben, in der heutigen Moldau. Um die Mitte des nächsten Jahrhunderts dehnten sie ihr Gebiet nach Westen aus und stießen hier auf das kernige Volk der Vandalen. Die Vandalen hatten bisher neben anderen germanischen Stämmen die wenig anmuthigen Elbgegenden inne gehabt und waren von dort nach dem Süden gezogen, wo sie sich zwischen Körös und Maros niedergelassen hatten. Am Maros unterlag ihr König Visimar dem Gothenkönig Geberich, die Reste des Volkes flüchteten nach Pannonien und das ganze Land hieß jetzt eine Zeitlang nach seinen Herren Gothia. Die Gothen genossen als Ost- und Westgothen seinen Besitz ungestört, bis auch ihre Stunde gekommen, bis auch sie gezwungen wurden, dem waldigen Karpathenland zu entsagen. Ein neues Volk erschien, an Gestalt widerlich, an Sitten und Gebräuchen teuflisch, an Kriegsart fürchterlich. Die Hunnen warfen die Ostgothen nieder, eroberten Dacien und drängten die Westgothen hinab nach dem blühenden Moesien. Die Ostgothen dagegen warfen sich unter Athanarich auf sarmatische Völker und ließen sich im heutigen Kokelgebiet nieder.

Neue Völker kamen, und neue Völker gingen. Unaufhaltsam war ihr Drängen und Stoßen, unschätzbar die Kraft, die in verzweifeltem Ringen verschwand. Ost- und Westgothen, diese Völker von unbändiger Naturkraft und überwältigender Zahl, verloren sich gleich den Vandalen spurlos im fernen Westen, die Hunnen, jene fürchterlichen Schaaren, welche der ganzen abendländischen Welt Verderben zu bringen schienen, wurden endlich selbst vernichtet, und Siebenbürgen erlangte in Gestalt eines ihrer unterworfenen gothischen Stämme, der Gepiden, einen neuen Herrn. Das Reich Gepidia zerbrach im Jahre 566 unter den Schlägen der Longobarden, welche wie die Vandalen von der Elbe stammend, sich westlich von ihnen angesiedelt und im Verein mit den Avaren gegen sie zu Felde zogen. Die

Gepiden wurden leibeigen, die Longobarden aber brachen bald darnach auf, um, von ihrem König Alboin geführt, nach dem schönen Italien hinabzusteigen, von dessen gewinnender Lieblichkeit und beglückender Fruchtbarkeit sie vernommen. Nach ihrem Abzug herrschte die eiserne Faust der wilden, türkischen Avaren bis zur Enns.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts müssen wir eine stille, aber um so nachhaltigere Invasion annehmen, eine Slavenüberschwemmung der europäischen Länder von der Ostsee bis hinab zu den griechischen Landschaften. Die Schwäche des byzantinischen Reiches war offenbar geworden, und so kam es, daß sich unermeßliche Slavenschwärme über die östlichen Länder ergossen, hier ihren friedlichen Neigungen zum Ackerbau obliegend. Kurz vor ihnen hatten die Bulgaren den Schauplatz betreten. Sie gelten als versprengte Hunnenschwärme, welche an den Ufern des mittleren Atel saßen, der später nach ihnen den Namen Wolga empfing, und an dem sie ein mächtiges Reich begründeten. Ein Theil von ihnen wanderte in der zweiten Mitte des 5. Jahrhunderts über den Don und den Dnieper, überschritt im Jahre 485 zum ersten Mal die Donau, drang 678 und 680 mit unwiderstehlicher Gewalt nach Moesien vor, besiegte die Slaven, schlug den byzantinischen Kaiser und gründete in dem überlassenen Landstrich das erste Bulgarenreich. Allein schon nach anderthalb Jahrhunderten erlag der herrschende Nomadenstamm der Entnationalisirung durch die viel zahlreicheren Slaven. Dies Ereigniß ist nicht das einzige Beispiel in der Geschichte, welches lehrt, daß die Herren unter den Knechten verschwinden, sondern im Gegentheil eine weitverbreitete Regel, die von Westgothen, Longobarden und Franken bestätigt wird, welche im romanischen Element aufgehen.

Aber auch den slavisirten Bulgaren entstand ein fürchterlicher Gegner, und zwar in einem neueinrückenden türkischen Stamm, der auf seinen Wanderungen in Berührung mit finnisch-ugrischen

Völkern gekommen, und den man erst in unseren Tagen als mit türkischem Blut begabt erkannt hat. Das waren die Magyaren oder, wie sie sich selbst nebst den alten Historikern nannten, die Ungarn, Hungarn, wohl auch Hunnen. Die letztere fälschliche Bezeichnung ist verzeihlich, da das erste Auftreten der Magyaren durchaus nicht ritterlich genannt werden konnte. Sie waren kleine, unansehnliche, häßliche Menschen mit hervorstehenden Backenknochen und schiefgeschlitzten Augen, die mehr auf ihren Pferden als sonstwo die Zeit verbrachten. Auf den genannten Thieren aßen sie, trotzten auf ihnen zusammengekauert Wind und Wetter, und entsprechend ihrer eigenen Lebensweise pflegten sie die Pferde so wenig, daß diese ebenso widerlich wie sie selbst aussahen. Ihre Lebensweise war roh, ihr Charakter grausam. Wenn sie ihren Herzog wählten, so schnitten sie sich die Adern auf und schwuren bei ihrem Blut; auf dem Schlachtfeld genossen sie das Blut ihrer Feinde. Ihre Kampfart war wie ihr Aeußeres von den hunnischen Sitten fast gar nicht verschieden, sie kämpften wie alle Nomadenvölker vor ihnen, wie Scythen, Alanen, Sarmaten, Avaren, Bulgaren, Hunnen. Dabei war ihnen der Angriff in geschlossenen Reihen ebenso fremd wie die Belagerungs- und Vertheidigungskunst. Ihre Stärke lag vielmehr in dem unwiderstehlichen Angriff, den sie mit ihren überaus schnellen, unheimlichen Thieren ausführten. Wie ein Wirbelsturm brausten sie einher, wie ein Regen ergoß sich ein Hagel von vergifteten Pfeilen auf ihren Gegner, wüthend ritten sie denselben nieder oder suchten ihn, wenn er gedeckt stand, durch verstellte Flucht auf ein Terrain zu locken, das ihnen behagte.

Solchergestalt waren die unheimlichen Gesellen, die wie eine Horde böser Geister in Europa erschienen, um ein Jahrhundert lang dessen Geißel in ebenso furchtbarer Weise darzustellen, wie es einst Attila gethan. Die Bulgaren lernten sie zuerst kennen. Diese hatten in Thracien über die Byzantiner gesiegt

und bedrohten Constantinopel. Da rief der Kaiser Leo VI. die noch im heutigen Rußland sitzenden Ungarn herbei und ließ sie auf griechischen Schiffen über die Donau führen. Die Bulgaren erlitten von ihnen drei Niederlagen und ihr König Simeon mußte mit Kaiser Leo einen demüthigenden Frieden schließen. Er sann jedoch auf Rache und genügte derselben dadurch, daß er die Petschenegen, welche hinter den Ungarn saßen und diese überhaupt erst ungestüm nach Westen gedrängt hatten, veranlaßte, sich gegen die Ungarn zu wenden. Das petschenegische Heer überfiel, von Bulgaren unterstützt, das ungarische Lager und richtete ein entsetzliches Blutbad unter Weibern und Kindern an. Groß war die Wuth der heimkehrenden, auf einem Beutezug ferngewesenen Ungarn, allein sie wagten es doch nicht, den ihnen überlegenen Petschenegen zu widerstehen, sondern eilten dem Westen zu. Von hier aus suchten sie die Bulgaren zu vernichten, unterlagen jedoch 895 und 896 und wandten sich darauf nach dem Eisernenthorpaß. Das Tiefland zwischen Donau und Theiß wurde ihr Besitz, ebenso das lose mit dem fränkischen Reich zusammenhängende Pannonien, und als das großmährische Reich ihnen widerstandslos als reife Frucht in den Schoß fiel, war in demselben der einzige damals im heutigen Ungarn bestehende Staat beseitigt. Von jetzt an wurden sie der Schrecken Westeuropas. Ein Jahrhundert lang verheerten sie auf immer neuen und immer entsetzlicheren Zügen nicht nur Deutschland, sondern auch Italien und Burgund, und erst nachdem auf dem Lechfeld ein Heer von 100,000 Mann begraben worden, wandten sie sich vom Westen ab und richteten ihre Angriffe gegen das byzantinische Reich, in welchem sie bis Constantinopel streiften, und das sie erst im 8. Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts mieden. Einen Feind besaßen sie jedoch, der ihnen fürchterlich und gewachsen war, das waren die Petschenegen. Diese wohnten von der Wolga an bis nach Siebenbürgen, zwischen sich und den Ungarn eine

Einöde von vier Tagereisen lassend, und das Land Siebenbürgen theilweise als streitiges Gebiet betrachtend. So furchtbar erschienen den wilden Horden, die ganz Europa mit Schrecken erfüllten, ihre alten Gegner, daß sie das Petschenegenland mit ihren Angriffen verschonten und alles vermieden, um nicht mit ihren entsetzlichen Nachbarn zusammenzustoßen.

Doch weiter rauschte der Strom der Geschichte. Auch die Petschenegen erlagen, auch ihre Kräfte nutzten sich ab, auch ihre Heerhaufen mußten neuen Feinden weichen. Es kamen die Kumanen, ein anderer türkischer Stamm, der im 10. Jahrhundert noch hinter den Chazaren sitzt, dann im 11. Jahrhundert hervorbricht, an die Stelle der Petschenegen tritt und den Magyaren höchst lästig wird. Erst als im 13. Jahrhundert die Kumanen von den Mongolen bedroht werden, entstehen zwischen ihnen und den Ungarn freundliche Beziehungen. Das streitige Gebiet aber, das heutige Siebenbürgen, wurde von den Magyaren unter Ladislaus dem Heiligen 1078—1095 in Besitz genommen und damit der gewissenhaften Geschichtsschreibung und der wieder erblühenden Cultur zurückgegeben. Die Barbarenzeit ist zu Ende; versunken und verflogen sind all' die wilden Völker, die in heißem Ringen hier zusammengestoßen. Und doch schwebt über jenen düsteren Epochen ein eigener Reiz, und diese Völker, für deren Zahl die Welt zu klein erscheint, bei denen nur die persönliche Tapferkeit den Einzelnen rettet, und bei deren Kämpfen mehr als einmal die Parole der Vernichtung waltet, üben auf uns Kinder gebundener Verhältnisse einen märchenhaften Zauber aus durch ihre urwüchsige Natürlichkeit, sowie ihre durch Gesittung nicht gemäßigte, zähe Heldenhaftigkeit. Aber von allen den Völkern, welche die Stürme der Völkerwanderungen hier zusammenwehte, die hier in erbittertem Kampf mit einander lagen, und von denen eines nach dem andern trotz ungeheurer Volkskraft aus dem blühenden Garten der Karpathen verschwand, um als Schatten zu seinen Vor-

gängern zu treten, ist nichts erhalten geblieben, als was uns der forschende, emsige Geist alter Historiker übermittelt. Und das ist viel zu wenig, um unseren Wissensdurst zu stillen, viel zu gering für die Bedeutung dieser alten Nationen. Dazu treten als beredte Zeugen dieser germanischen, slavischen und türkischen Völker hie und da Waffen, einfache Schmuckgegenstände und Gräber. Die Alten verbrannten ihre Todten, füllten mit der Asche irdene Krüge, warfen einen Hügel darüber auf und feierten ein Leichenmahl. Gewiß sinnige Gebräuche, die dem Tod viel von seiner grausigen Gestalt nehmen, und die man jetzt in dem Project der Leichenverbrennung einerseits wieder aufgenommen hat, während sie in den Leichenmählern Osteuropas zum andern Theil noch fortbestehen. Solche Hügel trifft man bis tief hinein ins südliche Rußland, in der Wallachei, in Bulgarien und der Dobrudscha. Man kann sie aber auch in Siebenbürgen betrachten, besonders im Flußgebiet der Kokel, wo an einigen Stellen hunderte solcher Grabhügel neben einander stehen. Der einzige wichtige Fund aus jenen Zeiten wurde im Jahre 1837 am Ardschischfluß in der Wallachei behoben. Hier stieß man auf einen Schatz von Gold- und Schmucksachen, sowie auf einen Ring mit Runenschrift, zweifelsohne einem gothischen Häuptling dereinst gehörig. —

Nachdem man den verheerenden Streifzügen der Magyaren im 10. Jahrhundert mit dem Schwert Einhalt gethan, verwandelte sich das „hungarische" Volk allmählich in ein ackerbautreibendes, und die germanische Welt rächte sich jetzt an den Barbaren auf eigene Weise. Im Jahre 972 war der friedliebende Herzog Geisa mit Otto I. durch Freundschaft verbunden und für das Christenthum gewonnen worden. Sein Sohn vermählte sich mit einer bairischen Prinzessin und beugte sich nebst seinem ganzen Volk vor der neuen Lehre. Seitdem zogen deutsche Mönche in das Land der Arpaden, deutsche Ritter verliehen ihrem Hofe hohen Glanz, und Schaaren von

deutschen Bauern und Bürgern erschienen, um ihren einstigen Feinden ein Bürgerthum zu geben, und um ihnen Cultur und Gesittung zu verleihen. Bisthümer wurden gegründet, Schulen errichtet, die Comitatseintheilung getroffen, die Adeligen und Petschenegen unter Stefan dem Großen bewältigt. Einer seiner kräftigsten Nachfolger war der schon erwähnte Ladislaus. Er gab strenge Gesetze, welche den wilden Geist, den jene Zeit noch athmet, zur Genüge kennzeichnen. Kleine Diebstähle sollten mit Nasenabschneiden und Augenausstechen bestraft werden, auf größere stand die Todesstrafe. Versäumte jemand des Sonntags den Kirchenbesuch, so wurde er zehn Tage an einen Pfahl gebunden, und begrub jemand die Todten auf unchristliche Weise, so traf ihn dieselbe Strafe. Die Petschenegen und Kumanen, welche sich in ein Volk verschmolzen hatten, schlug der strenge Gesetzgeber wiederholt und siedelte ihre Gefangenen im Lande an. Er war es, unter dem Siebenbürgen zum Colonialland wurde, und unter dessen Regierung im Jahre 1075 das Schloß Turda entstand, sowie die Einverleibung des Landes als provincia ultrasilvana oder transsilvana erfolgte. Ihm verdankt ferner das Bisthum Weißenburg seine Entstehung, wie er denn auch als Schutzpatron Siebenbürgens gilt. Von jetzt ab siedelte sich das magyarische Element im Lande an, und besonders war es der Osten, wo es sich in größerer Gruppe concentrirte. Die hier ansässigen Magyaren sind die heutigen Szekler und haben damals, durch die Verhältnisse genöthigt, als Grenzwächter gegen die wilden Kumanen gedient, für welche Leistung sie mannichfache Vorrechte und Privilegien erhielten. Allein ihre Zahl muß in dem vernachlässigten Lande gering gewesen sein, weshalb sich die ungarischen Könige gezwungen sahen, fremdländische Culturelemente herbeizurufen, um mit diesen die öden Räume zu bevölkern, und um sich zugleich der türkischen Nomaden zu erwehren. Solche Kräfte fanden die Arpaden nur in den deutschen Gauen. Wie nach

Ungarn brachten die Deutschen in die menschenleeren Oeden Siebenbürgens Bildung und Gesittung. Da treffen wir in den Urkunden, welche das Gebiet des Ritterordens bestimmen, zum ersten Mal auf einen neuen Namen: Wallachen. Es wird uns jetzt Nachricht von einem Landstrich der Wallachen oder einem Wallachen-Petschenegenwald. Als solchen bezeichnet man das Gebirge im Süden des Landes, wo sich folglich einzelne Petschenegen, die sich vielleicht vom Kumanentroß zurück gezogen, mit den erwähnten Wallachen aufhalten mußten. Wer aber waren diese Wallachen, und welches ist die Vergangenheit des Volkes, das als Rumänen gegenwärtig im dem Lande jenseits des Waldes dominirt? —

Wir wissen, daß Kaiser Aurelianus das Trajanische Dacien völlig räumte, und daß die Colonisten auf dem rechten Ufer der Donau angesiedelt wurden. Dasselbe Schicksal widerfuhr in gewaltsamer Weise unter Diocletian den Carpen und den Bastarnern, weiterhin vielen Sarmaten, Alles in Allem mehreren hunderttausend Menschen, die man auf der Haemushalbinsel und in Italien vertheilte. Hier gingen sie in den romanisirten Völkern auf und trugen zur Bildung eines romanisirten Elements bei, mit dem die ganze Balkanhalbinsel noch im 6. Jahrhundert überschichtet war. Der Grieche Priscus, der im 5. Jahrhundert die ganze Halbinsel durchzog, erzählt uns, daß überall die Haus- und Amtssprache das Lateinische gewesen, und dies erscheint um so glaubwürdiger, da bereits im Jahre 26 n. Chr. der in Rede stehende Ländercomplex unter römischem Scepter stand und dem Einfluß der römischen Welt länger als ein halbes Jahrtausend ausgesetzt war. Kein Volk der Erde hat es bisher so vortrefflich verstanden, fremde Elemente zu entnationalisiren wie die Römer. Sie gestatteten den Unterjochten freie Religionsübung und führten ihren eigenen Cultus nur nebenbei mit Pomp und Prunk ein, auf diese Weise jene ohne Zwang gewinnend. Außerdem muß man in Betracht ziehen,

daß sie hauptsächlich mit Barbaren zu rechnen hatten, denen eine Literatur, die das Volksthümliche hätte erhalten können, gänzlich mangelte. Wir sind darum zu der Annahme berechtigt, daß das Volk der Thracier, welches trotz langjähriger Kriege noch immer sehr zahlreich war, ebenso romanisirt wurde wie seine Nachbarn. Mit dem 6. Jahrhundert beginnt allmählich eine Veränderung. Wir haben gesehen, wie sich um diese Zeit slavische Völker eindrängen und theils auf kriegerischem Wege, in der Hauptsache aber auf friedliche Art die Halbinsel kaum merklich besetzen, deren Bewohner theilweise slavisirend. Dadurch änderte sich der ethnische Charakter der Bulgaren, deren Reich den nördlichen Theil jenes Gebietes umfaßte. Hier waren die römischen Castelle und Städte den Stürmen der Völkerwanderung meist erlegen, und die römische Colonistenbevölkerung hatte sich in gebirgige Gegenden zurückgezogen. Den im Hämus Hausenden, sowie dem in den Städten ansässigen römischen Volk nebst den romanisirten Thraciern sind die heutigen Rumänen entsprossen.

Die Rumänen waren zur Zeit des Bulgarenkönigs Krum, der sein Reich mit allerlei Gefangenen erfüllte, bereits Christen und standen Ende des 9. Jahrhunderts auf der socialen Stufe der Hirten. Sie vermischten sich hierauf mit slavischem Blut und gelangten politisch und kirchlich in bulgarische Abhängigkeit. Der Bulgarenkaiser erlag endlich den Romäern, deren fürchterlichster Feind er gewesen, und das byzantinische Reich erstreckte sich Anfang des 11. Jahrhunderts bis zur Donau. Aus diesen Zeiten besitzen wir genügende Andeutungen über die Wallachen. Einige wallachische Wanderer erschlagen einen Reisenden im Jahre 976, im Jahre 1013 nennt man uns einen wallachischen Ort „Kimpulung", im Jahre 1018 werden alle Wallachen „in ganz Bulgarien" dem Erzbischof von Ochrida untergeordnet, und in byzantinischen Heeren treffen wir die Wallachen oft genug. Mitte des 12. Jahrhunderts charakterisirt sie der ge-

lehrte Rabbi Benjamin von Tudela näher. Er sagt, daß sie auf dem Hämusgebirge und in Macedonien sitzen, von den Bergen mit gemsenartiger Geschwindigkeit zuthal steigen, rauben, plündern und wie der Blitz verschwinden. Zu großer Bedeutung gelangen die Wallachen im Jahre 1185. In dieser Zeit ließ der schwache Kaiser Isaak II. Angelos, dessen Vermählungsfeierlichkeit ungeheure Summen verschlungen hatte, gewaltsam Steuern erheben, zu welchen die Wallachen beitragen sollten. Um dies in genügender Weise zu erreichen, nahmen ihnen die Executoren ihre Heerden weg, wodurch die Wallachen und Slaven, welche, wie erwähnt, ein Volk bildeten, in Aufruhr geriethen und sich unter Führung zweier Brüder, Peter und Asan, erhoben. Diese verlangten ihr Recht, sowie Aufnahme ihrer Landsleute im Heer als Söldner, und da man sie in Constantinopel thätlich beleidigte, kehrten sie in ihre heimathlichen Berge zurück und organisirten hier, einen heftigen Widerstand. Die Byzantiner besiegten in einem hartnäckigen Feldzug die beiden Brüder und diese flohen zu den Kumanen, wodurch eine frühe Freundschaft zwischen Wallachen und Petschenegen erwiesen wird. Von dort kehrten sie mit kumanischen Bundesgenossen zurück. Die griechischen Heere wurden geschlagen, und der Krieg zog sich in die Länge. Da erschien im Jahre 1179 Friedrich Barbarossa mit dem Heer der Kreuzfahrer auf serbischem und bald darauf auf moesischem Boden. Die Wallachen baten ihn um Beistand und versprachen ihm 40,000 Mann Hilfstruppen, der griechische Kaiser that dasselbe. Hätte sich der gewaltige Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation den Wallachen geneigt erwiesen, so wäre ihm das römische Reich als reife Frucht zugefallen. Ueber Constantinopel würde der germanische Adler seine Fittiche ausgebreitet haben, die Osmanennoth würde in einem anderen Lichte erscheinen und vielleicht auch die heutige Orientfrage. Der Kaiser zog weiter und der Kampf entbrannte von Neuem. Die

Wallachen vertheidigten sich glücklich in ihren Bergen, ein kumanisches Heer stieß zu ihnen, und die Romäer wurden geschlagen. Ein Bulgarenreich entstand als „wlacho-bulgarisches", in welchem die Nachkommen Asans und Peters herrschten. Allein dieser Staat hatte schwere Kämpfe zu bestehen, und sein Fortgang entsprach seiner glänzenden Geburt keineswegs. Serbiens Aufschwung stellte ihn in Schatten, und er fiel in Trümmer, als ein neues Volk in Europa auftrat. Wiederum von türkischem Stamm waren die Osmanen das letzte der von Osten in Europa einwandernden Völker und zugleich das furchtbarste. Im Jahre 1388 erlag der letzte Bulgarenkönig den Waffen Sultan Murads, und in kurzer Zeit füllte sich die Halbinsel mit neuen Ankömmlingen. Albanesen, Griechen, Slaven und Wallachen wurden unterjocht, und von den letzteren fiel ein Theil der Entnationalisirung anheim, der andere wurde nach Norden gedrängt. Vordem aber hatten bereits Wallachen das linke Donauufer betreten. Wir haben gesehen, in welch' engem Verhältniß die Wallachen zu den Kumanen standen, daß die Asanen zu jenen geflohen, daß die Kumanen mit ihnen vereinigt die Romäer bekämpften, und so ist es augenscheinlich, daß frühzeitig bald gedrängt, bald freiwillig die Wallachen nach dem Norden als Hirten kamen. Hier sagten ihnen die herrlichen Weiden Siebenbürgens zu, und sie ließen sich allmählich in größerer, immer wachsender Zahl neben den Petschenegen und Kumanen nieder. Als mit dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts die gefürchteten Kriegsschaaren der Kumanen von den wild heranbrausenden Mongolen überwältigt wurden, und ihre Reste sich theils mit diesen verbanden, theils in den Magyaren aufgingen, bei welchen auf einmal 40,000 Familien Schutz suchten, da blieben die armen wallachischen Hirten ungestört auf ihren Weiden. Bei ihnen gab es keine lockende Beute zu erwerben, und überdies scheint dieser Theil des Kumanengebietes von den schrecklichen Mongolen verschont

worden zu sein. Wann der erste wallachische Hirt den Boden Siebenbürgens betreten, läßt sich natürlich niemals nachweisen, da dies ein damals unbedeutendes Ereigniß war und niemand ahnte, daß in unseren Tagen heftige Debatten darüber geführt werden würden. Es steht mithin auch der Ansicht nichts entgegen, daß die Wallachen in einzelnen Gruppen die Fogaraser Gegend durchzogen, als die Deutschen und die Magyaren das Land betraten, und somit können sie sehr wohl die ersten Bewohner unter den drei Nationen gewesen sein. Allein in geordnetem Staatswesen und in größeren Vereinigungen war dies sicherlich nicht der Fall. Wie in Siebenbürgen, so tauchen wandernde wallachische Hirten im Süden der Balkanhalbinsel, in Serbien, in der Marmaros auf, und nach dem 13. Jahrhundert werden sie in der Wallachei und Moldau so zahlreich, daß sie beide Länder bald ganz erfüllen. Seitdem ist dieses Volk, durch seine zähe Lebenskraft befähigt, zu einer ansehnlichen ethnographischen Gruppe herangewachsen, welche, um die südöstlichen Karpathen concentrirt, in ununterbrochenem Zusammenhang drei Monarchien zum Theil bevölkert, dabei aber das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit bewahrend. So die Herkunft der Rumänen. —

Wenn aber die Lösung eines Problems auf Richtigkeit beruhen soll, muß sie die Probe bestehen. Ist unsere Geschichtsdarstellung wahr, so muß das rumänische Volk Eigenschaften aufweisen, die nur auf der Balkanhalbinsel entstanden sein können, und es müssen sich daselbst noch Spuren desselben vorfinden. Religion, Sitten und Gebräuche fallen hier nicht in Betracht, weil einerseits die Einwirkungen auf diese Factoren zu vielfach sind, als daß man sie gelten lassen könnte, und sie andererseits vieles enthalten, was mehreren Völkern gemeinsam ist. Die Sprache dagegen erzählt uns in mächtiger, untrügerischer Weise von den Geschicken einer Nation, von den Herrschern derselben, von den Völkern, mit denen sie in Berührung

gekommen. Daß in den Adern der heutigen Rumänen römisches Blut fließt, läßt sich nicht läugnen; die Grundzüge der rumänischen Sprache weisen auf das Lateinische hin, und der Umstand, daß die wichtigsten Wörter dem lateinischen entnommen, leistet dafür Bürgschaft. Nur muß man mit dem Ausdruck „römisch" sehr vorsichtig verfahren. Jene Colonisten, welche das Trajanische Dacien der Cultur gewannen, waren zu einem verschwindenden Bruchtheil Italiener, geschweige denn Römer. Sie sprachen offenbar ein verdorbenes Latein, noch verdorbener wie jenes der Bewohner Roms, von dem wir keineswegs annehmen dürfen, daß es dieselbe Mundart war, in der ein Cicero Bewunderung erregt, und dies umsoweniger als die Bevölkerung der Siebenhügelstadt in den Jahrhunderten der Weltherrschaft fremdes Blut im Uebermaß empfangen. Jene Colonisten waren in der Hauptsache Asiaten und andere Unterjochte, allein sie genügten, um den Rumänen den römischen Stempel aufzudrücken und die Erinnerung an jene Epochen bis heute in die Seele des rumänischen Volkes einzugraben. Die Botaniker unserer Zeit haben gefunden, daß alte rumänische Weiber gewisse Pflanzen als heilsam betrachten, welche schon Plinius empfohlen, und wenn die Knaben Colinde singend von Haus zu Haus gehen, rufen sie: orelui domne, orelui domne. Deutet dieses Wort nicht auf den Kaiser Aurelianus hin? Und ist es unmöglich, daß dieser Ruf in veränderter Form aus den Kehlen von jenen Tausenden und Abertausenden erschallte, die Kaiser Aurelian aus Dacien wegführte? Kein Herrscher hat so mächtig und nachhaltig in die Geschicke der Colonisten durch den erwähnten Auszug gegriffen, und die Erscheinung keines einzigen mit Ausnahme der Kaiser Trajans hebt sich so gewaltig aus jener Zeit hervor wie die seine. Ist es daher undenkbar, daß die Seele des Volkes jenen erhebenden, überaus wichtigen Moment bewahrt hat bis auf unsere Tage?

Die lateinischen Wörter im Rumänischen kommen der Ge-

sammtheit der entlehnten mindestens gleich. Weiter stoßen wir auf slavische Bestandtheile, welche nach Schaffarik ein Fünftel des Wortschatzes, nach Cihac sogar zwei Fünftel ausmachen. Diese Bestandtheile gehören fast ausschließlich dem Altslovenischen, auch Altbugarischem genannt, an und konnten somit nur auf der Balkanhalbinsel Eingang finden. Neuere rumänische Gelehrte begegnen ihnen allerdings höchst unhold, sie suchen sie zu verdrängen und durch lateinische Ausdrücke zu ersetzen, dabei nicht bedenkend, daß sie die geschichtliche Entwickelung fälschen und dem Geist der Sprache, auf deren grammatikalischen Charakter nichtlateinische Elemente Einfluß errungen haben, Zwang anthun. Am deutlichsten zeigt sich eine beherrschende Gewalt des Slavischen in dem Umstande, daß das Rumänische die Verneinung „un" durch das slavische „ne" und nicht durch das lateinische „in" gibt. Dies und der Umstand, daß die rumänische Liturgie Jahrhunderte lang die bulgarische, resp. slavische, war, deutet auf die Wiege des rumänischen Volkes im Süden der Donau. Und wie wäre es auch anders zu erklären, daß die Rumänen in Siebenbürgen dem griechischen Ritus anhängen und einen lateinischen Bischof zu der Aeußerung verleiteten, es wohne in Siebenbürgen ein Volk mit seltsamen, heidnischen Gebräuchen? Griechische Religion und bulgarische Liturgie konnten in Siebenbürgen nur als Fremdlinge erscheinen, nicht aber bei der alles bezwingenden Herrschaft der lateinischen Kirche dort entstehen.

Ein wichtiger Anhaltepunkt bei unseren linguistischen Untersuchungen ist der Gebrauch des Artikels. Alle romanischen Sprachen setzen denselben vor das Substantiv, wobei er als aus ille, illa entstanden zu betrachten ist, nur im Rumänischen kommt der Artikel hinter das Substantiv zu stehen. Eine derartige Merkwürdigkeit ist den slavischen Sprachen nicht entnommen; wo aber finden wir Seitenstücke zu derselben? Nur auf der Balkanhalbinsel, und zwar bei dem Bulgarischem und Albanesischen. In der Kirchensprache des Altbulgarischen ist

zwar kein Artikel vorhanden, im Neubulgarischen taucht die seltsame Erscheinung erst seit dem 14. Jahrhundert auf, und da sie damals im Rumänischen bestand, konnte sie zu diesem nur aus dem Albanesischen herübergezogen worden sein, mit Albanesen war eine Berührung nördlich der Donau nicht möglich, sollte aber ein so wichtiger Sprachgebrauch durch die Luft ins Karpathenland geflogen sein? — Ferner haben sich Spuren des Griechischen und Spuren des Magyarischen erhalten. Die letzteren hat das Rumänische empfangen, als es in Gestalt einer noch unfertigen Sprache mit dem Magyarischen in Verbindung trat. Und endlich, wenn die Rumänen, wie manche behaupten, seit dem Römerabzug im Lande sitzen, so muß ihre Sprache germanische Bruchstücke enthalten, zum mindesten Andeutungen von der gothischen, gepidischen, longobardischen Herrschaft. Aber die rumänische Sprache zeigt davon nichts, sie muß also dort entstanden sein, wo germanische Einflüsse durchaus unmöglich waren, und das ist immer und immer nur die Balkanhalbinsel. — Auf ihr hat sich bis zum heutigen Tag ein Schwesterstamm des rumänischen Volkes erhalten, das sind die sogenannten Macedowallachen, von den Griechen Zinzaren genannt. Die Sprache dieser Macedowallachen ist mit dem Rumänischen innig verwandt, sie verhält sich zu ihr wie etwa das Hochdeutsche zum Niederdeutschen, wie einzelne italienische Dialekte zu einander und besitzt nur mehr Gräcismen wie das Rumänische. Das letztere ist natürlich, da es auf der wieder entslavisirten Halbinsel dem Griechischen ausgesetzt war, dem sich die rumänische Sprache durch ihre Verschiebung nach Norden entzogen hatte. — Für den Umstand, daß beide Stämme, die in der Balkanhalbinsel eine gemeinsame Wiege gehabt und nur im Lauf der Zeiten getrennt wurden, nicht dacoromanischen Ursprungs sind, sondern thracoromanischen, spricht eine uralte Sitte dieser Macedowallachen, der zufolge alte Weiber klagend beim Taufact erscheinen. Von einigen thracischen Völkern ist es uns aber be-

kannt, das die Geburt eines Kindes Klagen hervorrief, und daß man sich der Freude bis zum Tode des Menschen enthielt.

Aus alledem dürfte man entnehmen, daß sich das rumänische Volk auf dem rechten Donauufer entwickelt haben muß; daß es nicht in Siebenbürgen seit den Römerzeiten seinen Wohnsitz gehabt haben kann, beweist uns mancherlei. Kein Historiker, kein Ereigniß berichtet uns von einer ansässigen Bevölkerung. Die Barbarenstürme haben Jahrhunderte lang Siebenbürgen durchwühlt, sie würden gewiß nicht eine latinisirte Bevölkerung verschont haben, die seit dem Abzug der Römer im Jahre 274 ungestört hier gesessen. Der Gothe Ulfilas wurde wegen seines Christenthums von seinen Landsleuten bedroht, dieselben würden gewiß eine christliche Bevölkerung nicht weniger hart behandelt haben. Da ist weiter ein Grieche, der bei den Hunnen weilt und uns erzählt, daß er in ihrem Lande einzelne hierher verschlagene Römer kennen gelernt, er berichtet uns aber nicht von einer zahlreichen lateinischen ansässigen Menge. Kein einziges der nach einander kommenden Völker wird mit einer solchen in einen Kampf verwickelt, und gehen wir zu der neuen Culturperiode Siebenbürgens über, so bemerken wir, daß die einwandernden Magyaren und Deutschen das Land Transilvania, im Magyarischen erdely, was dasselbe bedeutet, nämlich Hinterwald, nennen. Saß hier schon eine dichte Bevölkerung, warum nahmen sie nicht deren Bezeichnung für das Gebiet an? Zudem hören wir aus jenen Zeitepochen nichts von altansässigen Bewohnern, welche, wenn sie halbwegs zahlreich gewesen wären, gewiß seitens der magyarischen Könige einen zuvorkommenden Empfang erfahren hätten, da sie, als Grenzwächter und Culturträger dienend, das Herbeiziehen deutscher, weit hergeholter Elemente überflüssig gemacht hätten.

Die Frage über den Ursprung der Rumänen, sowie über die ersten Anfänge ihrer Geschichte haben seit Beginn unseres Jahrhunderts lebhaftes Interesse erregt, welches dadurch noch

erhöht wurde, daß die Rumänen dieser Angelegenheit eine politische Bedeutung gaben und sie zur Begründung mannichfacher, berechtigter Forderungen benutzten. Heiße wissenschaftliche Kämpfe, mühevolle Untersuchungen, ernste Studien hat diese Frage seit einigen Decennien heraufgebracht. Mancher forschende Geist ist fehlgegangen, mancher an den verschiedenartigen Klippen gescheitert, menschliche Leidenschaft hat sich hierbei oft in häßlicher Weise geäußert. Scheint es doch, als ob der tiefdenkende und scharfblickende Grazer Professor Roesler, der über diese Frage das vorzüglichste Werk geliefert, mit vollem Recht die Aeußerung gethan hat, daß die Leitha eine Grenze bilde zwischen objectiver und vorurtheilsvoller Geschichtsschreibung. Das politische Interesse und die Eitelkeit haben fast alle rumänischen Schriftsteller geblendet und sie bewogen, die Abkunft der Rumänen möglichst direct von den Römern zu deduciren, sowie auf ihre Uransässigkeit im Lande zu bestehen. Die magyarischen Autoren hinwiederum sind sämmtlich dieser Meinung entgegengetreten und haben sie mit mehr oder weniger Heißblütigkeit bestritten. In diesem Kampfe ist der Vortheil auf ihrer Seite, da sie im Rechte sind, allein ihre Arbeiten verlieren an Werth, weil sie den unbesiegbaren magyarischen Nationalstolz athmen. Dieser muß sich natürlich durch ein Volk beleidigt fühlen, welches die Kühnheit besitzt, seine Herkunft von römischem Blute abzuleiten, während es doch erwiesen ist, daß die Ureltern der Magyaren Finnen und Türken sind. Wie jener magyarische Schriftsteller, der anonyme Notar des Königs Bela, den jeder objective Forscher verwerfen muß, weder ein gewissenhafter Historiker noch ein schlichter Erzähler war, sondern sich vom Hauptfehler seines Volkes, dem Dünkel, zu phantastischen, den Seinigen schmeichelnden Ausschmückungen und Erfindungen verleiten ließ, so zeigt noch heute die magyarische Geschichtsschreibung und die ganze magyarische Literatur eine krankhafte Selbstüberschätzung. Diese verbietet jedes objective

Urtheil und beweist zur Genüge, daß das magyarische Volk in seinen besseren Klassen noch nicht jene philosophisch geläuterte Stellung gewonnen hat, die zu selbstloser, werthvoller Kritik befähigt, und deren Göttin Gerechtigkeit ist.

Ausnahmen können selbstverständlich wie überall so auch hier mit Freuden constatirt werden. Professor Dr. Torma in Budapest, sowie Graf Josef Kemeny haben sich in der wissenschaftlichen Welt einen mit Recht geachteten und berühmten Namen erworben. Ueber das uns interessirende Thema hat der Akademiker Dr. Paul Hunfalvy unter dem Titel „die Ansprüche der Rumänen" unlängst ein großes, wenigstens umfangreiches Werk veröffentlicht. In denjenigen Theilen, wo der Autor die Geschichte der Rumänen behandelt, beruht es auf richtigen, den Roeslerschen entlehnten Ansichten; insofern ist es ein gutes Buch zu nennen. Wo der Verfasser aber neuere Geschichte macht und die Ansprüche der Rumänen behandelt, wird er unwahr und ungerecht. Er spricht dann nicht mehr als ein Mann der Wissenschaft, welcher der Objectivität huldigt, sondern als der Vertreter des magyarischen Chauvinismus, der gegen die Rumänen in blinder Befangenheit eifert. Insofern ist sein Buch ein politisches und schlechtes. Kann der Uneingeweihte, der nach dem Lichte strebt, einem Mann Vertrauen entgegen bringen, der die Wissenschaft zum Dienst der Politik und des verächtlichen Nationalitätenhasses erniedrigt? — Rumänische und magyarische Schriftsteller dürfen daher bei der Lösung unserer Aufgabe eigentlich nicht in Betracht gezogen werden. Unter den Deutschen sind viele, die gefehlt, ist keiner, gegen den man nicht wenigsten den Vorwurf der Befangenheit erhoben hätte. Für diejenigen, welche das Richtige getroffen, ist Robert Roesler bisher der bedeutendste Führer gewesen und geblieben.*)

Eine gute Arbeit über dies Thema hat Prof. Schwicker zu Budapest in der Monatsschrift „Auf der Höhe" (Mai und Juniheft 1883) veröffentlicht.

Unter den Gegnern erscheinen in erster Linie diejenigen, welche, wie der Siebenbürger Wilhelm Schmidt, annehmen, die Rumänen seien Abkömmlinge der romanisirten Dacier, die sich mit anderen Volkselementen vermischt. — Darüber sind alle Autoren einig, daß die Volkszahl der Dacier in den letzten Kriegen mit Trajan ungeheuer gelitten, sowie daß einzelne Gegenden des Landes als entvölkert zu betrachten sind. Die Colonisirung derselben auf Basis der Dacier soll die Entstehung des rumänischen Volkes bewirkt haben. Prof. Dr. Jung, ein Schüler Mommsens, meint, schon die nächste Generation der Dacier hätte sich dem römischen Wesen freudig angeschlossen. Wir wissen jedoch, daß von einer solchen Vereinigung keine Rede gewesen sein kann, daß sich im Gegentheil die geschlagenen Dacier in barbarische Gegenden zurückzogen, d. h. nach Ost und Nord, und daß sie zu verschiedenen Malen in das römische Reich einfielen. Die unter den Römern lebenden Dacier können nur wenig zahlreich gewesen sein, da in den Trajanischen Feldzügen beiderseits mit so viel Heldenmuth und entbranntem Haß gefochten wurde, daß Pardon selten eintrat, und was man von späteren Gefangenen angesiedelt, dürfte wohl ebenso wie die aus Neigung dem Romanismus Zugethanenen bei dem Aurelianischen Auszug über die Donau verpflanzt worden sein. Die zuletzt erwähnten Abtrünnigen waren vorhanden, wenn auch offenbar in geringer Zahl. Treten uns doch selbst aus dem Heldenvolk der Germanen reckenhafte Gestalten entgegen, welche sich von römischem Luxus und von römischem Gold bethören lassen, und über deren Bild der unheimliche Schatten des Verraths verdüsternd schwebt. Als das Jahr 274 herannahte, die Barbarenstürme im Norden und im Süden mit verheerender Gewalt auftraten und Kaiser Aurelianus die Volkshaufen sammelte, um das Land ganz aufzugeben, da hat sich ihnen auch das Häuflein der abtrünnigen Dacier angeschlossen. Die

Renegaten mußten es thun, da sie sonst vom Zorn ihrer Landsleute schwer getroffen worden wären.

Bei dem Abzug der Römer knüpft eine zweite Lesart der Gegner an. Joan Slavici und vor ihm Bielz und viele Andere haben mit großer Beredtsamkeit plausibel zu machen gesucht, daß sich in den Karpathen wunderschöne Schlupfwinkel vorfinden, und in diese unzugänglichen, wie Zaubergärten unentdeckbaren Löcher lassen sie von jedem erscheinenden Volk einige Individuen als Trümmerhaufen flüchten; so von den römischen Colonisten, von den Daciern, den Gothen, Gepiden 2c. Dieses Conglomerat, meinen sie, sei darauf angewiesen gewesen, „im Kampf ums Dasein" mit einander friedlich zu leben, es habe sich erhalten und bilde die heutigen Rumänen. Für uns kommt nur die Frage in Betracht: haben sich die Reste bei der Auswanderung gesondert, und sind sie im Trajanischen Dacien verblieben? — Die Räumung geschah freiwillig, Niederlagen durch die ungestüm drängenden Barbaren haben sie nicht beschleunigt, infolge dessen wird ein jeder Zeit gehabt haben, sich und seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Blieb aber ein Colonist zurück, so war er der Willkür der Barbaren preisgegeben, und diese hätten ihn vermuthlich unglimpflich behandelt. Auf der einen Seite stand ihm Knechtschaft oder Tod bevor, auf der anderen winkte ihm die Möglichkeit, unter dem Schutz der römischen Legionsadler sein Culturleben weiterführen zu können. Ich glaube, der Entscheid wird nicht schwer gewesen sein; er läßt die obige Hypothese als unbegründet erscheinen.

Und wenn nun eine romanisirte Bevölkerung von jeher im Lande gelebt, so müssen die topographischen Namen, die uns allein als Richtschnur dienen können, davon erzählen. Halten wir jedoch Umschau, so finden wir gar nichts, wodurch der Volksgeist seine Abkunft und seine Bodenständigkeit kund gibt. Die rumänischen Namen der Berge und Flüsse bilden eine geringere Zahl, die slavischen dagegen eine bedeutendere Menge,

römische fehlen ganz. Sogar Sarmezigethusa, diese mächtigste aller altsiebenbürgischen Städte, erscheint unter dem slavischen Gewand Gredistie. Magyarische deutsche Chroniken des 11. und 12. Jahrhunderts führen uns viele Flüsse und Orte vor, kein einziger von ihnen deutet auf die Rumänen hin. Die Ortsnamen erzählen uns noch ganz andere Dinge, sie berichten uns, daß die Rumänen in der ersten Zeit nur als Hirten und Hörige im Lande gewesen sind. Sie sind häufig den beiden anderen Landessprachen entnommen und dem Rumänischen nur angepaßt. So Ujvar rum. Uiora, Hatszeg rum. Hatiag, Klausenburg rum. Clusiü, Enyed rum. Aiudü, Schäßburg, magy. Ségesvar rum. Segisvara und Hermannstadt Sibiü, das kommt vom Cibin-Fluß ebenso gewiß her wie das magyarische Szeben. Andere Ortsnamen sind mit dem magyarischen fast identisch; so Dees rum. Desiu, Bihar rum. Bihor, Thorda, Turda, Brasso, Brasiovü.

Aus alledem geht hervor, daß das Vorhandensein einer dacoromanischen Race ein leeres Phantasiegebilde ist, welches durch nichts zu begründen und zu rechtfertigen ist, gegen welches vielmehr alle Umstände widerlegende Zeugnisse darbieten.

Zum Schluß noch ein Wort über die Nachkömmlinge der Thrakoromanen, früher „Wallachen“ genannt, ein Ausdruck, den sie verwerfen, obgleich in seiner Bedeutung „Wälsche“ die Anerkennung ihrer römischen Abkunft ausgedrückt ist. Die Rumänen haben geglaubt, ihre Uransässigkeit im Lande nachweisen zu müssen, um, darauf fußend, Rechte, die man ihnen ungerechter Weise vorenthalten hat, endlich zu erringen. Ein doppelter Irrthum. Erstens ist ihr Autochthonenthum Fiction, zweitens politisch gefährlich und chauvinistisch verwerflich. Viel klüger würden die Rumänen handeln, wenn sie auf Grundlage der Vernunft und Humanität ihre Ansprüche erhöben und im Uebrigen sich durch geistige Thatkraft, sowie durch Besserung der ökonomischen Verhältnisse eine geachtete Stellung zu ver-

schaffen suchten. Wahr ist es, frühere Jahrhunderte haben sich schwer an der Seele eines begabten Volkes vergangen und in ihr mit eisernem Griffel düstere Geschichten von menschlicher Unduldsamkeit eingegraben, und wenn der Blick auf unsere Zeit fällt, so verdüstert er sich bei dem Bewußtsein, daß diese in mancher Hinsicht große Aehnlichkeit mit dem Barbarismus besitzt. Doch das rumänische Volk ist von zäher Lebenskraft, es hat Jahrhunderte lang widerstanden und wird wie seine jetzigen Leidensgenossen, die culturell so hoch stehenden und schätzenswerthen Siebenbürger Sachsen ausharren, bis freundlichere Zeiten erscheinen und die düsteren Wolken schwinden, auf denen mit schwarzen Buchstaben die Erinnerung an eine unheilvolle, entsetzliche Vergangenheit geschrieben steht! —

VII.

Im Goldland. — Ueber Zalatna nach Karlsburg. — Vajda-Hunyad und sein Schloß. — Das Hatszeger Thal. — Die Thierwelt Siebenbürgens. — Petroseny und seine Steinkohlenlager. — Im Gebirge. —

Südlich von Topanfalva beginnt eine neue Bergwelt mit einem anderen Charakter, als ihn die westlichen Berge zur Schau tragen. Die Abhänge sind nicht so dicht bewohnt, die Hügel, über die man bei Skerisora stundenlang ziehen kann, ohne die Menschen mit ihren Feldern aus dem Blick zu verlieren, fehlen fast vollständig, dagegen sind die Felsen rauh, bewaldet und erzhaltig; die Menschen werden von dem glänzenden Metall beherrscht, nach dem sie ringen. In diesen dunkeln Bergen haben die einstigen Weltbeherrscher nach Gold gewühlt, und was sie geliebt, war den nach ihnen Kommenden gleichfalls theuer: die Art und Weise der Gewinnung ist wohl im Zeitenlauf eine andere geworden, die Sucht nach dem Metall ist dieselbe geblieben. — Wir verlassen Topanfalva an einem regnerischen Morgen und ziehen im Thal des herabkommenden Abrudbaches hinauf. Welch' ein Lärm dringt an unser Ohr! Aller zehn Schritt gewahren wir eine mühlenähnliche Hütte und sehen, wie eine Stampfe auf- und niedergeht. Das sind die unzähligen Pochwerke, die zur Gewinnung des Goldes verhelfen. Aus den dunkeln Bergen führt man den Leuten goldhaltiges Gestein gegen Entschädigung zu, und sie selbst schütten es hierauf unter die acht bis zwölf mit Eisen beschlagenen Schösser,

welche, unaufhörlich auf- und niedergehend, das Gestein zerstampfen und es zu Brei zermalmen. Aus diesem wird durch Waschung das Gold klar gelegt, sowie das unreine Material beseitigt, wodurch die meisten der hier wohnenden Menschen Beschäftigung erhalten. Ein Jeder von ihnen hat Antheil an einem Pochwerk, und während er in demselben Tag und Nacht arbeitet, hütet sein Weib da oben auf dem Hügel die Kühe und bestellt die Felder.

Nach geraumer Zeit treffen wir auf das ärarische Werk von Gura-Rosi, ein riesiges Gebäude, in dem die beschriebenen kleinen Stampfen in großem Maßstabe auftreten, Schösser in gewaltiger Anzahl, und wo in einem besonderen Raum eine ganze Armee von Drehscheiben mittelst Quecksilber das Gold absondert. In östlicher Richtung eröffnet sich ein Thal, welches nach Verespatak, dem altberühmten römischen Bergort geleitet. Eine kleine Bahn, auf der winzige, von Pferden gezogene Wagen das Gestein dem ärarischen Werk liefern, läuft neben uns, und auf der rechten Seite erheben sich Pochwerke, an deren Besitz oft 6—8 Leute participiren, und deren Stampfen fortwährend in Bewegung sind, vorausgesetzt, daß genügendes Wasser zum Betrieb vorhanden. An diesem Element ist im Thal großer Mangel, und um dem einigermaßen abzuhelfen, sammeln die Leute Regenwasser, das sie nach bestimmter Zeit thalabwärts laufen lassen. Wie ungleich bequemer leben dagegen jene Hüttenbewohner, die uns im Abrudthal begrüßten, und welche, nachdem sie das bedeckende Wasser weggepumpt, oft Sand aus dem Fluß heben, um mit Hilfe ihrer Schüsseln von demselben das Gold zu scheiden! Verespatak taucht nach einer Stunde vor uns auf, und wir halten in dem freundlichen Oertchen unseren Einzug. Saubere Häuser bilden dasselbe, und das nämliche gilt auch von den übrigen Ansiedelungen im Golddistrict, ein Beweis für die Wohlhabenheit der Einwohner. Unmittelbar über dem Ort streckt der gewaltige kahle Kirnik sein Haupt zum Himmel.

Ihm ist ein merkwürdiges Schicksal zutheil geworden, haben ihn doch die mannichfachsten Völker zerwühlt! Wohin wir blicken mögen, überall schauen aus dem harten Gestein Mundlöcher der verlassenen und betriebenen Stollen hervor. Die Gruben gehören meist einem Besitzer, oft einer größeren Gesellschaft (Gewerk), deren Ziel es ist, das Gestein ins Thal hinabführen zu lassen. Gediegenes Gold wird selten gefunden, zuweilen zeigt es sich in Blättern oder in kleineren Körnern; Goldklumpen, wie sie in Australien und Californien dem habgierigen Menschen zufallen, sind hier unbekannt, nur vor einigen Jahren ist man auf ein Stück von 2 Münzpfund gestoßen.

Auf der Ostseite des Kirnik befindet sich die Csetate mare und die Csetate mike. Wir steigen zu ihnen empor und treten endlich durch einen Felsenpaß in die erstere ein. Ueberrascht stehen wir still und überlassen uns ganz dem Zauber des seltsamen Bildes. Sind wir im Krater eines erloschenen Vulkans, oder geriethen wir in eine Felsenburg? Nicht mit Unrecht hat man diesen von hohen Felswänden umgebenen kesselförmigen Raum „Festung" (csetate) genannt. Um uns herum hohe, zerrissene, zackige Felsen und in ihnen zahlreiche Gänge und Mundlöcher. Das ist das große, bewunderungswerthe Werk der Römer. Ihnen stand kein Dynamit und kein Pulver zur Verfügung, um den starren, trotzigen Felsen zu beseitigen und zu zermalmen, sondern langsam und beharrlich konnten sie unter Aufwendung des größten Fleißes diese Felsenburg hervorrufen. Von oben herab haben sie durch Sklaven in das Innere des Berges eine Oeffnung geschlagen und von hier aus die Stollen getrieben; eine harte Arbeit. Mit Feuer wurde der Fels mürbe gemacht, und erst nach längerem „Feuersetzen" konnte er mit Hammer und Schlägel bearbeitet werden. Heute gehört diese Felsenburg einer Gesellschaft, und von den Römern ist nichts geblieben als die Münzen, die Werkzeuge und die Cereattafeln. Das sind kleine Holztäfelchen, auf denen Verträge und Rech-

nungen in einen Wachsüberzug eingeritzt sind. Im Jahre 1780 fand man in einem alten, mit Vitriolwasser angefüllten Verhau drei dieser aus Fichtenholz erzeugten Tafeln; 8 Zoll lang, 5 Zoll breit. Von zweien ist je eine Seite, von der dritten sind beide Seiten mit Wachs überkleidet, in welches mit erwärmtem Griffel geschrieben wurde. Durch entsprechend in den längeren Seiten der Tafeln angebrachte Löcher konnte ein Bindfaden gezogen und somit die drei Stücke als ein Büchlein betrachtet werden. Aus dem Jahre 167 stammend, beginnt der zweimal auf diesen Tafeln in Cursivschrift mitgetheilte Text auf Tafel 3, setzt sich auf der zweiten Seite von Tafel 2 fort und wiederholt sich auf pag. I Tafel 2 und Tafel 1 dargestellt, daß ein Theil der 1. Seite der 2. Tafel noch die Namen von sieben Zeugen enthält. Diesen kostbaren Fund erlangte das National-Museum in Budapest gegen 2000 Gulden. Im Jahre 1855 wurden in der Katharinengrube zwei weitere römische Täfelchen mit Cursivschrift in Wachs gefunden, wovon auf der zweiten Tafel selbst die Siegel ziemlich gut erhalten sind. Das eine stellt eine Axt, das andere einen Reiter dar. Auch diese Stücke sind nach Budapest gewandert. Eine ganze Anzahl solcher Hinterlassenschaften behoben im Jahre 1854 die Schichtenhauer in einer Grube bei Korna, an der Südseite des Berges Kirnik. Manches davon erwarb die Hauptstadt, vieles wurde bei der Reinigung zerstört. Eine Tafel kam nach Blasendorf, wo sie Cipariu entzifferte und später Mommsen diese Uebertragung verbesserte.

Unter dem Gipfel des Kirnik dehnt sich die ärarische Grube aus. Wir besteigen einen kleinen Wagen, und ein Pferd führt uns auf einem Schienenweg in die dunkle Welt hinein. Ziemlich schnell dringen wir vor. Die engen Felsenwände neigen sich bedenklich zu einander, und es scheint oft, als sollten wir anstoßen und als wäre unserem Vorwärtsdringen ein Ziel gesetzt. Stellenweise ist der Gang gemauert, stellenweise mit Holz überkleidet, oft zeigen sich Nummern, mit denen man die Klüfte

markirt hat. Das sind beim Vermauern freigelassene Stellen, an denen man einst Hoffnungsgänge zu treiben gedenkt. Dann wieder geht der Gang an Luftlöchern vorüber, die bis zur Spitze des Berges reichen und der atmosphärischen Luft den Zutritt ermöglichen. Auf Leitern steigen wir in die unteren Kammern. Hier befördert eine große Maschine das sich sammelnde Wasser nach oben, während eine Luftpumpe atmosphärische Luft nach unten zieht. Jetzt dringt uns Rauch und Qualm entgegen, ein Zeichen, daß die Arbeiter soeben gesprengt haben, und gleich darauf legt unser freundlicher Führer eine Dynamitpatrone, die sich nach einigen Minuten unter donnerartigem Getöse entladet. —

Von Gura-Rosi gelangen wir nach Abrudbanya, einem stillen Ort, der aber heute durch den Wochenmarkt außerordentlich belebt ist. Motzen und Motzinnen tummeln sich durcheinander und mischen sich mit den ansässigen Rumänen, deren Typus darauf hinweist, daß es eine Zeit gegeben, wo sie in anderer Zunge gesprochen. Zigeunermusik an allen Ecken und Enden! Dort aber wo im weiten Ungarlande Zigeuner schalten und walten, herrscht auch Fröhlichkeit! Welch' ein goldenes Leben führen diese im Goldlande ansässigen Zigeuner! Hier ist der Bauer ein Edelmann; er läßt sich von ihnen aufspielen und reicht ihnen die Guldenscheine ebenso gern wie wo anders die Zehnkreuzerstücke. Hier tritt so recht das Verführerische des schnöden Metalls zu Tage! Lustig wollen die Leute leben, ebenso sorglos wie der Weinbauer, der in diesem Jahre über seine goldenen Trauben jubelt und mit vollen Zügen das Leben genießt, um im nächsten Jahre zu darben. Heute hat der Goldarbeiter einen guten Ertrag erzielt, heute muß er fröhlich sein, morgen verdient er wenig, auch gut, er wird morgen hungern. Leichtsinnig macht das Gold den Menschen, es bildet ihn zum Verschwender, und da, wo er so ist, hat der Zigeuner ein gutes Feld. Ein fröhliches Völkchen

hat sein Heim in diesen Thälern, Sonntags wird fleißig getanzt, und die Tracht der Leute ist dem Goldlande angemessen. Besonders stattliche Männer sind die Bucsumer, sie erregen vor allen anderen unsere Aufmerksamkeit. Heutigen Tages bewohnen sie als gute Rumänen das nächste Gebiet um Abrudbanya, einst müssen sie indessen Deutsche gewesen sein, und zwar vermuthet man in ihnen romanisirte, von der Regierung hierher verpflanzte Zipser. Unmöglich dünkt mich dies nicht, denn der Umstand, daß sie trotz des confessionellen Unterschiedes zu Rumänen geworden, fällt hier nicht ins Gewicht. Beim Entnationalisiren spielt die Religion eine wichtige Rolle, und wenn ein deutsches Dorf die Wahl hätte, magyarisch oder rumänisch zu werden, so würde es sich gewiß instinctiv für das erstere entscheiden, weil seinen Bewohnern die Religion der Magyaren näher steht als die der Rumänen. Die Toroczkoer sind offenbar zum Theil aus diesem Grunde Magyaren geworden, die Buscumer aber mußten Rumänen werden, weil sie inmitten einer ihnen an Zahl überlegenen romanisirten Bevölkerung saßen. Unter den Buscumer „Goldmenschen" sieht man kernige, kräftige Gestalten mit gewaltigem Brustkorb und von hoher Statur, dazu sind ihre Gesichter breit und massig. Viele von ihnen besitzen ein ansehnliches Vermögen, welches sich bei einigen auf 50—80,000 fl. beläuft. Einer ist ein vornehmer Herr, er haust am Fuß der Detunata und überläßt den Zigeunern an manchem Tage 50 Gulden.

Die Gemeinde Bucsum gehört zu der Kategorie jener rumänischen Gebirgsorte, deren Eigenthümlichkeiten wir bereits kennen gelernt: sechs Kirchen, sechs Schulen und dazu ein Umfang von mehreren Quadratmeilen. Von einem Theil seiner isolirt stehenden Häuser wird jene Basaltwelt umschlossen, die als Detunata zu europäischer Berühmtheit gelangt ist, und zu welcher nur noch in Schottland Seitenstücke vorhanden sein sollen. Wer freilich den Berg an sich betrachtet, dem wird er nur

wenig Bewunderung abringen, wer aber die Seltenheit solcher Formationen zu schätzen weiß und Sinn für derartige Erscheinungen besitzt, dem wird diese Naturmerkwürdigkeit nie aus dem Gedächtniß schwinden. Bei einer Gruppe von dichtgedrängten Bucsumer Häusern reiten wir den Berg hinan, bis wir einen Tannenwald erreichen, in dem halbverfaulte Bäume uns den Durchzug erschweren. Auf eine Lichtung tretend, präsentirt sich uns der kegelförmige Berg, und wir können die rinnenartigen Linien beobachten, die an ihm herablaufen und ihn als eine weiche Masse mit Einschnitten erscheinen lassen. Von der Seite erobern wir seinen Gipfel und klettern auf den vielseitigen und vielkantigen, in schräger Richtung auf- und nebeneinander geschichteten Basaltsäulen hin. Auf ihnen gelagert dürfen wir uns ohne Gefahr über den Kamm neigen und die schroff abfallende Seite des Berges bewundern. Auf der Lichtung unter uns bemerken wir unsere Pferde, über denen wir jetzt mehr als 100 Meter erhaben sind. Das ganze Bild gewährt mit dem am Fuß gelegenen Gestrüpp, mit den umgestürzten Baumstämmen und der kleinen Eishöhle, wo sich trotz der geringen Höhe selbst im Sommer Eis hält, einen eigenthümlichen, melancholischen Anblick, es gleicht einer vernachlässigten Werkstätte der Natur. Die Aussicht ist unbedeutend, einige Höhenzüge, einige benachbarte Berge, Häuser von Bucsum bilden die Objecte. Das Interessanteste, was man vom „niedergedonnerten Berg" aus erblickt, ist eine zweite Basaltmasse, die Detunata Flokosza und hinter ihr die Korabia. Die letztere ist ein mächtiger, bedeutender Berg, über den fast beständig eine rauhe Luft streift. Auf ihm hatten die Römer nach Gold gegraben, noch stößt man da oben, wo heute nur ein unbedeutendes Werk im Betrieb steht, auf einen Friedhof für römische Soldaten, auf einen eben solchen für Sklaven bestimmten und auf die Rinnen einer Wasserleitung.

Von Bucsum führt uns die Poststraße nach dem Süden. Die

letzten Häuser des Ortes sind bald entschwunden, und wir betreten eine romantische Gegend. Die Tannenbäume nähern sich uns auf beiden Seiten und bilden reizvolle Wendungen und lauschige Plätze Kein Mensch, kein Thier ist zu sehen, zuweilen ragt nur ein Felsblock aus dem Grün hervor. Uns dünkt es, als müsse hinter jedem der Steine ein Räuber hervorspringen. Unheimlich und verlassen erscheint die Gegend, ein Eindruck, den der düstere Himmel noch verstärkt, da sein mit Nebel verbundener Niederschlag bis auf zehn Schritt jede Umschau verhindert. Die Gegend eignet sich vortrefflich zum Ueberfall, wie es die Geschichte auch zur Genüge bestätigt. Im Jahre 1848 zog an dieser Stelle die aus Abrudbanya vertriebene magyarische Heeresabtheilung unter Major Hatvani in wilder Flucht dahin. Da wurde es plötzlich zwischen den Bäumen und zwischen den Felsblöcken lebendig, rechts und links brachen die Rumänen hervor, hauptsächlich Bucsumer Leute. Ein furchtbares Gemetzel entstand, an dem die schönen Bucsumer Frauen Theil nahmen, deren Hand manchen Feind ihres Volkes ins Jenseits beförderte. Wenige entkamen, auch die sog. deutsche Todtenkopflegion von 400 Mann ging größtentheils zu Grunde. — Während diese Bilder vor unserer Phantasie aufsteigen, wird der Nebel dichter und der Regen heftiger. Die Gegend wird hochromantisch und immer wilder. Gewaltige Berge treten zusammen, sie stürzen scheinbar über einander, Bäche und Flüsse eilen ins Thal herab, und wir fahren auf der schmalen lehmigen Straße hinauf, hinab, bald dorthin, bald dahin. Wahrlich, so räthselhaft sind diese Berge gruppirt, und so seltsam windet sich die Straße, daß es uns dünkt, als wären wir verurtheilte schwache Geschöpfe, die ewig in einem Labyrinth herumirren müssen, oder als ob uns ein neckischer Kobold im Kreise herumzöge. Wild ist zudem der neben uns hineilende Bach, er ist von heftigem Regen angeschwollen und nimmt alles mit sich, was er bewältigen kann: Zweige, Pflanzen, Erdreich. Dort

entreißt er dem Boden einen kleinen Busch, hier rutscht eine beträchtliche Menge Geröll in ihn hinab. Das ist der Kampf in der Natur! Ueber uns bemerken wir die sich in Serpentinen windende Straße, ein Ende ist indessen noch immer nicht abzusehen, kein Entrinnen winkt aus diesem Chaos. Das ist ein Stück Backonywald, das ist das romantische Siebenbürgen, das „Bärenland"! Eine Stunde lang schleppen wir uns auf der kothigen Straße dahin, dann erlöst uns ein Thal aus der peinlichen Einsamkeit. Einige menschliche Wohnungen begrüßen uns; dürftige Wohnungen mit Kukurutzfeldern. Allmählig schwindet die Romantik, und in dem erweiterten Thal bietet sich das altbekannte Zalatna, Sitz der Berghauptmannschaft in Siebenbürgen, mit zahlreichen Schmelzöfen und ansehnlichen Gebäuden. In ihm residirt ein ganzes Heer von Beamten: Oesterreicher, Böhmen, Magyaren, Rumänen. Die Deutschen sind unter ihnen noch zahlreich vertreten, sie sind meist unter der Bach'schen Regierung eingewandert und verblieben, obgleich man offen darnach trachtet, sich ihrer auf angemessene Weise zu entledigen und sie durch magyarische zu ersetzen. Am Ende des Ortes stoßen wir auf große Ruinen, das sind die Reste der 1848 bei der Zerstörung ein Opfer der Motzen gewordenen Gebäude. Grausam hat man damals gewüthet, nicht nur an Menschenleben, sondern auch an geistigem Material. Werthvolle Bibliotheken hat man zerstört, verbrannt, oder in den Fluß geworfen, und wenig davon ist auf so wunderbare Weise gerettet worden, wie einige jüngst in Blasendorf entdeckte Documente. Als ein dortiger Geistlicher auf einem Spaziergange an der Hütte eines Zigeuners vorüberschritt, bat ihn dieser einzutreten, da er ihm etwas zeigen wolle. Der Geistliche that es und fand zu seiner Ueberraschung wichtige Schriften. Der Zigeuner hatte dieselben seit jener wilden Zeit aufbewahrt und sie oft gegen die Angriffe seines Weibes vertheidigt, welches sich in dem alten Papier gutes Feuerungsmaterial versprach.

Daß der Geistliche gegen ein geringes Trinkgeld die Manuscripte rettete, ist einleuchtend.

Zalatna nimmt in der Geschichtschronik der Revolution eine düstere, blutbefleckte Seite ein. Kaum eine halbe Stunde hinter der Stadt passiren wir eine Stelle, wo man 800 Männer, Weiber und Kinder abgeschlachtet hat. In jener kleinen Niederung hielt man sie gefangen, und am anderen Morgen führte man die Unglücklichen wenige hundert Schritt weiter, worauf das Gemetzel begann. Kein Denkstein, kein Kreuz bezeichnet den Ort, wo 800 Unschuldige begangene Sünden büßen mußten. Heute wächst Kukurutz auf der Stätte, wo ihre Leichen verwesen, und wer ohne Wissen vorüberfährt, ahnt nicht, welches Drama sich an dieser unscheinbaren Stelle abgespielt. Man hat allerdings den beklagenswerthen Opfern ein Denkmal errichten wollen, allein es ist einleuchtend, daß eine solche Handlung nicht mit unserer von unseligem Nationalitätenhaß zerütteten Zeit harmonirt. Kommenden, vernünftigeren Generationen bleibt eine solche That vorbehalten. Indessen, wenn diese erscheinen, hat man vielleicht die Todten längst vergessen. — Die Sonne bricht zwischen den Wolken hervor und die milder werdende Landschaft bildet einen Gegensatz zu den düsteren Erzählungen dieses Platzes. Wir kommen an einigen Dörfern vorbei und fahren in dem erweiterten Thal des Ompoly hin. Es ist sehr arm an landschaftlichen Reizen, und seine Schlichtheit wird nur durch die starren Spitzen einiger Berge unterbrochen, welche hinter den Höhenzügen gleich spitzen Nadeln hervorragen. Endlich erreichen wir den Ausgang des Erzgebirges und steigen in die Ebene der Maros hinab. Eine Festung, eine Stadt erhebt sich vor uns, wir sind in Karlsburg.

Die Stadt Karlsburg trägt so viele verschiedene Namen wie kaum ein zweiter Ort. Die alten deutschen Colonisten kannten sie als Weißenburg, die Magyaren bezeichnen sie als Gyula Fehervar, die Rumänen behaupten, daß sie schon zur Römerzeit

als Alba Julia existirt und hier Bischöfe residirt haben, heute nennen sie die Stadt Belgrad, das bedeutet die weiße Stadt. Sie liegt in dem ziemlich weiten Marosthal, in welchem außer allen Getreidearten auch Melonen angebaut werden. Sonst cultivirt man diese Früchte nur noch an einigen Orten im Lande, Rübsen und Raps*) trifft man dagegen selten, und der Blick schweift nicht wie in Deutschland über weite Flächen, auf denen sich diese gelben Pflanzen ausdehnen. Auch Zuckerrüben werden in Siebenbürgen wenig gebaut, obwohl diese Früchte den besten Ertrag der Felder bieten. Zudem existiren im Lande keine Fabriken, vor Jahren befand sich wohl eine solche in Hermannstadt, allein sie hat bankerottirt, und so kommt es, daß man die Rüben thörichter Weise nur als Viehfutter benutzt. Der Tabakbau hat seit dem Jahre 1854 stark abgenommen, Kartoffeln werden noch immer zu schwach gepflegt, dagegen gewinnt der seit 1611 in Siebenbürgen bekannte Maisbau an Ausdehnung.

Die größte Merkwürdigkeit von Karlsburg ist die Festung. Sie erhebt sich mit ihren Wällen und zahlreichen Gebäuden auf einem unbedeutenden Hügel, westlich von der Stadt. Leicht erzwingen wir den Eingang in die Feste und betreten deren Inneres. Es gleicht einem großen Complex von Amts- und Staatsgebäuden. Kasernen steigen stolz vor uns auf, aus welchen Soldaten zur Stadt hinabschreiten, die Residenz des römisch-katholischen Bischofs leuchtet uns entgegen, dann das Bathyanische Institut mit der Sternwarte, einer Bibliothek,

---

*) Man erzeugte im Jahre 1874 in Siebenbürgen:

Weizen	4,359,004	n. ö. Metzen.
Gerste	648,671	„
Hafer	2,204,204	„
Mais	10,054,466	„
Kartoffeln	1,300,325	„
Tabak	5,619	W. Ctr.
Rüben	260,302	„

Münzen- und Antikensammlung. Eine kleine Promenade bildet den Glanzpunkt, zwischen deren Büschen und Bäumen sich ein Denkmal hervorhebt. Man hat es zum Gedächtniß an einen tapferen Krieger, der 1849 sein Herzblut gelassen, errichtet: Oberst Losenau. Dahinter reiht sich Gebäude an Gebäude, und am nordwestlichen Ende der Festung stoßen wir auf eine Infanteriekaserne, die von Gabriel Bethlen erbaut wurde und ursprünglich für die zu Karlsburg gegründete Hochschule bestimmt war. An ihr lehrte ein Mann, der in der deutschen Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz einnimmt, und den das deutsche Volk mit Recht zu den Besten unter seinen Altvordern zählt: der von 1629—1630 hier lebende Martin Opitz. Die schönste Zierde der Feste ist die altehrwürdige Kirche vor dem erzbischöflichen Palais, altersgrau, von unregelmäßiger Bauart, aber weithin ins Land sichtbar. Wir vertiefen uns in ihren großen Raum, und der Geist mittelalterlicher Romantik überkommt uns. Unter den steinernen Platten, umfangen von dem jahrhundertjährigen Bau, ruhen sie, die oft glückbringend, oft unheilvoll in die Geschicke des Landes gegriffen, die siebenbürgischen Fürsten und Großen. Da schläft Johann Hunyady, der Held der Christenheit, dort sein unglücklicher, enthaupteter Sohn Ladislaus, die Königin Isabella und ihr Sohn Siegmund, Michael Apafi I. und Stefan Bocskai, endlich Markgraf Johann von Brandenburg. Ein glänzender Kreis ist zusammengekommen, und nichts ist von all' der Macht und der Ehre ihres Lebens übrig geblieben, sie sind vergessen, vergessen über den neuen Geschlechtern, die heraufgestiegen. Das Volk hat neue Sorgen, die moderne Wissenschaft beschäftigt sich wenig mit ihren reckenhaften Gestalten, und ihre Freuden und Leiden interessiren nur denjenigen, der in den alten Chroniken herumwühlt, und über den Bildern, die seine Phantasie heraufbeschwört, den warmen Sonnenschein da draußen vergißt.

Jetzt pfeift unten im Thal das Dampfroß, einen leisen Miß-

ton hervorrufend. Wir verlassen die von Karl VI. in den Jahren 1715—38 auf den Ruinen des alten Weißenburger Schlosses erbaute Festung und scheiden von der Stadt, in welcher zahlreiche Israeliten wohnen. Zur Rechten steigen in dunkeln Massen die Höhen des Erzgebirges schroff empor, zur Linken weichen die Berge zurück. Wir nähern uns Alvincz; es liegt da drüben am Fuß des Erzgebirges, ehemals als deutsches Weinz ein stattlicher Ort, heute spricht niemand von ihm. Die Bevölkerung ist magyarisch und rumänisch, zum Theil auch bulgarisch. Man hat im Jahre 1690 von den Türken verscheuchte Bulgaren ins Land aufgenommen und sie zu Alvincz und Broos angesiedelt. Sie zählten im Jahre 1772 50 Familien, 1791 aber nur 31 Familien. Im 15. Jahrhundert und später kamen Serben; sie waren gegen Anfang unseres Säculums 136 Familien stark. Eine ihrer Ansiedelungen war Reußdorf bei Hermannstadt, dessen Bewohner aber bald mit Beibehaltung ihrer evangelischen Religion zu Rumänen wurden. Der schmucke Bahnhof von Alvincz ist zugleich Haltestelle für Mühlbach, einer vielgenannten ehemals deutsche Stadt, die durch Mongolen und Osmanen viel gelitten. Sie liegt auf der anderen Seite an den Ausläufern des Gebirges und entzieht sich unseren Blicken. Und weiter geht es und immer weiter, blaue Berge, blauer Himmel, eine laue Abendluft und dazu die Strahlen der scheidenden Sonne! Sie brechen sich an den Massen des Erzgebirges und überziehen dessen Berge mit holdem Glanz. Dort drüben liegt Broos (Szaszvaros), etwas kleiner wie Mühlbach hat es wie dieses das Schicksal, daß seine deutsche Bevölkerung schwindet. Nur die Bauart der Häuser kennzeichnet es als altsächsische Stadt; vorüber; ein Fluß wird übersetzt, ein zweiter, ein ungeheurer Trachytberg, der Arany, tritt plötzlich jäh in das Thal herein, und in seiner Nähe passiren wir einen dritten Fluß. Das ist die Strell, in der sich oft Lachse von 2—3 Fuß Länge tummeln.

Dort ist die Stelle, wo sich der zurückweichende Bem den Oesterreichern und Russen entgegenstellte und sie in heißem Ringen zurückwarf. Gleich darnach erreichen wir Piski, bis vor Kurzem ein kleines Oertchen, aus dem heute eine stattliche Bahncolonie von 1000 Seelen geworden ist. Zierliche ärarische Häuser und Maschinenetablissements steigen auf, Ingenieure begegnen uns, kurz alles deutet darauf hin, daß diese Niederlassung in wenig Jahren zum commerziellen Mittelpunkt der Umgegend werden wird, zumal da von hier aus die Zweigbahn nach Petroseny führt. Etwas weiter im Westen liegt Deva, Vorort des Comitates Hunyad. Auf den ersten Blick erkennen wir in ihm ein echt magyarisches Städtchen, freundliche, weiße Häuser, reinliche Straßen, aber kein Verkehr in denselben. Todt ist es hier, entsetzlich todt, und damit steht die Ruine des auf hohem kegelförmigen Berg gelegenen Schlosses im Einklang. Es beherrscht die Stadt und war einst ein wichtiger strategischer Punkt, allein es ist zum Trümmerhaufen geworden und nur noch eine schmerzliche Erinnerung an den Bürgerkrieg, als dessen Opfer es in die Luft gesprengt wurde. Von hier nach Nordost geht es in die Berge hinein. Zwischen denselben liegt Nagyag, das siebenbürgische Schemnitz, ein bedeutendes Bergwerk, in dem sich ein echtes Bergmannsleben entwickelt.

Von Deva wenden wir uns dem Süden zu und vertauschen die rauhen, finsteren Thäler des Erzgebirges mit einer freundlichen Gegend. Einige Dörfer fliegen an uns vorüber, deren Bewohner keine rumänische Tracht tragen, es sind romanisirte, zur Zeit der Militärgrenze hierher verpflanzte Magyaren, welche sich ihre Religion bewahrt haben. Nach geraumer Zeit treffen wir in Vajda-Hunyad ein. Das ist ein freundlicher Ort mit einem gewaltigen Marktplatz und Gärten in denen stattliche, von Blumen und Bäumen umfangene Häuser stehen. Aber kein Leben, kein fröhliches Treiben umwogt uns, und wenn wir am Abend durch den Ort wandeln

und die Strahlen der scheidenden Sonne das alte Schloß küssen, dann kann es sich wohl ereignen, daß wir in mehreren Straßen nicht ein einziges menschliches Wesen erblicken. Ja, dieses Schloß von Vajda-Hunyad, das Nationaleigenthum des magyarischen Volkes, was hat es damit für eine Bewandtniß? Auf einem Hügel erhebt es sich, ein gar seltsames Bauwerk, das derjenige nie vergißt, dessen Auge sich in dem Labyrinth seiner Formen verloren. Dort ragt ein auffallend dicker Thurm hervor, daneben ein kleinerer runder, dann wieder ein viereckiger, einer neben dem anderen, einer immer anders wie sein Nachbar, und doch wirkt diese Unregelmäßigkeit ergreifend, doch fallen Einem beim Anblick des Schlosses längst vergangene Geschichten ins Gedächtniß, Bilder von heißen Osmanenschlachten, wo sich die Schwerter der Magyaren mit denen der Janitscharen maßen.

Augenblicklich steht der Mond über dem Schloß, sein silbernes Licht bricht sich auf den mit bunten Ziegeln versehenen Thurmspitzen, und sein Bild spiegelt sich in dem am Fuß der Feste dahinziehenden Bach. Man hat dieses Nationalheiligthum renoviren wollen und zu diesem Zweck jährlich 10,000 fl. bestimmt. Allein das ist eine geringe Summe, und infolge dessen hat man nur mit der Wiederherstellung begonnen, um das Angefangene liegen zu lassen. Mit Eifer ist man ans Werk gegangen, hier und dort hat man zu gleicher Zeit angefangen, und betreten wir die Schloßräume, so sehen wir überall Begonnenes und nicht Vollendetes, überall Gerüste am unfertigen Bau. Zahllose Gemächer durchschreiten wir, in welche nur die leichte Nachtluft belebend hineindringt, und an deren kahlen Mauern sich die bleichen Strahlen des Mondes brechen, als wollten sie versunkene Heldenschaaren heraufbeschwören. Einige der leeren Räume sind geweißt, in anderen hat man mit der Herstellung des Plafonds begonnen, während in wieder anderen Decke und Mauern bröckeln, altersschwach, verfallen, in allen andern aber

liegt Schutt und Mörtel. Endlich stehen wir auf einem Gang. Er läuft am Gebäude über den Schloßhof hin und enthält eine große Anzahl von Logen, deren eine man die Hunyadylоge nennt. In ihr soll der Held der Christenheit geboren worden sein, so meinen wenigsten diejenigen, welche annehmen, daß die Burg bereits im Jahre 1267 und nicht erst im Jahre 1442 durch Johann Hunyady erbaut worden ist. Der Held der Christenheit wurde im Jahre 1387 geboren, nach anderen aber erst im Jahre 1393 und zwar als Sohn König Siegismunds. Dieser besaß im Hatszeger Thal eine Geliebte, Namens Safta, welche in der Geschichte als die rumänische Bojarin Elisabeth Morsinai bezeichnet wird. Sie war ein heißblütiges, schönes Weib, und als sich der königliche Geliebte von ihr trennte, übergab er ihr einen Ring, mit dem sie das unter dem Herzen getragene Kind ihm später zusenden sollte. Einst, behauptet die Volkssage, spielte der Knabe, den die schöne Safta gebar, mit diesem Ring. Ein Rabe schoß herab und raubte das Kleinod. Ein Jäger erlegte indessen den Räuber, und Mutter und Sohn traten mit dem Erkennungszeichen vor den Vater. In dem einen Gemach ist die Geschichte Hunyadys bildlich dargestellt, wobei natürlich der Rabe mit dem Ringe und dem Jäger nicht fehlt. Das Bemerkenswertheste im Schloß sind die Rittersäle, einer unmittelbar neben dem Eingang, in gleicher Höhe mit dem Hof, ein zweiter im ersten Stock. Im unteren stehen zwei Reihen schöner Marmorsäulen, von denen einige Exemplare in Karlsburg gefunden wurden, wohin sie auf unerklärliche Weise gerathen. Im ersteren Saale ist alles wüste und leer, nur im Dachstuhl pfeift ein Heer von Fledermäusen in seltsamen Tönen, sie mahnen an eine Schaar böser Geister. Draußen stehen noch immer die Thürme mit den bunten Hohlziegeln, die man viel zu theuer bezahlt hat, und die nach kurzer Zeit den Witterungseinflüssen erliegen werden, der Mond kehrt sich jedoch nicht daran, sein zauberisches Licht fließt noch immer

über den einstigen Bären- oder Löwenzwinger, es ruht auf dem Hof, auf der schlummernden Stadt und der milden Landschaft mit ihren großartigen, im Bau begriffenen Eisenwerken. Durch die letzteren wird Vajda-Hunyad zweifelsohne einen bedeutenden Aufschwung nehmen und die projectirte Eisenbahn dürfte nach der Vollendung die stille Gegend beleben. —

Ueber einen kahlen Berg hinweg verlassen wir Vajda-Hunyad, erreichen bei den bedeutenden Eisenschmelzwerk Kalan das Strellthal und fahren zwischen blühenden Feldern und an Dörfern vorüber, die mit kleinen Herrschaftssitzen geziert sind, deren verarmte Besitzer der verwahrlosten Straße und ihren halbverfallenen Judenschenken entsprechen. Die Straße hat durch die wilden Wässer viel zu leiden. Diese schwellen nach Regengüssen in fürchterlicher Weise an und stürzen zu Thal, alles mit sich fortreißend, alles verwüstend. Nachdem sie sich ausgetobt, lassen sie Steine und Schlamm zurück, wodurch der milden Gegend ein menschenfeindlicher Charakter verliehen wird. An einer solchen unfreundlichen Stelle kommen wir jetzt vorbei, einen Fuß breit windet sich der tückische Gesell den Berg herunter, allein die Steine, welche sich mehrere hundert Schritt ausdehnen, kennzeichnen seine Hinterlist und Wuth. Man hat an diesem Ort alles versucht, um ihn vor der Verwüstung und Verschlammung der Felder abzuhalten, man hat Schanzen aufgeworfen und 8000 fl. an Arbeiter verausgabt. Der Bach aber hat mit Leichtigkeit das Werk zerstört und den menschlichen Geist verhöhnt. Allmählich hebt sich die Straße, und wir werden vom Wald umfangen. Wald um uns, Wald hinter uns und unter uns. Jetzt weicht er zurück, wir sind auf dem höchsten Punkt angelangt, und vor unseren erstaunten Blicken erschließt sich ein Thal, so lieblich, daß wir uns in stummer Bewunderung die Frage vorlegen, ob wir vor dem Paradiese stehen. Das ist das Hatszeger Thal, der schönste Garten in dem großen Naturpark Siebenbürgen, vom Siebenbürger so

hoch geschätzt, daß er jedem Fremden die Frage vorlegt, ob er es gesehen. Und er thut Recht daran, denn ein lieblicheres Bild wie das, welches sich uns von den umgebenden Höhen darbietet, läßt sich wohl schwerlich aus Mitteleuropa anführen. Dicht vor unseren Füßen breitet sich ein kleiner freundlicher Ort aus. Ein breiter Teppich von goldenen, im Sonnenglanz leuchtenden Feldern erstreckt sich hinter dem Städtchen, und weiter hinaus liegt ein herrlicher Kranz von Dörfern, eine endlose Reihe, deren äußerste Glieder im Hintergrund des Thales verschwinden, dazu Edelsitze, grünende Bäume und auf allen Seiten eine wunderbare Mauer, blaue Berge und Hügel in dichten Gruppen, höher und höher strebend, bis sich über alle der gewaltige Retjezat erhebt, sein Haupt in einer Hülle von Wolken verbergend. Selten zeigt er sich in seiner ganzen majestätischen Gestalt, um so schöner und gewinnender sind aber seine Trabanten mit den scharfen Umrissen, den gezackten Formationen und den steilabfallenden, im Dunsthauch verschwindenden Fuß. Das ist ein wunderliebliches Bild, bei dessen Anblick Einem wohl und wehe ums Herz wird, und welches in seiner himmlischen Schönheit Einen zu der bangen Frage zwingt, ob diese Lieblichkeit der ewig schaffenden, allmächtigen Natur kein holdes Traumbild, ob sie dem Menschen Stand halten wird, der sich darnach sehnt, mit fröhlichem Blick und freudig klopfendem Herzen diese blühenden Gefilde zu durchwandern. Doch es ist kein Trugbild, es ist nicht vergänglich, vor Jahrhunderten hat die Natur schon dieses liebliche Gewand getragen, und nach Jahrhunderten wird sie es noch immer besitzen.

Unten athmet alles Glück und Frieden. Eine herrliche Vegetation, gute Felder und überall herrliche Bäume und Büsche, oft üppige Hecken und Zäune, fröhlich gedeihende Pflanzen allerorts, das sind die Erzeugnisse der Natur, welche freundliche Elemente beim Schaffen dieser Gegend aufgeboten

haben muß. In der verschwenderischesten Weise hat sie ihre Gaben ausgestreut, und nur ihr edelster Sohn hat sich ihrer als unwürdig erwiesen. Wenig, sehr wenig hat der Mensch hier gethan, die Kunst gar nichts. Kein trautes Heim ist ihr zutheil geworden, trauernd mußte sie einst aus diesem Paradies scheiden, das hehre Antlitz vor dem Menschen in seiner Wildheit verbergend. Es waren köstliche Zeiten, jene in Nebel gehüllten vergangenen, jene Epochen, in denen hier die Kunst mit der Natur ihre Vermählung feierte. Dort unten im Westen, am Ausgang des Thales, erhob sich die mächtige Stadt, die nach dem stolzen Sieger den Namen Ulpia Trajana empfing, das ehemalige Sarmezigethusa. In ihr schalteten und walteten kluge und kräftige Menschen. Da erhoben sich die römischen Tempel mit all' ihrer Pracht und ihrem Glanze, dort ein Amphitheater, fremdartige Gotteshäuser, Mythrastempel, Wälle, Thürme, Häuser, Paläste, Villen, Marmorstatuen. Alles, alles war ja vorhanden, um die höchste Vollkommenheit zu erzielen, und nicht zum letzten mangelte es an Menschen mit classischem Sinn und an schönen Frauen, die in herrlichen Becken den marmorweißen Leib pflegten. Da kamen die Barbarenstürme, die stolzen Weltbeherrscher räumten das stille Thal, es sah entsetzte Gesichter, abziehende Schaaren und darnach die Barbaren. Versunken, vom Erdboden verschlungen ward die Cultur, und der Mensch auf niederer Stufe stehend wurde der Herr des Paradieses. Und heute? Eine rumänische Bevölkerung haust hier, welche von ihren Vorgängern, und wie sie meint von ihren Ahnen, nichts geerbt hat, die keinen Sinn besitzt für die Hinterlassenschaften, sondern dieselben mit kaltem Blick und ohne Verständniß betrachtet. In primitiver Weise bebauen die Menschen ihre Felder und liegen ihren häuslichen Verrichtungen ob. Und doch fehlt ihnen trotz der Einförmigkeit nicht aller Reiz! Dort steht eine Gruppe arbeitender Frauen auf den blühenden Feldern. Ihre rothen Katrintzen leuchten, und an

Stelle der hinteren Schürze hängen rothe Franzen herab, ein weißes Hemd umhüllt anmuthig die Körperformen, und auf dem Kopfe tragen sie ein rothes, an römische Tracht gemahnendes Tuch. Es deucht uns, als ob diese glückverkündende Landschaft mit den blauen Bergen, den kräftigen Bäumen und den malerisch gekleideten Frauen ebenso gut eine italienische Landschaft bilden könne. Und nun schreiten wir durch ein Kornfeld und halten überrascht inne. Vor uns, zwischen den wogenden Aehren, bewegt sich ein herrliches Geschöpf. Ist es das lebendig gewordene Bild jener Italienerin, die wir letzthin in einer Bildergallerie gesehen? Hat sich jenes Geschöpf durch den warmen Sonnenstrahl beleben und verleiten lassen, ins üppige Thal zu den Staubgeborenen herabzusteigen? Ein Mädchen ist es, auf der Stelle der Weiblichkeit stehend. Der Busen wogt ungestüm, die Formen sind fast üppig zu nennen, und das volle, gebräunte Gesicht mit den weichen Zügen lächelt uns schelmisch an, während die feurigen Augen leuchten, der Mund die weißen Perlenzähne zeigt, und unter dem weiten togaähnlichen Tuch das dunkle Haar ungezähmt hervorquillt. Ein entzückendes Bild weiblicher Anmuth und die scheinbare Verkörperung der bezwingenden Lebenslust, die Krone dieser herrlichen Schöpfung! — Und dann der Abend. Einen sanft aufsteigenden Berg wandeln wir hinauf, das Bild bleibt immer dasselbe. Das Thal strahlt in Schönheit und Reichthum, stets von den Bergriesen wie von schützenden Wällen umgeben. Sie schließen es vollständig von der Außenwelt ab und behandeln es als ein köstliches ihnen anvertrautes Kleinod. Dort strebt ein Schloß empor, da drüben eine alte Ruine mit verfallendem Thurm, hier treiben Kinder die Heerden heim, und nachdem es allmählich dunkel geworden, tönt der Gesang der Rumäninnen von dem Marktplatz des kleinen Oertchens herauf. Weit draußen aber liegen jene Dörfer, wo man Schritt für Schritt auf Römerfunde stößt, wo die stolzen Legionen sammt dem gedrückten

Sklaventroß vor dem Geist emporsteigen. Da ist Unter-Farkadin. Im Herrschaftshaus des Grafen Lonyay kann man eingemauerte römische Inschriften betrachten; weiter ist Demsus, jetzt ein elendes rumänisches Dorf. Hier steht eine kleine Kirche, ein seltsames Bauwerk, das man einst für einen Mythrastempel gehalten hat, während es doch nur aus römischen Steinen systemlos zusammengesetzt ist und Statuen und Grabsteine mit Inschriften birgt; endlich Varhely, rumänisch Gredistie, eines der Dörfer, auf deren Boden sich Sarmezigethusa erhoben hat. Umrisse der römischen Häuser und des Amphitheaters sind wahrnehmbar, Kinder bieten uns römische Ziegel an, das Stück für einen Kreuzer. Den einst die Fremden entzückenden Mosaikboden hat man verschleppt und ebenso vieles Andere. Das Meiste dürfte freilich noch die Erde bergen, denn was man bis jetzt gehoben, kann nur ein kleiner Theil der hier ruhenden unermeßlichen Schätze sein. Die im Thal ansässigen magyarischen Edelleute haben mehr Sinn für die Jagd auf Wild, als für die Jagd auf Alterthümer, und die völlige Bloßlegung der alten Römerstadt, welche schon die vorzügliche, an Leistung und Streben hochstehende Akademie zu Bukarest geplant, würde ein Niederreißen des Dorfes Gredistie erfordern und 100,000 Gulden Spesen verursachen. Was sich aber heute unseren Blicken darbietet, genügt, um uns eine hohe Meinung von dem praktischen Wissen der Römer abzunöthigen. Steinhart sind diese Ziegel, auf andere Weise zubereitet wie die unsrigen, und doch sind sie vielleicht aus derselben Erde des Hatszeger Thales geformt, von der die heutigen Bewohner meinen, man könne keine Ziegel daraus erzeugen, und sie seien deshalb gezwungen, all' ihre Häuser mit Schindeln zu decken. Betrachtet man diese Mauern, so muß man über ihre Festigkeit erstaunen, und wollte man sie zerstören, so müßte man Sprengmaterial verwenden. Der Mörtel ist zu Stein geworden, und

ebenso unvergänglich erscheinen die Reste der Römerstraße, die unweit des Ortes theilweise durch das Thal führt. Die römischen Straßen waren gemauert und wurden von Sklaven errichtet. Sie bestanden aus mehreren Lagen großer Steine, sowie aus Schichten von Geröll und leisteten den Witterungseinflüssen erfolgreicheren Widerstand als die Kunststraßen der neueren Zeit.

In unseren Tagen ist Hatszeg der Hauptort des lieblichen Thales geworden. Es zählt 2000 Einwohner und besitzt neben etwa zwanzig Beamten und Kaufleuten 6—8 Pensionisten, deren Herz von dieser Gegend erobert worden, oder welche sich hier wegen des reichen Jagdgebietes niedergelassen haben. Und Siebenbürgen ist ein Land, für den echten Waidmann wie geschaffen! Einem solchen muß das Herz lachen, wenn er bedenkt, welche reichhaltige, mannichfaltige Thierwelt im Lande jenseits des Waldes haust. Dort oben an dem wolkenumfangenen Retjezat, wo sich dem Hirten keine Weiden mehr für seine Heerden darbieten, wo die Schneemassen nur für kurze Zeit verschwinden, ist das Reich der klugen, scheuen Gemse. In dem zerklüfteten Gestein bei dem klaren Wasser und in der herrlichen Luft hält sich das zierliche Thier auf, wenig gestört, wenig gejagt. Ebenso häufig ist es in dem romantischen Gebirge von Fogaras, wo der Jäger oder der Wanderer oft ein Rudel von 30—40 Stück vorüberfliegen sieht. Früher gab es neben der Gemse den gewaltigen Steinbock, allein seine Zeit ist vorüber, man trifft ihn ebenso wenig wie den plumpen Auerochs, den man in den Wäldern der Gyergyo beobachten konnte, und dessen letztes Exemplar im März des Jahres 1775 bei Udvarhely den Kugeln erlag. Rehe und Hirsche sind zahlreich; das Wildschwein ist in den nördlichen Wäldern zu Hause, Luchs und Marder werden dagegen seltener. Ein ansehnliches Völkchen bilden im Lande die Geier und Adler, von denen große Exemplare erlegt werden, und die sich oft in gewaltiger Anzahl um ein Aas versammeln. Und nun der Wolf und Meister Petz! Wie verschieden in ihren

Gewohnheiten, wie verschieden in ihrem Aeußeren! Der scheue, furchtsame Wolf hält sich während des Sommers nur im entlegenen Dickicht auf, hoch oben im Gebirge, im Winter aber kommt er ins Thal herab, durchstreift in Rudeln die Gegend und decimirt die Hausthiere. Mit außerordentlich scharfem Geruch und großer Vorsicht begabt schleicht er des Nachts zwischen den Häusern herum, und wehe, wenn ihm Gelegenheit wird, ein Blutbad anzurichten! Nicht ein Individuum fällt seiner Mordgier zum Opfer, nein alle, er tödtet nicht aus Nahrungssorgen, sondern aus schnöder Mordlust, und beklagenswerth ist der Hirt, dessen Heerde vom Besuch des Scheusals beehrt wird. Im Uebrigen ist er nicht wählerisch, Gans, Huhn, Hund, das gilt ihm gleichviel, hat er doch im März des Jahres 1883 einem Mautheinnehmer von Hermannstadt, Ende der Berggasse wohnend, den Kettenhund zerrissen und von demselben nur den Kopf und einige Fellstücke übriggelassen! Vor zehn Jahren standen die Wölfe im Begriff, überhand zu nehmen, sie besuchten die Menschen am hellen Tag in den Gebirgsdörfern. Heute ist dieses Uebel beseitigt, dagegen macht sich Meister Petz im Szeklerland auf unangenehme Weise bemerbar. So mußten im September 1883 in der Gegend von Csik-Szent-György, Bankfalva und Verebes die Viehherden in der Nähe der Dörfer geweidet werden, da in diesen Gemeinden während des Sommers nicht weniger als 14 Stück Rindvieh ein Opfer des braunen Gesellen geworden waren,

In diesen östlichen Gegenden des Landes fielen im genannten Jahr auch jene zwei Bärenjagden vor, die hier Raum finden sollen. — In der Nähe der Gemeinde Csik-Csereda trieben mehrere Jäger einen mächtigen Bären auf, dem sie elf Kugeln in das Fell sandten. Erbittert über diese Begrüßung ging der Bär auf einen Jäger los, wurde aber vom Nachbarn des Angegriffenen mit einem schweren Stein derart auf den Kopf geschlagen, daß er zusammenbrach. Mit Knütteln wurde

die Bestie endlich getödtet, und man fand in ihrem Fell die elf Kugeln. — Am 14. Juli patrouillirte ein Gensdarm von Csik-Szent-Mihaly mit einem Kameraden im Engpaß. Zur Erleichterung des Vordringens schritt er auf der einen, sein Kamerad auf der anderen Seite des Bergabhanges. Zwischen den beiden Männern bildete ein Bach eine tiefe Kluft, sodaß sie sich wohl sehen, aber einander nur auf großen Umwegen nähern konnten. Als der in Rede stehende Gensdarm um einen Felsvorsprung herumkroch, brach plötzlich aus einem Gebüsch ein Bär mit einem todten Schaf im Maul hervor. Ueberrascht standen sich die Beiden gegenüber und schauten sich mehrere Minuten an, als wollten sie ihre Kräfte abwägen. Endlich schien der Bär den Entschluß gefaßt zu haben, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Er wandte sich brummend ab und trottelte weiter. Damit war der Gensdarm jedoch nicht einverstanden, was mich sehr begreiflich dünkt, weil ich selbst aus dem Gespräch mit solchen Leuten entnommen, daß sie ihre Kameraden beneiden, sobald sich dieselben eines erlegten Bären rühmen dürfen, und daß sie oft die Wälder in der Absicht durchstreifen, einen braunen Gesellen zu erlegen. Bei derartigen Unternehmungen kommt ihnen ihr weittragendes Gewehr zu statten, welches sieben Schüsse enthält. Auf diese Waffe verließ sich unser Gensdarm. Der Schuß krachte, und das mächtige Thier erhob brüllend den Kopf. Ein zweiter Schuß traf gleichfalls, der Bär fiel noch immer nicht. Wüthend schleuderte er das Schaf weit von sich, erhob sich auf die Hinterbeine und näherte sich dem Gensdarm. Dieser feuerte nochmals, dann packte der Bär den Gewehrlauf, und ein fürchterlicher Kampf begann. Das wüthende Raubthier brüllte vor Schmerz, der Gensdarm dagegen verhielt sich ruhig, er ergriff nur den Gewehrkolben um so fester. Der Bär änderte seine Kampfweise. Er suchte den unerschütterlichen Mann mit den Zähnen zu packen und sein Gesicht zu zerfleischen. Allein der Gensdarm schlug die mit Eisen umfaßte

Waffe dem Bären an die Nase, mußte jedoch infolge der gewaltigen Stöße des Thieres zurückweichen, bis er über eine Baumwurzel stolperte und auf den Rücken fiel. Wieder sah er das blutüberströmte Gesicht der Bestie vor sich, wieder suchte dieses sein Antlitz zu verfleischen. Allmählich ermattete der Bär, seine Kraft wurde geringer, und endlich ließ er mit einer Tatze den Gewehrlauf los, mit der anderen dagegen den Schenkel des Menschen packend. Trotzdem gelang es diesem, sich zu erheben und dem Bären einen mächtigen Stoß vor die Brust zu versetzen. Dies entschied den Kampf, die Tatze des Bären trennte sich vom Schenkel des Gensdarmen, und das Raubthier flüchtete in den brausenden Bach. Jetzt erschien der zweite Gensdarm und mit ihm einige Hirten, welche den Bären mit Stöcken und Hacken angriffen. Dieser empfing sie mit dumpfem Gebrüll, riß einen großen Stein an sich und warf ihn auf seine Feinde, sodaß einer der Hirten eine schwere Stirnwunde davon trug. Es war seine letzte That, unter den Schlägen der Angreifer stürzte das riesige Thier zusammen. In seinem Magen fand man frisches Ochsenfleisch, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß man hier einen Räuber getödtet, der seit Wochen die Herden decimirt. Der Gensdarm verband die Wunden seines Schenkels und bestieg ein Pferd. In seinem Gewehrlauf konnte man 23 Eindrücke von den Zähnen und Krallen des Bären zählen. —

Aus diesen beiden Episoden dürfte ersichtlich sein, daß eine Bärenjagd ohne Mitschützen und Treiber kein Kinderspiel ist, als welches sie viele hinzustellen belieben. Andererseits muß aber bemerkt werden, daß der Bär aus eigenem Antriebe nie angreift, er stürzt sich vielmehr nur dann auf den Menschen, wenn er von diesem verwundet oder gereizt wird. Oft genug hat es sich ereignet, daß ein Bär einem Spaziergänger gegenüber gestanden und vor diesem ganz entsetzt und verwirrt davon gelaufen ist, daß er von einem unerwartet getroffenen alten

Weib einen Schlag auf den Kopf mit der Beerenschüssel erhalten und sich schleunigst entfernt, oder daß er in aller Gemüthsruhe neben dem Jäger Brombeeren gesucht, und daß beide davongelaufen, als sie in sich Concurrenten entdeckt. Ein hierher gehöriger Fall hat sich im letzten Jahr in den Fogaraser Gebirgen zugetragen. Zwei Jäger hatten, von der wunderbaren, romantischen Gegend, sowie von den köstlichen Beeren verlockt, ihre Gewehre abgelegt und waren an dem sanften Berghang Beeren pflückend und essend hinaufgestiegen. Da vernahm der eine ein Geräusch und sah, wie sich die Büsche bewegten, er glaubte natürlich, daß sich dort sein Kamerad erquicke, rief ihm zu, er möge heraufkommen, forderte eine Antwort, wurde, als diese ausblieb, recht heftig, und als auch dies nichts half, ignorirte er das unhöfliche Wesen. Nach einiger Zeit bemerkte er sowohl wie sein seitwärts stehender Kamerad, daß ein Bär aus den Gebüschen hervorkam und gemüthlich in den Wald hineintrabte. Er hatte sich zwischen den beiden Männern an den Beeren gütlich gethan. Alles dies war keine optische Täuschung, wie sie unlängst bei einem Ausflug des Karpathenvereins einem Theologen aus Berlin passirt ist. Der junge Herr entdeckte mittelst seines Glases einen fürchterlichen Bären und gerieth darob in eine bedeutende Aufregung, die einem starren Entsetzen Platz machte, als man dem Bären näher kam und dieser den ganzen Troß mit „iah" begrüßte.

Angaben über die Resultate der Raubwildjagden liegen uns aus neuerer Zeit leider nicht vor, wir müssen uns daher mit dem begnügen, was uns das Bielzsche Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens bietet. Darnach wurden erlegt:

	Bären	Wölfe	Füchse	Luchse
1845	8	101	„	„
1846	9	112	„	3
1851	86	398	2378	„
1853	65	685	„	„
1854	86	771	„	„

In dem District:

	1883		1354	
	Bären	Wölfe	Bären	Wölfe
Hermannstadt	13	111	15	64
Kronstadt			14	94
Udvarhely	18	118	17	52
Maros=Vasarhely			—	11
Bistritz	25	134	29	82
Dees			1	104
Szilagy=Somlyo	1	165	—	56
Klausenburg			—	95
Karlsburg	8	167	3	14
Broos			7	199

Auf das Vorhandensein einer mannichfaltigen Thierwelt in Siebenbürgen hinweisend, möchte ich die leidenschaftlichen Jagdfreunde Deutschlands darauf aufmerksam machen, daß sie durch eine Reise nach dem romantischen, karpathenumgürteten Land gewiß ihre Jagdlust in entsprechender Weise befriedigen könnten. Viele Deutsche fahren hinauf nach dem Norden, um den Seehund oder die Meeresvögel zu erlegen, weit interessanter dürfte für sie eine Nimrodpartie nach den südlichen Gegenden Transylvaniens sein. Dort könnten sie den Bären und den Hirsch, oder unter Aufbietung aller Jägerregeln die kluge Gemse zum Schuß bringen. Und daraus würden ihnen nur geringe Spesen erwachsen, denn ein Jagdpaß und ein Gewehrschein sind bald gelöst, wogegen ihnen viel Vergnügen und eine herzliche Aufnahme seitens der deutschen Intelligenz zutheil werden würde. Ist doch gegenwärtig die Freude der in den Karpathen abgeschlossenen Deutschen eine große, wenn ein Deutscher aus dem Mutterland zu ihnen kommt! Und was den jungen, aufstrebenden Karpathenverein betrifft, so glaube ich dafür bürgen zu können, daß er alles aufbieten würde, um dem Fremden den Aufenthalt lieb und theuer zu machen, was den hohen, wolken=

umfangenen Bergen und der herrlichen Poiana schon ohnehin gelingen müßte. Der siebenbürgische Karpathenverein ist die jüngste von den durch deutschen Geist geborenen und von ihm durchwehten Gesellschaften Siebenbürgens. Es war ein kleines Häuflein von ernsten, gediegenen Männern, welches im Jahre 1880 in Hermannstadt zusammentrat, um, angeregt durch das Vorbild des ungarischen Karpathenvereins, ein neues Glied in der Kette der mitteleuropäischen Alpinengesellschaften zu bilden. Heute ist die Saat aufgegangen, und ein lebensfrisches Bäumchen ist erwachsen. In 9 Sectionen, welche im ganzen Land vertheilt sind, sucht der Verein der sich gestellten Aufgabe gerecht zu werden, er bahnt Wege, baut überall Schutzhütten, wo solche wünschenswerth sind, und entsprechend dem geistigen Standpunkt seiner meist sächsischen Mitglieder veröffentlicht er ein „Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins". In diesem wird über die Vereinsthätigkeit berichtet, und die besten Schriftsteller unter den Sachsen liefern Producte ihrer Feder. So besitzt dieser Verein alle Bedingnisse seines weiteren Gedeihens, thätige, praktische Männer, Schriftsteller, eine ansehnliche Mitgliederzahl (1344), zu der Hermannstadt 339, Kronstadt 208, Fogaras 76, Wien 73, Budapest und Berlin je 8 Köpfe stellen, er verfügt über Arrangeure für Gebirgspartien, aber leider nur über ein — kleines Vermögen von 1103 fl. 12 kr., dem es an Aussicht auf eine entsprechende Vermehrung mangelt.

Ein Touristenland im großen Maßstab, so wie es die Alpen sind, wird Siebenbürgen nie werden. Ich bedauere durch diesen Ausspruch vielen fremdländischen Karpathenfreunden sowohl, als auch vielen Siebenbürgern entgegen treten zu müssen, allein es fehlt den Karpathen alles, was die allgemeine Aufmerksamkeit des reiselustigen Trosses fesseln könnte. Wer sich heutzutage auf einige Wochen aus seinem Alltagsleben losreißt, der will selbst als Junggeselle, von Ehemännern, die mit einer Legion von Kisten und Koffern auswandern müssen, sei gar

nicht die Rede, eine gewisse Bequemlichkeit und gute Nahrung genießen, angenehme Fahrgelegenheiten benutzen und in den Gasthöfen möglichst wenig Ungeziefer, wohl aber Stiefelknechte entdecken. Das Alles geht ihm in den Karpathen vollständig ab. Der an die Gletscher, an die majestätischen Hochseen und an die eisbedeckten Gipfel der Alpen gewöhnte Bergfex aber wird den Karpathen wenig Geschmack abgewinnen können. Ziehen wir diese beiden Kategorien von der großen Menge der Reisenden ab, so bleibt nur der ernste Forscher übrig, der sich und seine Bedürfnisse gering achtet, der über den hohen, verfolgten Zweck die Strapazen nicht bemerkt, und die Schwierigkeiten, welche ihm Sprachen- und Nationalitätenverhältnisse bereiten, als eine zu überwindende Arbeit behandelt. Für ihn bleibt Siebenbürgen ein goldenes Land, gleichviel ob er die Bibliotheken zu Hermannstadt, Broos und Vasarhely nach alten, bestaubten Chroniken durchstöbert, ob er im Sumpf und auf den Felsen nach Pflanzen und Käfern herumklettert, oder ob in der Seele des Volkes liest und mit scharfem Blick die socialen Verhältnisse durchdringt. —

Die Stunde des Abschieds vom Hatszeger Thal ist gekommen. Sonnenstrahldurchflutet liegt diese herrliche Werkstätte der Natur vor uns, die Schwüle des Nachmittags hat ihr einen üppigen, bezaubernden Charakter verliehen, und nur langsam kann sich unsere Seele von all' den berückenden Bildern loslösen, von denen sie hier gefesselt worden ist. Unter dem Fuß einer alten Ruine eilen wir hin, deren Thurm den Römern als Wachtposten gedient haben mag. Neben uns erhebt sich das Schloß der Kentefy, einer uralten angesehenen Adelsfamilie, in dem S. k. k. Hoheit der Kronprinz Rudolf einige Tage geweilt, als er in Siebenbürgen der Jagd obgelegen. Eine enge Schlucht öffnet sich, noch einige Minuten, und ein verlorenes Paradies ist uns geworden, das romantische Strellthal umfängt uns und bietet neue Bilder. Es ist von überwältigender, roman-

tischer Schönheit. Stundenlang windet sich die Bahn bergauf, bergab, rechts und links eröffnen sich stille, einsame Thalgründe, erfüllt mit den schwarzgrünen Tannen und dem hellgrünen Laubgebüsch, rumänische kleine Bauernhäuser liegen traulich umfangen in diesem Park der Natur, und daneben halb versteckt stattliche Forsthäuser, alles vom blauen Himmel überzogen und von den milden Strahlen der Abendsonne verklärt. Es ist eine Gegend, die in der Brust des Wanderers heiße Sehnsucht zurückläßt und ihn wohl zu dem Ausruf verleitet: „Hier möchte ich wohnen!“ Klar und scharf heben sich groteske Felsen aus der Erde, und eine bedeutende Anzahl Tunnel wird durchmessen, ein Zeichen, daß hier der menschliche Geist im Ringen mit der trotzigen Natur liegt. Jetzt zeigt sich da unten im Thal auf einem mittelmäßigen Hügel ein grauer, niedriger, dicker Thurm. Das ist der Wachtthurm von Krivadia, den man früher irrthümlich für ein Römerwerk hielt, während er doch ein mittelalterlicher Bau ist. Am Abend erreichen wir die Endstation Petroseny, die bekannte Steinkohlenstadt, von der man noch vor zwanzig Jahren keine Ahnung hatte. Damals stand an ihrer Stelle ein elendes rumänisches Dorf; als aber die Kohlenlager entdeckt worden waren, da ging eine hastige Veränderung vor sich, da zog allerlei Volk zu, gutes und schlechtes, und der menschliche Geist sann nach, wie er den schwarzen Boden zu Gold machen könne. Ein californisches Leben begann, Polen, Böhmen, Deutsche aus dem Reich, Magyaren, Rumänen erschienen, und heutzutage ist Petroseny eine ansehnliche, aus zwei Theilen bestehende Colonie, deren stattliche Häuser gleichmäßig gebaut und in militärisch strenger Ordnung neben einander aufgestellt sind. In dem oberen Theil des Ortes haben sich Söhne Israels niedergelassen, und zwar in der Hauptstraße in solcher Anzahl, daß man diese wohl „Judengasse“ taufen dürfte.

Der Abbau der gewaltigen Kohlenflötze geschieht in einer

der Kronstädter Gewerkschaft gehörigen Grube, sowie in zwei ärarischen Werken, die jedoch gegenwärtig um einen Jahrespacht von den Kronstädtern übernommen worden sind. Die Gänge sind niedrig und schmutzig, oft mit Wasserlachen durchsetzt, die hier beschäftigten Arbeiter verdienen täglich 70 Kreuzer bis 1 Gulden, wobei es ihnen frei steht, beliebige Mengen zu fördern. Die Steinkohlenlager der Gegend gehören zu den neogenen Tertiärbildungen und haben eine Ausdehnung von 900 □Kilometern, so daß die vorhandene Kohlenmenge auf 9800 Mill. Wiener Centner geschätzt worden ist. Die Gebirge der Umgegend bestehen aus Gneis, Glimmerschiefer, Serpentin, auch ist ein rothmarmorirter Kalkstein vorhanden. Sandsteinpartien, thonige Spateisensteine und bituminöse Thonschiefer umschließen vielfach die Kohle, deren Production in der letzten Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Das durchschnittliche Jahreserzeugniß kann gegenwärtig auf 2,3 Mill. Centner im Werthe von $1/2$ Million Gulden veranschlagt werden.*)

Am frühen Morgen besteigen wir unsere kleinen Bergpferde. Es ist kühl, der Himmel ist blau und klar, die Sonne strahlt anmuthig herab, allein ein flüchtiger Blick nach dem Horizont belehrt uns, daß ein warmer Tag dem erquickenden Morgen folgen wird. Wir reiten durch die „Judengasse" von Petroseny und ziehen in Gesellschaft eines alten Rumänen aus dem freundlichen Ort hinaus. Der Alte ist ein echter Sohn

*) Die Gesammtproduction in Siebenbürgen betrug:

von Gold	1868	2,009	Münzpfund	1,036	Mill. Gulden an Werth
„ „	1874	1,555	„	1,009	„ „ „ „
„ Silber	1868	3,195	„	143,769	Gulden an Werth
„ „	1874	2,600	„	117,006	„ „ „
„ Eisen	1868	95,900	Ctr.	330,811	„ „ „
„ „	1874	370,454	„	1,065,839	„ „ „
„ Kupfer	1868	4,113	„	207,715	„ „ „
„ „	1874	3,598	„	164,085	„ „ „

Die Gewinnung von Eisen ist seit 1850 um das Siebenfache, seit 1864 um das Vierfache gestiegen, die der anderen Metalle ist gesunken.

seines Volkes. Seine Gestalt ist schlank, von der buntverzierten Weste aus Schaffell theilweise umschlossen, unter dem ungeheuren Hut quellen einige schneeweiße Locken hervor, und in seinen kleinen, stechenden Augen spiegelt sich nicht nur seine Seele, sondern die ganze zähe, begabte Seele seines Volkes wieder. Quer vor sich hält er einen jungen, der Schale entkleideten Tannenbaum, den er am Wege mit seinem großen Messer abgeschlagen, und vor ihm auf dem kleinen weißen Pferd hängt ein Mantelsack. Auch wir führen einen solchen, er und unser kluges Thier sind die einzigen Genossen der Wanderschaft. Einzelne Rumänen begegnen uns, sie tragen auf dem Kopfe eine ungeheure, weiße Lammfellmütze, welche an die Bärmützen der alten Grenadiere lebhaft erinnert. Sie ist fast zweimal so groß wie der Kopf, und dient diesem bei einem Nachtlager im Gebirge offenbar als weiches Lager. Auch die Frauentracht der Gegend ist eine ganz originelle, man bemerkt hier keine rothen Katrinzen, sondern schwarze, mit grauen, silbergleichen Querlinien besetzte.

Ein Haus nach dem anderen, eine Ortschaft nach der zweiten entschwindet in dem stillen Thal; überall Schächte, kleine Eisenbahnwagen, Arbeiter, die nach dem schwarzen Gold fahnden. Das ganze Thal ist von einer zusammenhängenden, freundlichen Ansiedelung erfüllt, und erst nach $1\frac{1}{2}$ Stunde verlassen wir es endgültig, um uns einem Seitenthale zuzuwenden. Berge ringsum, die Menschen und ihre Häuser sind verschwunden und nur der Bach ist geblieben. Er hat viel Sand abgesetzt und windet sich derart in mehreren Armen, daß wir ihn mehrere Male durchreiten müssen. Noch eine letzte Ansiedelung, ein kleines rumänisches Dörfchen zieht sich wie hingehaucht an den Bergen entlang; seine Bewohner haben vergebens versucht, Kukurutz zu bauen. In einigen Feldern treten uns wohl die hohen, schlanken Stauden entgegen, aber sie sind so dürftig, daß sie einen melancholischen Anblick darbieten. Wieder einmal haben wir die

Grenze erreicht, wo der Wille des Menschen an der Rauhheit der Natur scheitert. Ein Zigeunerlager steht plötzlich vor uns; sogar bis hierher haben sich die beklagenswerthen Wanderer verloren! Neben dem einen der elenden Zelte liegt ein junges Mädchen mit schönen Körperformen, welche durch eine rothe Katrinҫa gehoben werden, ihre Gesichtszüge sind nicht uninteressant, ihre Hände schlank, so daß wir diese Erscheinung gern betrachten und uns in romantische Träume versenken würden, wenn wir nicht zur rechten Zeit bemerkten, daß die Alte ihren Kopf zwischen die Hände genommen und das schwarze Haar in bestimmter Absicht durchwühlt.

Eine Minute noch, und wir haben sie vergessen, die veränderte Scenerie führt uns in eine neue Gedankenwelt. Unsere Pferde klimmen steil bergan. Immer höher geht es trotz der Mittagssonne, immer tiefer sinkt das Thal, immer größer wird die Zahl der vor uns aufsteigenden Berge. Unter uns liegt das Thal von Petrosény und Petrilla, es ist vermuthlich in den Zeiten der Saurier, der Riesenhirsche und des Mamuths ein Meeresbecken gewesen. Heute leuchten die friedlichen Häuser herauf, und der Fluß schlängelt sich silbern dahin. Wir aber ziehen höher, an einem Berg entlang, das Bild entschwindet, und wir sind allein mit der Bergwelt, hoch über den bewohnten Thälern, dem Himmel näher als jene Tausende, die da unten athmen und sorgen. Zur Linken zeigen sich Wiesen und angebautes welliges Terrain nebst einigen Sennhütten, zur Rechten öffnet sich das Gebirge in seiner ganzen Herrlichkeit. Das ist eine schöne Welt da drüben, und sie wird immer schöner und erhabener, je höher wir kommen. Auch die letzten Bergwiesen sind verschwunden, auch das Blinken der letzten Sense ist vergessen, und wir werden vom Reich des Hirten umfangen. An den Bergabhängen erblickt das Auge weiße, große Flecke, welche bald auseinander gehen, bald sich schließen, welche bald Ausläufer entsenden, bald sie einziehen, das sind Schafheerden, in denen

Tausende und Abertausende von Schafen gehütet werden. Jedes derselben ist blau oder roth oder violett gezeichnet, und jedes ist dem Hirten bekannt, der neben seinem treuen, grimmig ausschauenden Hunde liegt und ebenso grimmig wie dieser den Himmel anstarrt oder auf der Hirtenflöte seine einfachen Melodien bläst. Und dann treffen wir erst nach langer, langer Zeit einige scheue Kinder. Sie hüten eine Kuhheerde, halten sich auf einem Felsblock sitzend umschlungen und schauen auf die ferne Poiana hinab, auf der winzig klein die einzige, meilenweit zu findende Hütte hingestellt ist. Neugierig betrachten uns die munteren Kühe, einige spazieren auf uns zu, andere senken die Hörner und eilen im Galopp davon. Wir kommen weiter und immer weiter, zur Rechten die hehre Bergwelt, zur Linken eine Gruppe von sechs bis acht mächtigen Gipfeln, alle mit dürftigem Gras bedeckt, eine endlose, jede Aussicht nach Norden raubende Poiana. An den Abhängen geht ein kleiner Pfad hin, wenigstens behaupten dies die Leute, ein ungeübtes Auge kann ihn allerdings vor den Felsstücken und dem Gras nicht unterscheiden. Er führt uns stundenlang in die Bergwelt hinein. Stellenweise fällt der Höhenzug steil ab, so daß sich neben uns ein Abgrund von mehreren Hundert Fuß eröffnet, oder er senkt sich mehr als tausend Fuß in schräger Richtung bis zu dem mit dunkeln Tannen erfüllten Thal, das eigentlich nichts ist als eine wilde, enge Schlucht. Wenn unser Pferd ausgleitet und hinabstürzend sich überschlägt? Dann wird uns ein stilles Grab da unten, über dem die Vögel ihre entzückenden Lieder singen, und auf dem sich die Waldesblumen hin und her wiegen. Jetzt schreitet das Pferd nicht auf dem Pfad, weil ihm dieser zu steinig ist, es schreitet in eigensinniger Weise auf dem handbreiten Rasen hin, der den Pfad abschließt. Wenn es fällt — aber nein, es gleitet nicht aus. Als ob es tanzen wollte, setzt es seine vier Füße zierlich neben einander, bald diesen Stein, bald jenen umgehend. Abschüssige Stellen sind ihm ein Kinder-

spiel, gemessen klettert es den steilen Berg hinan, von dem man glaubt, daß ihn niemals ein Thier ersteigen könne, und bei dessen Erklimmung selbst der Mensch ausrutschen würde. Das Thier jedoch klemmt sich mit seinen Füßen sehr geschickt ein und weiß dieselben viel besser unterzubringen als mancher Mensch seine eigenen. Reitet man über Steine und Felsblöcke, so geht es langsam vorwärts, es prüft bei jedem Schritt den Weg, und sind ihm die Steine nicht vertrauenswürdig, so bläst es die Nüstern auf, beriecht den Stein oder scharrt mit dem Fuß. Jetzt kommt eine Kluft, sie zieht sich weithin, es bleibt kein Ausweg, keine Wahl, wir müssen hinüberspringen! Doch Sorge ist unnütz, das treue Roß ist gewandt, es stellt die Füße auf einem Stein dicht zusammen, dann springt es — und wir sind jenseits der Spalte. Auch im Wald ist es besser zu Hause wie wir, nur muß man ihm seinen Willen lassen und ihm gestatten, daß es sich selbst seinen Weg sucht. Treibt man es an, so geräth es vielleicht in einen Sumpf, im andern Falle gewiß nicht. Und wie genügsam sind diese klugen Thiere! Den ganzen Tag zieht der Rumäne mit ihnen über das Gebirge, und sie reißen nur beim Vorwärtsschreiten hier eine Blume, dort einen Zweig ab, dann rastet man einige Minuten und wird hierauf von dem treuen Gefährten weiter getragen. Von seinen Rücken aus darf man ruhig in die Tiefe hinabblicken, zu den schweigenden, sich endlos aneinander reihenden Wäldern, über denen hier und da ein Raubvogel schwebt, sowie hinüber zu den Bergen, die in vier bis fünf Gliedern amphitheatralisch aufgestellt sind, und deren höchste nicht mehr zu Siebenbürgen gehören, sondern zum Königreich Rumänien.

Weiter ziehen wir, mit uns das Bild. Neue waldlose Hügel links, neue Höhen und Tiefen rechts, alles wie von einer Riesenhand geordnet und mit Benutzung des kleinsten Raumes aufgebaut. Endlich erreichen wir den letzten und höchsten in unserer Hügelreihe, über ihn geht unser Weg. Das ist der

gewaltige Pietros. Ein eisiger Wind umfegt seinen Gipfel, und auf seiner Nordseite hält sich nur noch kümmerliches zwerghaftes Gestrüpp. Keine Blumen erheben das sinnige Haupt, wohl aber liegt noch Schnee in ziemlicher Menge, den die heiße Julisonne nicht verdrängt hat. Hier oben gilt es Abschied zu nehmen von der amphitheatealischen Bergwelt, eine neue thut sich auf, schlichter, nicht wie jene durch Berge, sondern durch dunkle Wälder gekennzeichnet. Nach Ueberwindung des fußhohen Schnees treffen wir eine Heerde und werden von den Hirten begrüßt. Sie schauen wenig freundlich aus, sind aber dennoch harmlose Menschen; dann betreten wir den Wald. Es ist ein hartes Kind der Natur, dem man wohl anmerkt, daß es hier oben bei Schnee und bei eisigem Wind groß geworden. Hunderte von Stämmen hat der Sturm entwurzelt, ihre Leichen liegen faulend im Wald und hemmen unser Vordringen derart, daß wir sie umgehen müssen, wenn nicht die Pferde das morsche Holz zertreten sollen. Dabei ist der Pfad oft verwachsen, und wir müssen gewaltsam durch das Dickicht brechen. Die harten, schweren Zweige schlagen uns das Gesicht; wir kämpfen mit ihnen, sie bald nach oben, bald zur Seite werfend, oder wir neigen uns zum Hals des Pferdes herab, ohne jedoch vermeiden zu können, daß unsere Hände von den Nadeln blutig gerissen werden. An vielen Stellen sind die Bäume mit grauen oder röthlichen Flechten überzogen, und ihre dürren, kahlen Aeste brechen bei der Berührung ab.

Allmählich wird der Wald freundlicher, die gefallenen und vertrockneten Bäume schwinden, und statt ihrer umrauschen uns stolze Laubbäume nebst ansehnlichen, hohen Tannen. Bunte Blumen verleihen der Natur Anmuth und Lieblichkeit, und wir lagern auf einer großen Lichtung. Still ist es hier, regungslos und wie traumversunken stehen die mächtigen Bäume da, wolkenlos blickt der blaue Himmel herab, und ein erfrischendes kühles Lüftchen weht durch die Schöpfung. Plötzlich wird es dort

drüben lebendig, Zweige knacken, und aus dem Wald hervor springen wiehernd drei kleine Pferde. Sie nähern sich zutraulich und suchen mit den unsrigen Bekanntschaft anzuknüpfen. Doch der alte Rumäne mahnt zum Aufbruch, und wir folgen ihm durch den schweigenden Wald. Der Abend ist gekommen, und leichte Schatten der Dämmerung legen sich gespenstisch auf unsere Umgebung. Jetzt führt der Weg, den das Auge nicht mehr erkennt, durch eine Schlucht, in der sich ein wüstes Chaos von Steinen, Felsblöcken und moderndem Holz zusammengefunden. All' das hat das Wasser des in unheimlichen Stunden sich hinabstürzenden und brausend hinunterwälzenden Gießbaches hierher geschleppt. Gefallene Bäume neigen sich über die Schlucht, sie drohen, uns vom Pferd zu reißen. Wir müssen absteigen und in der Dunkelheit den Weg selbst suchen, den die Pferde bisher sicher gewandelt sind. Eine schwere Aufgabe, bei deren Lösung die Ausdauer der klugen Thiere Bewunderung hervorruft. Ueber fußhohe Steine und Felsblöcke steigen wir oft ausgleitend hinunter, über morsche Baumstämme müssen wir den Fuß setzen, und immer muß das kluge Thier folgen. Zuweilen sträubt es sich, doch es bleibt ihm keine Wahl. Keuchend tritt sein Fuß auf die morschen Baumstämme — wir selbst haben plötzlich den Weg verloren. — Vollständiges Dunkel umgibt uns, neben uns gefallene Baumstämme, vor uns Dickicht, unter uns Moos, in das wir versinken. Wir lauschen — kein Ruf, kein Laut wird hörbar, nur unten in der Tiefe scheint ein Fluß tosend dahinzuschießen, sein Rauschen dringt an unser Ohr. Der Führer ist verschwunden, unbeantwortet verhallen die Rufe, sollen wir hier die Nacht verbringen? Doch vielleicht zaubert ein Schuß aus dem Revolver den Alten herbei. Scharf hallt der Schuß durch die Wildniß, bei seinem grellen Aufblitzen schauen wir in die Augen unseres klugen Thieres, die in höchster Erregung geisterhaft funkeln, und wir sehen wie seine ganze Gestalt durch das Spannen

aller Muskeln für einen Augenblick eine starre, gespenstische Ruhe angenommen hat. Zweige knacken; der Alte kommt — er führt uns auf den Pfad. Wieder senkt sich die Schlucht in ein enges Thal, und wir stoßen auf den wilden Fluß. Jetzt stehen wir an seinem Ufer und suchen uns zu orientiren. Zwanzig Schritt breit tost das nasse Element schäumend dahin, Felsblöcke überspringend und umflutend, immer gleich wild und unfreundlich; weiterhin Tannen, über uns der Himmel. Dort liegt ein Baumstamm über dem Fluß — das war eine Brücke; der Fluß hat sie weggerissen. — Unser Schicksal ist entschieden. Der Alte jammert und seufzt, dann setzt er sich nieder, nimmt den Hut ab und bekreuzt sich, einmal, zweimal, dreimal. Kein Mensch, kein Pferd kann da hinüber, das wüthende Wasser nimmt Roß und Reiter mit sich, beide würden in den Strudel gerathen und an den Felsblöcken im Fluß zerschellen. Unterdessen ist die Nacht erschienen, sie hat die Erde mit ihrem Schleier umhüllt und bringt uns die Ruhe. Hier im nassen Gras müssen wir verweilen, nur zwanzig Schritt von dem anderen heißersehnten Ufer entfernt. Ein Feuer können wir nicht anzünden, denn alles um uns ist in Nässe getaucht. Trockenes Holz ist hier ein unbekannter Schatz, und außer dem Wasser des Flusses besitzen wir nichts Genießbares, da unser Sack beim Herunterklettern durch die Schlucht abgestreift worden ist und irgendwo im Walde liegt. Unsere Mäntel und der Pferdesattel bilden das Lager.

Die Nacht hat unterdessen ihre Herrschaft angetreten. Das Auge sucht vergebens das silberne Licht des Mondes, und nur die Sterne ziehen herauf. Einer nach dem anderen tritt aus der Dämmerung hervor, einer reiht sich neben den zweiten, bis sie endlich alle in Reihe und Glied geordnet sind. Gerade über uns zieht sich als ein breiter silberner Gürtel die Milchstraße mit ihren Millionen von Welten hin, mit ihren unzähligen flimmernden Punkten. Dunkel und schwarz stehen die Tannen

am anderen Ufer und hinter uns, zwischen ihnen der brausende Fluß, hundert Schritt weit ein hellglänzender weißer Streifen, bis er bei einer Biegung verschwindet. Das ist die rauhe, ungebändigte Natur, in welcher der Mensch nur ein schwacher, hilfloser Fremdling ist. Neben uns erheben sich zwei weiße Massen, sich bald hier, bald dort zeigend, sich bald entfernend, bald sich nähernd. Es sind unsere klugen Pferde, die Gras und Blumen genießen, um die verlorenen Kräfte zu ersetzen. Kalt ist es geworden, naß ist das Gras, und naß ist nach kurzer Zeit der Mantel, auf den von unten die Nässe des Bodens wirkt und von oben ein leichter, kaum merklicher Thau herabfällt. Nur die Pferde sind warm, und an sie gelehnt wird uns neue Kraft zutheil. Sie lassen es ruhig geschehen, daß wir auf sie gestützt leicht schlummern, und senken selbst halbschlafend das kluge Haupt. Dort im Gras liegt eine weiße Masse, der Alte. Wenn er Neigung bekäme, uns zu überfallen? Doch nein, er ist ein ehrlicher, harmloser Naturmensch, wenn er auch noch so grimmig dreinschaut. — Im Thierreich ist's stumm. Zwar hat uns der letzte Hirte erzählt, daß der Bär in der Nähe sei, daß seine Pferde jene Anzeichen der Angst von sich gegeben, die sie bei dem Nahen des Raubthieres offenbaren, allein keine Zweige knacken im Wald, und wer weiß, wo der braune Gesell schlummert, oder welche Kuhheerde er decimirt! — Endlich kommt der Morgen, die Sterne werden bleicher, manche verschwinden, die Milchstraße löst sich auf, und im Osten nimmt der Himmel hellere Nüancen an. Er erscheint grau, fast dunkel, vielleicht ist er bewölkt? Doch es blinken noch einzelne Sterne herab, und als einer der letzten und hellsten leuchtet der Morgenstern. Eine halbe Stunde lang liegt die Nacht im Ringen mit dem jungen Tag, langsam, in allmählichem Uebergang erkämpft dieser den Sieg, bis auch der letzte der Sterne verschwindet und sich der scheinbar graue Himmel in herrliche Bläue verwandelt, auf der nur

einzelne weiße Wölkchen dahinschwimmen. Unsere Umgebung bietet sich nunmehr den Blicken dar, und wir bemerken, daß wir einen Schritt vom Fluß entfernt geschlafen und nicht weiter beim Auf- und Abgehen von ihm entfernt gewesen sind. Die Pferde werden gesattelt, und wir versuchen, den Uebergang zu erzwingen. Manneshoch wirft der Fluß sein Wasser, hineingeschleuderte Steine reißt er mit sich, und die Thiere sträuben sich mit aller Kraft gegen das Durchschreiten. Keine Macht der Welt könnte sie dem tobenden Element überantworten. Sie sind wieder einmal klüger als die Menschen, ihr Instinkt sagt ihnen, daß tobend der sichere Tod vorüberzieht. Wir müssen den Rückweg nach Petroseny antreten und können daraus die goldene Lehre ziehen: daß man bei Gebirgsreisen weder den Ausgang vorhersagen, noch einen bestimmten Plan über Zeit und Ort entwerfen soll. Die uns bekannten Berge werden von unseren Pferden erklommen, die uns bekannten Tannen schlagen uns ins Gesicht, und die herrliche Aussicht vom vergangenen Tag entzückt uns von Neuem. Am Abend erreichen wir die dürftigen Kukurutzfelder, die menschlichen Ansiedelungen, die Zigeunerbande und reiten hierauf einen Hügel hinan. Er ist mit Büschen bedeckt, und scharf ausgreifend tragen uns die Pferde mitten durch dieselben hindurch. Sie thun es absichtlich, weil das uns und sie schlagende Gebüsch die ihnen lästigen Fliegen entfernt. Ein Thal öffnet sich endlich vor uns voll zierlicher, schmucker Häuser: Petroseny. — Unser Plan, über die Gebirge nach Hermannstadt zu gelangen, ist gescheitert, und wir sind unter solchen Umständen zu dem zweifelhaften Vergnügen verurtheilt, die kurze Strecke mit dem Dampfroß in 24 Stunden zurückzulegen. Viermal haben wir mehrstündigen Aufenthalt, dreimal müssen wir umsteigen, dank den verschiedenen Bahnen und mangelnden Anschlüssen im Lande, bei den Strahlen der Morgensonne fährt uns aber schließlich doch der große Hotelomnibus rumpelnd über das Pflaster der alten Sachsenstadt.

VIII.

Hermannstadt. — Das Bruckenthaler Museum. — Die Umgebung von Hermannstadt. — Die Schagunafeier in Resinar. — Heltau und Michelsberg. — Szelişte und seine schönen Frauen. — Salzburg. — Zum Rothenthurmpaß. —

Hermannstadt ist der Mittelpunkt des Deutschthums in Siebenbürgen. Betreten wir die Stadt, so dünkt es uns, als ob wir in einer fränkischen Stadt des Mittelalters wandelten. Da stoßen wir überall auf rothbraune Ziegeldächer, auf alterthümliche Giebel in dichter Häufung, und enge Schlippen. Hier passiren wir eine solche, in der sich eine Rinne mit Wasser hinabzieht, und steigen über eine steinerne Treppe, sowie durch ein altes Thor zu einer tieferliegenden Straße hinab. Altersgraue und altersschwache Häuser überall. Manche von ihnen haben bereits drei Jahrhunderten widerstanden, eines zählt sogar über 400 Jahr. Es erhebt sich in einer breiten Gasse, trägt hohe Giebel, hat nur zwei Fenster Front, zeigt aber wie seine Nachbarn vergitterte Fenster mit nach vorn gebogenem Bauch. Die Gasse mündet auf den Hauptplatz und ist eine der belebtesten, trotzdem erscheint sie wie ausgestorben. Nichts fällt den Blicken auf, was an Fabriksthätigkeit oder Handel gemahnte, alles ist patricierisch zugeknöpft, alles deutet auf ein büreaukratisches Leben. Und Hermannstadt ist Beamtenstadt. Man sieht es diesen harten, verschlossenen Gesichtern der Männer an, daß die Feder ihr Schwert ist und ihr Geist sich mit den trockensten Obliegenheiten des Friedens beschäftigt. Frappant

wirkt auf den Fremden, der von Klausenburg herüberkommt, eine solche Entdeckung. In dem vornehmen Hauptort des Magyarenthums verkehrte er mit fröhlichen, sorglosen, ja leichtsinnigen Menschen, die von Genuß zu Genuß eilen, er beobachtete eine zahlreiche Aristokratie und elegantes Treiben, hier vermißt er all' das, und statt dessen kann er sich nur in das behäbige, moralisch strenge sächsische Dasein vertiefen.

Wir wandeln weiter, die Straße erreicht plötzlich ihr Ende. Ein ganzes Gewirr von Baulichkeiten steht bei einander. Eine Kirche drängt sich vor, zwingt die abwärts führende Straße zur Theilung, und wir gelangen durch ein Thor mit Stufen einerseits und eine Art Hohlweg andererseits hinab. Wohlweislich hat man jeden Winkel, jede Ecke benutzt, entsprechend dem früheren Charakter der Stadt als Feste ersten Ranges. Allerorts wird man an die einstige Bedeutung der Sachsenstadt gemahnt. Ueberall stößt man auf die Stadtmauern, auf Thürme und Befestigungen, und darauf gestützt wird man eine Vorstellung von der Stärke der „rothen Stadt" gewinnen können, welche den wilden, weltstürmenden Osmanen Jahrhundertelang furchtbar gewesen und bei ihnen für uneinnehmbar galt. Die Stadt ist gegenwärtig Sitz von 30 Gesellschaften und Vereinen, sowie von höheren Behörden, und es besteht ferner in ihr eine kgl. Rechtsakademie, ein kgl. Staatsgymnasium, ein evang. Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Infanteriekadettenschule, ein griechisch-orientalisches Priesterseminar und außerdem noch eine Anzahl höherer und niederer Schulen. Der Religion nach waren im Jahre 1880 von den Einwohnern 8964 Evang. A. B., 902 Evang. H. B., 71 Unitarier, 4881 römisch-kath., 2991 griech.-orient., 1333 griech.-kath., 300 Juden.*)

Unter den Kirchen ist die schönste und bedeutendste die ev. Hauptkirche, ein herrliches Bauwerk in gothischem Styl, im

*) Anfangs behauptete das statistische Bureau das Vorhandensein von

Jahre 1431 begonnen und 1520 vollendet. Treten wir durch ihr weites Portal, so eröffnet sich uns ein Tempel, so schön und so ansprechend wie kein zweiter im Lande. Der Bau ist regelmäßig durchgeführt und das Schiff von großer Schönheit. Uebermäßiger Schmuck ist vermieden, nur an den Wänden hängen die Wappen alter Patriciergeschlechter und am Altar ein von Johann von Rosenau im Jahre 1445 gemaltes Bild, die Kreuzigung Christi darstellend, an dem die Namen der Stifter angebracht sind. Das Interessanteste ist eine Sammlung alter Grabsteine. Sie erfüllt den kleineren, durch eine Wand separirten Theil der Kirche. Eine feierliche, überwältigende Vereinigung. Durch die hohen Scheiben fällt das Tageslicht herein, es bricht sich auf den steinernen Platten des Bodens und streift über die Erzeugnisse der Kunst. An den Wänden sind die alten Monumente aufgestellt, gleichsam eingemauert. Eine stattliche Zahl ist dem Mahnen sächsischer Pfarrherren der vergangenen Epochen gewidmet. Einige von diesen sind in Lebensgröße abgebildet, mit großem Ziegenbart und in der damaligen Tracht. Die steinernen Hände der alten Seelsorger legen sich an die Umfassung in seltsam markirter, künstlerischer Natürlichkeit, sodaß es uns deucht, als müßten sich die Hände bewegen, und die Augenlider rufen den Eindruck wach, als sollte der steinerne Mann dieselben aufschlagen. An weiteren Platten prangen die Wappen der Senatoren oder der reichen Patricier, und wieder andere führen uns einige Sachsengrafen vor, reckenartige Männer, deren Namen die Geschichte mit heldenhafter Glorie umgeben hat. Wieder wird uns, als ständen wir Schlafenden gegenüber, wieder ist uns, als sollten diese Finger und Köpfe lebendig werden, und als sollten diese Ge-

14,001 Deutschen, 2764 Rumänen und 2078 Magyaren und schrieb davon 6413 der evang. A. Conf., 8080 der griech.-orient. Confession zu. Offenbar ein grober Fehler, weil sich die Sachsen nicht zur griech.-orient. Confession bekennen.

stalten herabsteigen, allein die Epoche der Sachsengrafen ist vorüber, und uns Söhnen ruhigerer Zeiten bleibt nur übrig, die Feinheit der Arbeiten zu bewundern und vor unserem Geiste ein Bild der damaligen Kunst erstehen zu lassen. Auch die Erzgießerei hat in jenen wilden, durch die Osmanennoth charakterisirten Zeiten geblüht, auch sie hat stumme und doch so beredte Zeugen hinterlassen. Welche Vergangenheit schildern uns diese leblosen Steine! Wahrlich, eine ganze Kunstgeschichte hat sich uns eröffnet. Wie verschieden sind doch die Arbeiten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts von denen des 18.! Deutlich können wir aus den letzteren den Verfall der Kunst in Siebenbürgen herauslesen. Bei den Werken der zuerst genannten Zeiträume herrscht lebhaftere Phantasie, größere Genauigkeit, mehr Sorgfalt für Abrundung, mehr Neigung zum Verzieren, bei denen des 18. Jahrhunderts ist eine Erschlaffung bemerkbar, sie sind einfacher, werthloser. Und wie steht es gegenwärtig um die Kunst in Siebenbürgen? — Man thut gut, gar nicht davon zu reden, denn das Resultat ist ein betrübendes. Das kernige Sachsenvolk ist aus seiner classischen Zunftabgeschlossenheit herausgetreten und hat dem Geist des Fortschrittes Rechnung getragen. Damit ist aber auch der ruhigen Arbeit, dem Grübeln bei derselben ein Ende bereitet worden, der Sinn für die Kunst ist geschwunden, und die gegenwärtigen Zustände sind keineswegs darnach angethan, um einen solchen von Neuem zu erwecken. Der materielle Zeitgeist, die politischen Kämpfe, die ungünstigen, durch Steuerlast gedrückten ökonomischen Verhältnisse haben das Ihrige gethan; Büreaukratenthum einerseits, und wissenschaftliche Studien andererseits erfüllen die Welt der intelligenten Männer,*) und so ist mit dem Handel die Kunst verfallen, als deren vornehmster Repräsentant noch immer das Bruckenthaler Museum zu Hermannstadt gelten muß.

*) Hermannstadt ist auch Wohnort des im 2. Kapitel so rühmlichst gedachten Dichter-Philosophen Dr. med. Krasser.

Das Palais der ausgestorbenen gräflichen Familie Bruckenthal steht am Hauptplatz und stammt aus dem vorigen Jahrhundert. Es ist ein großes zweistöckiges Gebäude mit gewaltigem Hof und jetzt im Besitze des evang. Obergymnasiums. Seine Sammlungen hat es dem Eifer und dem edlen Sinn des Freiherrn Samuel von Bruckenthal, der von 1773—1787 Gouverneur von Siebenbürgen war, zu verdanken. In hohen Sälen ist eine werthvolle Bibliothek von 50,000 Bänden geordnet, welche den besten Fundort für die Geschichtsforscher Siebenbürgens bildet, und deren weitaus herrlichstes und wahrhaft unschätzbares Kleinod das sog. Bruckenthaler Meßbuch ist, ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes Gebetbuch. Die Initialen und Bilder sind von überwältigender Schönheit. Schlagen wir das handdicke, unscheinbare Buch im Octavformat auf, so begrüßen uns überraschende, buntfarbige Bilder, aus deren Charakter sich sehr leicht erkennen läßt, daß vier verschiedene Meister, von denen einer ein großer Schalk gewesen sein muß, betheiligt waren. Da sind herrliche Gesichter, wie man sie in solcher Frische und Lebendigkeit bei derartigen Arbeiten wohl nirgends entdecken wird, Figuren, von denen wir glauben, daß es Gnomen sein müssen, die erst vor einer Minute gestorben sind, oder von denen wir meinen, daß sich ihre Gesichtszüge verändern sollen, daß sie beginnen werden, zu lachen und zu weinen. Vor unserem Geiste erstehen alte Städte mit Wall und Mauern, wir sehen Holzfäller, Arbeiter mit der Sichel, Schäfer auf den Stab gestützt, schafscheerende Leute; auf jedem Blatt neue Gestalten und Erscheinungen, neue Gedanken, immer gleich überwältigend und fesselnd, immer gleich sorgsam ausgeführt, immer gleich geistreich erdacht. Eine ganze mittelalterliche Welt ist hier zusammengetragen, viel Kunst und unendlicher Fleiß concentrirt. Dann folgt eine Leidensgeschichte Christi, sie ist weniger bewunderungswerth. Besonders fällt die Plumpheit und Unnatürlichkeit der Christusgestalten auf, die sich besonders

in den verzerrten Gesichtszügen des Heilands äußert. Verstärkt wird diese auffallende Thatsache noch durch den Umstand, daß das Auge durch die vorzüglichen Christusbilder in allen Ländern und Formen verwöhnt ist. Ob der Künstler absichtlich solche Jammergestalten geschaffen hat, um die Leiden des Gekreuzigten in fürchtlichem grellen Licht erscheinen zu lassen, mag unerörtert bleiben. Im zweiten Theil sieht man köstliche Blumen, sowie Vögel und Thiere, denen man Leben zumuthen könnte. Man wird nicht müde, dieses Werk zu betrachten und im geistigen Genuß zu schwelgen. Auch eine ansehnliche Bildergallerie ist vorhanden, die viel von sich reden gemacht. Der englische Schriftsteller Charles Boner hat vor zwanzig Jahren seine Entrüstung über dieselbe kundgegeben. Er hat geäußert, daß die meisten der gerühmten Gemälde nur werthlose Copien seien oder von unbedeutenden Meistern herrühren, und daß man glaubt, in einem Trödlerladen zu weilen. Man hat neuerdings durch den Director des Belvedere zu Wien die Gemälde prüfen lassen, und da sich dieser vorzügliche Kunstkenner für die Echtheit derselben entschieden, so wird der Ausfall des Engländers hinfällig. In den verschiedenen Sälen bemerken wir einzelne Bilder von Tizian, Reni, Dominik, Brandi, Wouvermann, van Dyck, Rubens, Kranach, Dürer. Von Rubens präsentirt sich uns eine Diana inmitten einer Landschaft, der Meister hat indessen nur die Gestalt selbst gemalt. Das bemerkenswertheste Bild stellt Karl I. von England nebst Gemahlin dar. Engländer haben auf dies vorzügliche Gemälde gefahndet, ohne es jedoch für ihr Land und Volk bisher zu erstehen. Ferner erregen viele Bilder von Meytens unsere Aufmerksamkeit, unter denen die bedeutendsten und größten Maria Theresia und ihren Gemahl in früheren Lebensjahren vorführen. Diese beiden Bilder wurden von der Kaiserin dem alten Freiherrn von Bruckenthal behufs Gründung der Gallerie geschenkt, und der also Beglückte sandte hierauf Meytens aus, um in Frankreich, Italien und

Deutschland Gemälde anzukaufen. Die Sammlung besitzt allerdings trotz der Echtheit der genannten Meisterwerke nur mittelmäßigen Werth, da hervorragende Gemälde der Kunstkoryphäen nicht vorhanden sind. — Eine weitere Sammlung breitet sich im Erdgeschoß aus. Sie umfaßt römische und dacische Alterthümer, sowie mittelalterliche Erzeugnisse. Wir gewahren römische Statuen und Grabsteine, zierliche Figuren aus Bronce, eine ganze Armee der originellen römischen Ziegel, Münzen und allerhand Kleinigkeiten, außerdem die Ueberreste des dacischen Lebens. Die ergiebigsten Fundorte für die letzteren sind Hammersdorf und Probstdorf, während römische Gegenstände von Vizakna, Hatszeg und Torda geliefert worden sind. Ein origineller Bestandtheil dieser Sammlung ist der hölzerne Trinkbecher des Rebellen Hora. Weiterhin sind reichhaltige Münzensammlungen zu besichtigen, und in den Räumlichkeiten des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften auch Vögel, Insekten, Käfer, sowie ein Herbarium und ethnographische Sammlungen von afrikanischen und asiatischen Gegenständen. —

Die Lage von Hermannstadt ist ebenso schön und anmuthig als originell. Die Stadt ist am Fuße der herrlichen hohen Gebirgskette des Südens hingestellt und breitet sich in einem bedeutenden, im Norden und Osten von sanft ansteigendem Terrain umfaßten Thalkessel aus. Wenn man an einem warmen Sommerabend an den alten Stadtmauern vorüber ins Freie wandelt, so gelangt man durch duftige Wiesen in nordöstlicher Richtung nach Hammersdorf, einem wohlhabenden Ort am Fuß der hier beginnenden Hügel. Er besitzt stattliche Häuser und ist in seinem unteren Theil von Sachsen, in seinem oberen von Rumänen bewohnt, welche sich bereits seit langer Zeit angesiedelt und eine eigene Kirche erbaut haben. Wir durchschreiten das Dorf und besteigen den dasselbe beherrschenden Berg. Ein herrlicher, unvergeßlicher Blick wird uns zutheil. Zu unseren Füßen liegt das blühende, etwas gedrängte Dorf,

an welchem schlangenartig der Cibinfluß vorübereilt, hinter ihm blühende Felder, auf denen sich die Ruhe des Abends gelagert hat, und dort drüben, gerade vor uns steigt sie aus dem Boden empor, die traute Stadt der Sachsengrafen. Ihre alterthümlichen Mauern stehen stolz neben den mit merkwürdigen Giebeln gezierten Häusern, die rothbraunen Ziegeldächer leuchten, und die gewaltige Zahl der Kirchen verkündet die einstige imponirende Herrlichkeit und Größe des alten Cibiniums. Und doch erscheint all' das nichtig und armselig im Vergleich zu der ewigen, allmächtigen Natur. In einer ununterbrochenen, von kaum merklichen Schwankungen durchsetzten Linie ziehen sich die blauen, himmelanstrebenden Bergmassen des Südens hin. Schroff steigen sie aus der Ebene empor und rufen den Eindruck wach, als habe hier die Natur mit ihrem Zauberstab eine unüberwindliche Scheidewand zwischen Siebenbürgen und Rumänien, zwischen Orient und Occident geschaffen. Nur an einer Stelle zeigt sich ein Durchschnitt, und ein jäher Riß wird in der Kette sichtbar. Das ist das Thal des Cibin- und des Altflusses, das ist der Rothethurmpaß, jene Straße, auf der seit undenklichen Zeiten die Menschen ein- und ausgegangen sind. Er ist zugleich die Scheide zwischen dem Cibiner- und dem Fogaraser Gebirge. Nach Nordwest zu liegen die Schlachtfelder von 1848 und dort liegt auch Salzburg, wo die Römer Salz gegraben. Welches Bild hat wohl damals diese Gegend geboten? Höchst wahrscheinlich war die Stelle, wo sich heute Hermannstadt erhebt, noch ein Sumpf und die ganze Gegend mit Wald bedeckt. Und vor der Römerzeit? Man hat jenseits unserer Hügel prähistorische Funde gehoben. Es werden also auf jener Seite des Berges Dacier gesessen sein, auf der unsrigen hingegen schwerlich, weil sie hier feindlichen Einfällen leichter ausgesetzt gewesen wären. Die Dämmerung des Abends wirft jetzt ihre flüchtigen Schatten auf die Landschaft, und die ganze Umgebung regt zu historischen Betrachtungen an. Nur

schwer kann man sich von diesem vorspringenden Auslugepunkt trennen, der ein so anmuthiges Stück Erde beherrscht, und den in Anerkennung seiner Schönheit der thätige Karpathenverein mit einem Pavillon geziert hat.

Ebenso fesselnd, wie der Hammersdorfer Berg mit seiner herrlichen Ausschau, ebenso bezaubernd ist die allernächste Umgebung der Stadt. Wenige Orte dieser Größe dürften mit Promenaden so reich bedacht sein als der in Rede stehende. Da zieht sich zwischen der großen Infanteriekaserne und dem Theater die alte Promenade hin. Mächtige Bäume, halbversteckte Ruhebänke, einige Denkmäler, an Wochentagen wenig Besucher, an Festtagen Militärmusik und eine wogende Menge, das ist ihr Charakter, und noch köstlicher ist die an einem neuen Hotel entlang führende Esplanade, an der man vorüberkommt, wenn man den blauen Bergen des Südens entgegengeht. Wie Meeresbrandung wogt es am Sonntag auf und nieder, zu klein erscheint der Raum für die Entfaltung der Toiletten, für die Geister, welche sich nach vollbrachtem Wochenwerk erholen. Elegante Damen, deutsche sowohl als rumänische, wallen auf und ab, stattliche Officiere machen ihnen den Hof, und aus dem dichten Gewühle tauchen die langen Talare der vollbärtigen rumänischen Priester und die ernsten Physiognomien der sächsischen Büreaukraten auf. Etwas abseits haben sich blaue Infanteristen, braune Artilleristen und buntfarbige Reiter niedergelassen, um mit blühenden Mägden zu schäkern. Alles athmet Sorglosigkeit und Frische, alles genießt den freien Tag, die erquickende Abendstimmung, und vielleicht hängen die Blicke der Damen auf einige Secunden in stillem Genuß an der blauen Bergkette und dem heitern Himmel, um indessen bald wieder in den Augen ihrer galanten Begleiter zu lesen. Das ganze Bild trägt den eigenen Stempel des siebenbürgischen Lebens. Es ist zu buntfarbig, zu elektrisch und zu bewegt, als daß man es mit einem nordischen vergleichen könnte, und an=

dererseits fehlt ihm wieder die hinreißende, alles bezwingende Pracht des Orients, das verzehrende, fieberisch pulsirende Feuer des Südens. Einige Gestalten erinnern an das letztere. Koboldartig schlängeln sich buntfarbige Dirnen durch die Menge. Die Wangen der Mädchen glänzen in Jugendfrische, die dunkeln Augen leuchten schelmisch und verführerisch, die rothen Katrintzen und die sauberen weißen Hemden stechen von der Kleidung der übrigen Spaziergänger ab. Es sind rumänische Dienstboten, die den freien Tag benutzen, um mit vollen, durstigen Zügen den Kelch der Freude zu leeren. Jetzt huschen wieder drei von ihnen vorüber, sie scherzen und springen, an der nächsten Straßenecke bleiben sie stehen, die Blicke ihrer feurigen Augen fallen mit denen einiger jungen Officiere verständnißvoll in einander, dann verschwinden sie siegreich lächelnd. Wir wandeln weiter, dem Strom der Spaziergänger und sonntägig geputzten Menschen folgend. An der erzbischöflichen Sommerwohnung mit großem Garten vorüber, gelangen wir durch die Vorstadt ins Freie. Weithin dehnen sich die neuen Anlagen aus. Da ist das sog. Erlenwäldchen. Lauschige Plätzchen, herrliche Wiesen, Bäume und Büsche, daran schließt sich der junge und der alte Eichenwald, in dem junge und alte Eichen stehen, und in welchem man stundenlang herumwandeln kann, bis man dem Fuß des Gebirges nahe ist. Dann stößt man auf Resinar, einem ansehnlichen rumänischen Ort, der ehemals Städterdorf hieß.*) Er

*) Die rumänischen Ortschaften um Hermannstadt zählten an Einwohnern:

	im Jahre 1761	im Jahre 1880
Resinar	1829	5191
Guraro	1139	2315
Talmacsell	820	1393
Westen	1084	1146
Maichen	547	874
Boicza	1324	1512
Baumgarten	168	739
Unter-Sebes	486	1334

bildet den äußersten Posten und liegt eigentlich schon zwischen den Ausläufern des jäh emporsteigenden Grenzwalles. An seinem Eingang erhebt sich eine stattliche Kirche und vor derselben eine einfache Kapelle. Trotz der Unscheinbarkeit birgt die letztere einen theuren Schatz des rumänischen Volkes: die Gebeine des edlen Schaguna.

Am 28. Juni 1883 waren zehn Jahre ins Land gegangen, seitdem die ehrwürdige Greisengestalt mit dem langen weißen Bart die treusorgenden Augen für immer geschlossen. Die Rumänen der griechisch-orientalischen Confession begingen diesen Tag auf das Feierlichste. In allen Kirchen fand ein Trauergottesdienst statt; in Resinar versammelte sich zu demselben die rumänische Intelligenz von Hermannstadt, und der Erzbischof celebrirte selbst. Früh gegen 9 Uhr hatten sich die Theilnehmer um die Kirche gruppirt, den Metropolit erwartend. Am äußersten Ende des doppelreihigen Spaliers standen die Kinder, dann folgten die jungen Theologen des Seminars von Hermannstadt, das städtische Publikum und hierauf die Männer und Weiber des Ortes, an denen mir stets die kleine, gedrungene Gestalt aufgefallen ist. Sie reicht fast nie über das Mittelmaß hinaus und gibt den Leuten ein bärenartiges Aussehen. Daneben lag in erhabener Ruhe der schmucklose Friedhof mit Kreuzen und Stangen, an denen ein Flöckchen weißer Wolle hängt, ein Zeichen, daß sich der verstorbene Jüngling mit Schafzucht beschäftigt. Endlich schritt der Erzbischof mit seiner Suite heran, vor sich die Diakonen mit dem Weihrauchkessel, dann die Erzpriester, hinter sich einen Schleppenträger; alle Priester in feierlichem Ornat. Hierauf schritt man in die Kirche, der Metropolit ließ sich in einem Sessel vor dem Altar nieder, die Erzpriester umstanden ihn, und vier junge Theologen erhielten unter herkömmlichen Ceremonien die erste Priesterweihe. Sodann folgte eine mehrstündige Liturgie, in welcher der Erzbischof celebrirend von sämmtlichen Erzpriestern gefolgt oft aus

dem separirten Raum hervorschritt, wo er das Abendmahl genoß. Während desselben sprach ein unbetheiligter ergrauter Erzpriester, ein wahrhaft apostelhafter Greis, das Vaterunser. Nachdem sich der Seminaristen- und der Gesangvereinschor, dessen Damenstimmen sich als vorzüglich erwiesen, hatte vernehmen lassen, ging der Trauergottesdienst vor sich. Die Glocken läuteten ernst, eine lange Rede des Generalvicars auf den Verblichenen folgte, jeder Theilnehmer erhielt ein Licht, und endlich begab man sich zur Kapelle, um dort zu beten, dem großen Todten Kränze darzubringen und das übliche Leichenmahl einzunehmen. Einer schönen rumänischen Sitte gemäß wurde am Mittag in der Schule Geld unter die Armen vertheilt, während sich die übrigen Theilnehmer bei einem gemeinsamen Mahl in demselben Gebäude vereinigten. Die größte Zahl der Tafelnden bildeten natürlich die Priester in ihrem, von der rothen oder blauen Schärpe umfangenen Gewand. Mehrere von ihnen hatten ihre Studien an der Leipziger Universität abgelegt, einige auch an der Wiener Alma mater. Alle sprachen ein ausgezeichnetes Deutsch und interessirten sich für die Wissenschaft, und da auch die übrigen Herren und Damen die deutsche Sprache vollständig beherrschten, so glaubte ich wirklich in einer animirten Gesellschaft der deutschen Gaue zu sein. Außer den Priestern war der Neffe des großen Schaguna, Rittmeister in der rumänischen Armee, nebst seiner liebenswürdigen Gemahlin anwesend; weiterhin reihten sich Bankbeamte, Redacteure, Advokaten, Aerzte und Damen an, deren Anmuth der ganzen Feier den vollen Reiz verlieh. Diese Damen der rumänischen Intelligenz verdienen in der That alles Lob. Es fehlt ihnen die Ruhe der achtbaren, wirthschaftlich überaus tüchtigen, sächsischen Frauen, andererseits aber auch die Leichtigkeit der magyarischen, und so sind sie, in maßvoller Weise auf dem Mittelweg einherschreitend, Salondamen und Hausfrauen zu gleicher Zeit.

Am späten Nachmittag verließ der Erzbischof in seinem Wagen den Ort, ihm voran ritt ein Panterium von etwa zwanzig Mann mit einer Fahne. Der jetzige Metropolit ist bei seinen Landsleuten nicht gut angeschrieben, und verschiedene Excesse, bei denen man dem Oberhirten die Fenster eingeworfen, liefern dafür drastischen Beweis. Zu dieser Mißachtung des geistigen Führers haben dessen Sympathien für die gegenwärtige ungarische Regierung und für deren oft ungesetzliches Vorgehen viel beigetragen, und da außerdem über das Privatleben des genannten Herrn wenig Löbliches in die Oeffentlichkeit gedrungen, so erklärt sich eine derartige Unzufriedenheit zur Genüge. Vor seiner Einsetzung hatte das Consistorium einen anderen Geistlichen zum Erzbischof gewählt, allein der jeweilig Bestimmte muß von der Regierung bestätigt werden, und so war es dieser leicht, einem ihrer Anhänger die einträgliche Stelle zu verschaffen. Viel geschätzter und beliebter ist der römisch-katholische Erzbischof zu Blasendorf, ein verständiger, wissenschaftlich hochstehender Mann. — An der inneren Organisation der griechisch-orientalischen Kirche ist vieles mangelhaft und verderblich, manches überflüssig. Die jüngeren Priester sind den Neuerungen zugethan, die älteren jedoch conservativ, und daher muß in dieser Hinsicht der Zeit die Veränderung, Verbesserung und Sichtung überlassen werden. Der Gottesdienst selbst umfaßt noch immer eine beträchtliche Menge durchaus überflüssiger Ceremonien, welche der Andacht der Gläubigen gewiß nicht förderlich sind, sondern die letzteren nur vorzeitig ermüden. In den Dörfern habe ich oft genug beobachtet, daß die Popen den Gottesdienst viel zu lange hinausziehen, obwohl ich auch andererseits Priester gefunden, die, in richtiger Schätzung ihrer Anvertrauten und in vollständiger Würdigung der socialen Verhältnisse, geäußert, daß sie niemals einen mehrstündigen Gottesdienst abhalten. Die Ceremonien selbst könnten sehr wohl nach protestantischem Vorbild verein-

facht werden, und ebenso dürfte es angebracht sein, die originellen Heiratsgesetze der Priester zu reformiren. Der Presbyter der griechisch-orientalischen Confession soll verheiratet sein, entsprechend einer Aeußerung Christi gegenüber den Pharisäern, die Heirat darf aber nur Statt finden, wenn der Seelsorger noch nicht die Priesterweihe empfangen, sondern erst zum Hypodiaconus hirotonirt wird. Außerdem verlangt das Gesetz, daß er sich mit einer Jungfrau vermähle; wird jemand zweimal, oder mit einer Witwe verbunden, so kann er nicht auf die Diaconal- und Presbyterstufe befördert werden. Will sich ein verwitweter Presbyter von Neuem vermählen, so wird er gemäß dem 1. Kanon von Neocäsarea des geistlichen Functionsrechtes entkleidet, und es bleibt ihm nur das Zugeständniß, geistliche Tracht zu tragen und bei Zusammenkünften in den Reihen der Priester zu sitzen. Getrennt kann die Ehe nicht werden, wird dagegen ein Geistlicher zum Bischof erwählt, so muß er Mönch sein, und besitzt er ein eheliches Weib, so ist dasselbe von ihm zu scheiden und in einem Kloster unterzubringen, da „Keuschheit" ein Hauptbedingniß für den Oberhirten ist. Diese Institutionen erinnern zwar nicht an die verwerfliche mittelalterliche Einrichtung des römisch-katholischen Cölibates, sie zeigen aber, und besonders an dem erwähnten erzbischöflichen Beispiel, daß vieles an ihnen noch unvollkommen ist.

Oestlich von Resinar liegt gleichfalls dicht am Gebirge die sächsische Ortschaft Michelsberg. Da dieselbe von dem genannten rumänischen Ort nur eine kurze Strecke entfernt ist, so gelangt man zu ihr auf der nämlichen Straße, welche durch den herrlichen erwähnten Eichenwald läuft und sich erst kurz vor beiden Orten theilt. Ehe man in Michelsberg eintrifft, wird man aufs Neue von gewaltigen, knorrigen Eichbäumen begrüßt, dann senkt sich die Straße und geleitet jäh in das freundliche Dörfchen hinab. Michelsberg ist von allen sächsischen Gemeinden diejenige, welche einen echten Gebirgscharakter zeigt,

und außer Heltau zugleich die einzige des Königsbodens, wo Rumänen noch keinen Besitz aufzuweisen haben. Seine Lage ist entzückend, die kleinen Gebirgshäuser drängen sich am Fuß des gewaltigen, mit seinen Ausläufern energisch hervortretenden Götzenberges an einander und ziehen in einem Seitenthale hinein ins Gebirge. Viele von ihnen verfügen über so wenig Raum, daß ihnen mit dem benachbarten Gebäude ein gemeinsames Thor geworden, und da ihre Bewohner nur geringen Feldbau treiben können, so sind dieselben ziemlich unbemittelt. Die Verhältnisse haben hier den Menschen gemacht. Die Felder sind dürftig, und so liegen die Leute mit echt sächsischem Fleiß der Obstcultur ob und erzielen dabei allerdings glänzende Erfolge. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals herrlichere Kirschen genossen zu haben, als wie man sie mir in dem trauten Pfarrhaus vorsetzte. Es waren tiefschwarze, überaus süße Früchte, deren Größe nur noch von der der Banater übertroffen wurde. Die Gewinnung wird hauptsächlich auf dem ziemlich großen, geschützten Terrain zwischen Michelsberg und dem benachbarten Heltau betrieben, welches seinen Namen „das Paradies" nicht mit Unrecht trägt. Man kann sich in der That nichts Anmuthigeres denken als diesen weiten Raum mit Obstbäumen bedeckt, denen die lockende Frühlingssonne einen bezaubernden Blüthenschnee übergeworfen hat. Und schaut man selbst im Spätsommer von der kleinen Bauernburg in das stille, traute Thal hinab, so ist es einleuchtend, daß zuweilen aus Hermannstadt einzelne der Ruhe Bedürftige herüberkommen, um das Paradies in seliger Vergessenheit zu betrachten. Auch Liebespärchen sollen sich hierher verirren, ihnen mag es besonders schwer fallen, wieder aus dem Paradies zu scheiden. Die Burg, welche sich über dem Dörfchen, auf rundem Hügel erhebt, ist unansehnlich, sie besitzt aber in dem Portal ihrer Kirche einen großen Schatz. Die Kirche ist eine der wenigen im Lande, die man im rein romanischen Styl aufgeführt hat, und somit eine der ältesten. Die

Bogen des Portals sind von überwältigender Reinheit und Schönheit. Man setzt sich nieder auf die alte Mauer und läßt das Auge in den Linien schwelgen, bei denen es durch nichts verletzt wird, man vergißt darüber den majestätischen Götzenberg und die lauen Lüfte des Nachmittags. Bei Michelsberg sind auch Feuersteinmesser und andere Erzeugnisse grauer Epochen gefunden worden, ein Beweis, daß die Gegend schon die Neigung der vorrömischen Bewohner erobert hat.

Der Nachbarort Heltau ist wohlhabend und besitzt eine mit vier Thürmchen gezierte Kirche, ein Zeichen, daß hier früher eigene Gerichtsbarkeit wohnte. Wir bemerken diese seltsame Zierde auch in anderen Orten, z. B. in Groß-Schenk, wo man noch im Jahre 1810 einen Bauern köpfen ließ. Solche Thürmchen waren aber nur den Städten gestattet, bei den Dörfern galt ein derartiger Bau als Anmaßung; auch Heltau ist rein zufällig zu diesem Schmuck gekommen. Als nämlich im Jahre 1590 der niedergebrannte Ort wieder aufgebaut wurde, da errichteten die Arbeiter vier Thürmchen und eine vergoldete Kuppel. Der hochwohllöbliche Rath von Hermannstadt entsetzte sich ob dieser Kühnheit und erließ die strenge Verordnung, daß das bereits Entstandene umzuändern sei. Den Heltauern gelang es trotzdem, ihren Bau zu retten, nur mußten sie feierlich geloben, ihn nie zur Erhebung von Ansprüchen zu benutzen, die ihnen nicht zukämen, sich vielmehr in Allem und Jedem der Stadt als ihrer Oberherrin unterzuordnen. Im entgegengesetzten Fall sollten die Hermannstädter das Recht haben, das Bauwerk nach eigenem Ermessen zu ändern. Da aber Heltau nach wie vor seine vergoldete Kirchthurmskuppe und seine vier Thürmchen zur Schau trägt, so scheint es, als ob die guten Heltauer immer folgsame Nachbarn des hohen Rathes gewesen seien. — Das Charakteristicum des Ortes ist die Wollindustrie. Fast in jedem Haus ist ein Webstuhl aufgestellt. Die meist aus der Wallachei bezogene Wolle wird einige Male gereinigt

und verdünnt, in Fäden umgesetzt und sodann verwebt, bis das Material der wasserdichten Klodenröcke entstanden ist, resp. wollene Jacken erzeugt sind, die nach dem Banat und nach Slavonien ausgeführt werden. Im Sommer wird natürlich wenig fabricirt, da zu dieser Zeit die Arbeiter zum Feldbau verwandt werden. Eine große Gefahr hat den gewerbthätigen, reichen Heltauern vor Kurzem gedroht. Es sind ihnen im Lauf der letzten Decennien Besuche von polnischen Juden abgestattet worden, die offenbar von den industriellen Verhältnissen des Ortes vernommen und den Versuch machen wollten, dieselben zu ihrem eigenen Nutzen auszubeuten. Anfangs erschienen die Fremdlinge in geringer Zahl und verblieben nur wenige Tage, bald wurden sie indessen sammt ihren Besuchen häufiger, so, daß sie sich wochenlang aufhielten und es den Anschein hatte, als besäßen die Israeliten Neigung, sich hier niederzulassen und Hand in Hand mit den Heltauern, aber zu ihrem Vortheil und auf ihre Weise, zu wirken. Nun stehen aber die Heltauer erstens in dem Ruf, daß sie den Fremden, der zur Betrachtung ihrer Webstühle kommt, gern unter den Tisch trinken, und zweitens, daß ihnen echt sächsische Pfiffigkeit eigen. Sie ergriffen also Mittel zu ihrer Vertheidigung, und gegenwärtig sind sie von dem auftauchenden Uebel befreit. Eine ihrer besten Waffen gegen derartige Angriffe besteht in ihrer Vereinigung zu einer „Rohstoff-Genossenschaft". Die Statuten dieses Vereins sind ausgezeichnet und besagen, daß der Zweck der Gesellschaft ist: „Beschaffung der zum Betriebe des Wollweber-Gewerbes erforderlichen Rohstoffe für gemeinschaftliche Rechnung und Auftheilung derselben an die Mitglieder". Diesen Zweck sucht die Genossenschaft zu erreichen: 1) durch Gründung eines Fonds zur billigen Beschaffung der Rohstoffe; 2) durch möglichste Erweiterung des Geschäfts-Credites, vermöge solidarischer Bürgschaftsleistung aller Mitglieder für den gleichen Betrag ihrer Einlagen; 3) durch den Reservefond.

Ebenso wie sich die am Fuß des Gebirges gelegenen sächsischen Ortschaften durch die Schönheit ihrer Lage und die Originalität ihrer Bewohner auszeichnen, ebenso beachtenswerth sind die rumänischen Dörfer, welche rechts von Resinar liegen. Ueber Neppendorf und Grossau, zwei sächsische Niederlassungen, gelangen wir nach Orlat, einem vergessenen, weggesetzten Punkt. Es war der Stabsort eines Romanen-Grenzregiments, und wir bemerken daher noch ansehnliche Gebäude jener Zeit, welche jetzt einem Infanteriebataillon als Kaserne dienen. Damit weder Officiere noch Mannschaften in dem verlassenen Ort allzulange cantonniren müssen, lösen sich die verschiedenen Bataillone des in Hermannstadt stehenden Regimentes bei dieser einförmigen Bewachung ab. Außer der bewaffneten Macht ist wenig Lebendiges in dem Oertchen zu spüren. Nur hin und wieder zeigt sich vielleicht ein rumänischer Händler, der mit dieser oder jener Waare auf seinem kleinen Pferdchen ins Gebirge hineingeht, um im Königreich Geschäfte abzuschließen. Gegenwärtig hat allerdings die hochwohllöbliche Regierung in Budapest den Verkehr mit Rumänien sehr erschwert, weil sie dadurch jedem patriotischen Gefühl der Rumänen, jeder Sympathie zwischen „hüben und drüben" die Spitze abzubrechen glaubt. Durch ein solches Vorgehen bringt sie ihren Unterthanen unendlichen Schaden. So sind die keine Felder besitzenden Resinarer auf den Handel mit Schafen angewiesen, früher erwarben sie sich durch denselben Capital, heute haben sie ihre Wohlhabenheit eingebüßt.

Nachdem uns noch einige Gebirgsörtchen freundlich begrüßt, erreichen wir Szeliste, diesen durch seine schönen Weiber so berühmten Ort, der in den Jugenderinnerungen manches mir bekannten Rumänen oder Magyaren eine ebenso hervorragende als romanhafte Rolle spielt. Es ist eine ansehnliche, wohlhabende Niederlassung mit mehreren Abtheilungen, die sich stundenlang ins Gebirge hineinziehen und mehrere Kirchen und Schulen umfassen. Die Häuser stehen auch hier dichtgedrängt, sie sind

sauber und reinlich wie die Straßen und häufig mit Malereien geziert. Der Gottesdienst ist längst vorüber, obgleich es noch früh am Tage, und so müssen wir uns mit der stillen Betrachtung der Kirchen begnügen. Sie sind ringsherum mit den buntesten Malereien geschmückt, welche Heilige und Episoden aus der Schrift darstellen, und die man ohne Gewissensbisse als Carricaturen bezeichnen kann. Die Leute selbst haben sich zumeist in ihre Wohnungen zurückgezogen, theilweise sitzen sie im Sonntagsstaat vor den Häusern. Sie erheben sich bei unserer Annäherung, und während die Männer höflichst grüßend den Hut lüften, betrachten uns die Frauen schelmisch mit ihren mandelförmigen Augen. Wie schön sie sind! Man meint wirklich, daß unter den Rumäninnen der ganzen Monarchie eine Auswahl Statt gefunden und man die lieblichsten hier angesiedelt. Die Formen des Körpers sind ebenmäßig, das Haar ist oft blond, meist schwarz, die Augen leuchten zuweilen lüstern, und die Gesichtszüge sind zart und häufig wie Milch und Blut. Welch einen herzerquickenden Anblick bietet ein Trupp solcher Mädchen dar! und wie sie lächeln, wenn man ihnen zunickt, sie wissen ja recht wohl, daß man hauptsächlich wegen ihnen nach Szeliste kommt. Jetzt schreitet ein junges Weib an uns vorüber, sie grüßt uns, vorbei sind wir, pfeilschnell ist das Bild entflogen, und doch schauen wir uns sprachlos an, und auf unseren Lippen schwebt die Frage, ob diese junonische Schönheit wirklich ein lebendes Wesen ist, oder ob sie nur ein Gebilde unserer aufgeregten Phantasie. Vollendete Anmuth, Feinheit der Gesichtszüge, bezaubernde Lebenslust, Bewußtsein ihrer Schönheit, hinreißende Liebenswürdigkeit und vor Allem duftige Frische, das waren die Attribute des herrlichen Geschöpfes! Daß aber die Frauen und Mädchen von Szeliste so wunderbar schön sind, ist erklärlich. Felder stehen diesen Gebirgsbewohnern nur wenige zur Verfügung, die Leute leben daher von Obstbau, die Männer treiben Viehhandel, und

den Frauen ist es möglich, im Hause ihrem Körper alle Pflege zukommen zu lassen.

Wie die Heltauer lieben auch die Rumänen von Szeliste die Hausindustrie, sie benutzen dieselbe aber nicht zum weltbekannten Export, sondern hauptsächlich zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen. In den Grundstücken der Wohlhabenden präsentirt sich uns ein sauberer Hof, und in den Häusern finden wir freundliche Zimmer und Kammern. An den Wänden sind wie bei den Sachsen mehrere Betten mit prachtvollem Bettvorrath aufgeschlagen, darüber hängen in langer Reihe Krüge und Teller und vor Allem die Stickereien der schönen Hausfrau, welche uns bereits Wein oder sonstige Erfrischungen dargereicht hat. Seltsame Muster und wunderbare, geschmackvolle Ausführung können wir wahrnehmen, von den Farben ist die rothe und blaue vorherrschend, die auch an der Sonntagstracht stark participiren. Ein weites Hemd mit feinen Falten am Aermel und verziertem Kragen, die Katrintzen, sowie die schwere Jacke mit köstlichen Stickereien bilden diese Kleidung. Die Aermel der Jacke hängen unbenutzt herab, dienen also nur zum Prunk und verleihen der ganzen Erscheinung etwas Majestätisches. Die Jacke ist von blauem Tuch und mit glänzenden Knöpfen besetzt, das ganze Costüm athmet geschmackvolle Einfachheit. Gastlich wie die Frauen sind auch die Männer. Sie fühlen sich beleidigt, wenn der Fremde den gebotenen Liqueur oder das Gebäck ausschlägt und benehmen sich im Uebrigen mit weltmännischem Tact, den sie auf ihren Reisen erworben. Manche von ihnen sind bis Constantinopel vorgedrungen und haben sich, von ihrer Frömmigkeit geleitet, nach Palästina verirrt. Mit gerechtem Stolz zeigen sie daselbst gekaufte Löffel, große in Jerusalem erstandene Druckschriften oder ein Hanftuch, auf dem ein Todtenkopf gemalt ist, und welches, nachdem es der Pope geweiht, seinen Besitzer einst ins Grab begleitet.

Mit Szeliste hängen einige andere Gebirgsorte zusammen,

so Galisch und Tiliska. Durch ein ganzes Meer von dichtgedrängten Häusern fahren wir allmählich bergan. Seltsam nimmt es sich aus, wie sich diese Weiber erheben, es dünkt uns, als ob sie alle zu einem Schönheitscongreß gekommen seien und von uns, den Preisrichtern, das Urtheil erwarteten. Auch die jungen Mädchen, die kaum dem Kindesalter entwachsen, bilden keine Ausnahme, auch sie lächeln schalkhaft. Jetzt kommen wir an einem Bach vorüber, an dem Kinder spielen. Einige Knaben baden darin, denen die Weiden nachdenklich zuschauen; doch was bewegt sich dort, dort zwischen den leichten, losen, schwankenden Zweigen, halb verborgen im Dämmerlicht? Eine badende Jungfrau ists, die sich scheu vor unseren Blicken unter das schützende Blätterdach zurückgezogen hat. Bäume und Büsche neigen sich vor ihr zusammen und entführen sie unseren Blicken; allein obgleich sich die Nymphe nur eine Secunde präsentirt, haben wir doch die Reinheit ihrer Körperlinien und ihren herrlichen Busen wahrgenommen. —

In nordwestlicher Richtung von Hermannstadt steigt die Eisenbahn zu einer gewellten Hügelwelt aus dem Thalkessel empor. Dort liegt Salzburg, Vizakna, eine Salzstadt. Das Terrain ist ein seltsames, das ganze Hügelland ist zerrissen und es wird Einem zu Muthe, als habe hier die Natur durch ein Erdbeben eine Veränderung vornehmen wollen, sei jedoch bei der Ausführung ihres Planes gestört worden und habe die Arbeit plötzlich aufgegeben. Ueberall, wohin wir unsere Schritte lenken, zeigt die Erde tiefe Risse, und unheimliche Klüfte, welche einem einsamen Nachtwandler sehr gefährlich werden könnten. Der Boden sieht grau und braun aus, monoton ist der Eindruck, den er hervorruft. Eine Stelle wird sich vor Allem dem Besucher einprägen. Wenn derselbe auf diesem melancholischen Erdreich herumsteigt, steht er plötzlich an einer großen, kraterähnlichen, von der Natur gebildeten Grube. Jäh fallen die Wände ab, nur durchsetzt mit emporstrebenden spitzen Fels-

stücken, die in ihrer Formation oft auf die Kreidefelsen am Meeresstrand hinweisen. Ein Gitter, welches den Zutritt zum Rand des Kraters verwehrt, verbietet uns, einen Blick in die Tiefe zu werfen, thäten wir es, so würden wir ein offenes Grab schauen, in einen Hades im thatsächlichen Sinne des Wortes. Auf dem Grund der Oeffnung bleichen die Gebeine von 379 Menschen. Ein einfacher Denkstein verkündet uns, daß hier 379 Honveds im Jahre 1849 getödtet wurden, und man die Leichen der Tapferen in dieses von der Natur gebildete Grab hinabstürzte. Ein melancholischer Friedhof, ein fürchterliches Grab, welches das ganze Elend und den ganzen Jammer des Krieges kennzeichnet. Weiterhin befindet sich der höchstgelegene der alten römischen Tagbaue. Er ist das stärkste der Salzbäder, und sein Wasser ist so dicht, daß die Menschen nicht untergehen, sondern sich, ohne zu schwimmen, auf der Oberfläche erhalten können. Die anderen Tagbaue werden ebenfalls zum Baden benutzt, sie liegen in der unmittelbaren Nähe des Oertchens, welches während der Sommermonate ein mit Gästen überfüllter Curort ist. Viele Familien quartiren sich in den schlichten Häusern ein und nehmen mit dem vorlieb, was ihnen geboten wird. Und das ist allerdings sehr wenig, denn auf diesem salzigen Terrain gedeihen keine anmuthigen Blumenbeete, stehen keine schattenspendenden Wälder. Es herrscht im Gegentheil Kahlheit und Oede, und die Curgäste müssen sich mit einigen Restaurationsgärten begnügen, wenn sie es nicht vorziehen, in ihren Häusern zu verbleiben. Außer den ständigen Gästen erfreuen sich die alten Tagbaue der Römer täglich noch eines gewaltigen Trosses von Hermannstädter Herren und Damen, welche sich von dem keuchenden Dampfroß hierher tragen lassen, um am Nachmittag in den salzigen Fluthen die verlorene Gesundheit zu suchen, und die am Abend nach dem alten Cibinium zurückkehren.

Nachdem wir zwei Ausläufer des Thalkessels kennen ge-

lernt, den durch Salzburg und den durch Orlat charakterisirten, und nachdem wir die Orte am Fuße des Gebirges besucht, ist uns von der Hermannstädter Umgebung nur noch jener dritte Ausläufer des Thalkessels, dessen Fortsetzung der Rothethurmpaß bildet, unbekannt geblieben. An einem kühlen Julimorgen, an dem Plaid und Ueberzieher recht anheimelnd wirken, führt uns der Wagen durch das gewellte, fruchtbare Land dem Südosten zu. Schellenberg wird passirt, eine sächsische Ortschaft, deren Bewohner soeben munter geworden sind, und in welcher einige der hier garnisonirenden Husaren gähnend auf den Straßen stehen, dann treffen wir Maichen und zugleich die Ausläufer des Cibiner- und Fogaraser Gebirges. Maichen ist ebenso wie das darauffolgende Westen rumänisch, und zwar hat es zur Zeit der Grenze als militärischer Ort gedient, woran in gewohnter Weise seine größeren Gebäude erinnern. Das Thal des Cibinflusses verengert sich an dieser Stelle, und wir berühren Talmesch, die letzte sächsische Ortschaft, welche sich, begünstigt durch die Enge des Thales, in romantischer Lage präsentirt. Rechts von ihr liegt in einem Seitenthal, von den Bergen halb versteckt, das rumänische Talmacsell, während links der gewaltige Altfluß seine Fluthen hervorwälzt, um von jetzt ab die Herrschaft in dem engen Paß anzutreten. Ueber uns zeigen sich auf hohem Bergkegel die Ruinen der ehemals so festen Landskrone, eines hervorragenden, wichtigen Schlosses, welches bereits im Jahre 1453 in einen Decret Ludwig II. erwähnt wird, und schon lange vorher und noch lange nachher als Feste gegen die Einfälle der aus dem Orient hervorbrechenden wilden Horden diente. Dieser befestigte Bau beherrschte das Thal des Altflusses, was aber noch weit mehr von einer zweiten Befestigung, von dem eigentlichen Rothenthurm erzielt wurde. Er steht in der unmittelbaren Nähe des rumänischen Dorfes Boicza. Boicza ist eine wohlhabende Niederlassung, deren kleine Häuser sich in dem engen Thal

dicht aneinander schmiegen müssen, und durch deren Gassen unser Gefährt polternd und lärmend, alles in Aufruhr versetzend, dahineilt. Die Einwohner beschäftigen sich gezwungener Maßen mit Handel, während aber die Leute von Resinar und Szeliste Schafe treiben und verkaufen, handeln diejenigen von Boicza mit Schweinen. Wie die Szelister stehen die Boiczaer Rumänen in dem Rufe schöner Menschen, nur gebührt bei jenen die Schönheit den Weibern, bei diesen den Männern, und darum spricht man im Lande weit mehr von Szeliste, als von dem im Paß verborgenen Boicza. Die Boiczaer Männer sind in der That anziehende Gestalten, oft stattliche Erscheinungen mit einnehmenden, offenen Gesichtszügen. Der Rothethurm ragt mit seinen gewaltigen Mauern gar trotzig in die Luft; einige seiner früheren Wälle sind zwar zerfallen, aber sein Hauptwerk macht dennoch einen achtunggebietenden Eindruck. Da von demselben das ganze Thal erfüllt wird, so kann man die gewaltige frühere Bedeutung des Werkes ermessen. Durch dieselbe bewogen, hat sich die österreichische Armeeleitung herbeigelassen, den Punkt im Jahre 1878 zu befestigen. Als man in jener Zeit einen Kampf mit Rumänien erwartete, setzte man das die Straße sperrende Thor in Vertheidigungsstand und errichtete auf dem gegenüberstehenden Berge eine kleine Schanze, welche man eventuell von Hermannsstadt aus leicht armiren kann. Durch sie lassen sich mehrere Windungen der Straße beherrschen, so daß ein Vordringen von Cavallerie und Artillerie unmöglich wird; von den Befestigungen des rechten Ufers aus kann man wiederum ein Vorrücken auf jenseitigem Ufer vereiteln, so daß eine den Paß heraufziehende Armee diese Befestigungen umgehen müßte, was allerdings bei den heutigen strategischen Verhältnissen nur eine mittelmäßige Leistung sein könnte. Augenblicklich ist die Gefahr einer neuen orientalischen Invasion geschwunden, und das Werk auf dem Hügel wird daher nur von einem Zug Infanterie bewacht, während unten

am Thor die Schanzkörbe in bunter Unordnung durch einander geworfen sind.

Jetzt fällt uns eine Gruppe von drei Männern auf. Ihre Kleidung ist zerlumpt, ihr Haar struppig, ihre Augen leuchten in unheimlichem Glanz, und die riesigen Stöcke, auf welche sie sich zuweilen stützen, verdüstern noch ihren Anblick. Jeder von ihnen führt ein kleines, mageres Bergpferd, welches Stangen und Zelttücher, kupferne Kessel und kleine Kinder tragen muß. Einige hundert Schritt weiter zeigen sich neue Pferde nebst demselben Gepäck, dazu keifende Megären, endlich huschen mehrere Kinder vorüber; den Nachtrab bilden nach fünf Minuten einige Männer. Es sind Wanderzigeuner, die sich im Gebirge herumtreiben und daher nicht auf Wagen ihre Habseligkeiten mit sich führen, sondern, den Terrainschwierigkeiten Rechnung tragend, auf Gebirgspferden. Sie kommen aus dem Königreich und wollen Transylvanien mit ihrem Besuch beehren. Sieht man sie so dahinschleichen und mit ihren unheimlichen, gierigen Augen alles mustern, so beneidet man die Bewohner Siebenbürgens nicht, man verfällt vielmehr unwillkürlich auf den Gedanken, was eine solche Horde mit einem Reisenden inmitten wilder Gebirgsnatur thun würde, wenn sie denselben allein träfe, und man kommt zu dem Schluß, daß es auf alle Fälle rathsam ist, bei Zeiten sein Testament zu machen.

Die wilden Gesellen haben sich bald unseren Blicken entzogen, und wir sind mit der hochromantischen Gegend allein. Dicht neben uns steigen die bewaldeten Berge empor, vor uns zieht sich schlangenartig die schmale Straße hin, und unmittelbar neben ihr wälzt der mächtige Fluß seine schmutzigen Fluthen ungestüm vorbei, oft Wirbel bildend und mit ungebändigter Gewalt sein Wasser über hervorstehende Felsblöcke werfend. Auf dem jenseitigen Ufer heben sich neue Berge mit grünem Gewand aus der Erde und fassen den Engpaß ein. Stille ringsum, kein Leben auf der Straße, kein Thier, kein Fahrzeug auf dem

Fluß. Bald wird dem indessen anders sein. In einem Jahre werden hier Menschenhände schaffen, sie werden die Straße aufwühlen und umändern, sowie den Fels zuweilen sprengen, und wiederum nach einem Jahre wird das Dampfroß, sich durch die Windungen des Thales heraufschlängelnd, neben der Straße einherziehen. Natürlich muß man seinen Damm den Fluthen des Flusses aussetzen, denn wollte man die Straße an den Felsen hinleiten, so würden bei jedem Lokomotivenpfiff die Pferde auf der Straße erschrecken und Bekanntschaft mit dem nassen Element machen. Die Bahn wird den Anforderungen der Vernunft endlich Genüge leisten. Bereits seit Decennien haben sich intelligente Männer mit ihrem Plan getragen, und man hat heftige Debatten wegen desselben geführt. Ein umsichtiger Hermannstädter Rathsherr, der ihren Bau zu seiner Lebensaufgabe erhoben, hat bereits vor Jahren mit Berliner Bankherren diesbezüglich Verträge abgeschlossen gehabt, zu denen die Obrigkeit von Hermannstadt nur die Erklärung zu geben brauchte, daß der Bau Bedürfniß sei. Allein die Herren waren kleinlich und pedantisch, das Unternehmen mußte aufgeschoben werden, und die Regierung wiederum verwandte ihre Kräfte auf die Linie Klausenburg-Kronstadt. Für sie war der Umstand, daß der genialste Feldherr der Jetztzeit, Feldmarschall Moltke, sowie der treffliche Heß den Rothenthurmpaß für die wichtigste Straße nach dem Orient erklärt, Nebensache, dagegen überwogen bei ihr die kleinlichsten Sonderinteressen. Der Rothenthurmpaß blieb unbeachtet, und die Bahn über Kronstadt wurde unter großen Kosten und vieler Mühe gebaut, weil daraus dem Szeklerland Vortheil erwuchs; die Interessen der übrigen Nationen des Landes wurden nicht als vollgültig erachtet. Heute ist dank der Energie ehrenhafter Männer und dem Entgegenkommen der rumänischen Regierung der Bau gesichert. Eine Haltestelle wird in Talmesch errichtet werden, da für eine solche an der Contoumaz kein Raum wäre, den Grenzbahnhof gedenkt

man wie am Tömöser Paß auf rumänischem Gebiet zu erbauen, und der ganzen Arbeit stehen durch Felsen oder andere natürliche Hindernisse nur wenig Schwierigkeiten bevor. Auf diese Weise wird endlich den Worten Moltkes Gerechtigkeit zutheil: „Es weist eine Linie von Varna über den Passagepunkt Rustschuk nach dem Thore Siebenbürgens, welches kein anderes als das Thal des Alt ist; Hermannstadt und Rustschuk sind die Endpunkte einer Bahn, welche Transylvanien und die Donau am zweckmäßigsten verbinden und außerdem die billigste sein würde.“ Die kurze Strecke von Hermannstadt nach Rimnik und Potesti umfaßt nur 157 Km., wozu dann in Siebenbürgen selbst noch eine Bahn von Alvincz nach Hermannstadt mit 57 Km. treten würde. Sind diese Bahnen, bei deren Herstellung keine so ungeheuerlichen Schwierigkeiten wie bei der über Tömös führenden, wo Regengüsse oft die Bahndämme wegschwemmen und Hemmnisse aller Art vorhanden sind, erst vollendet, so ist der kürzeste Weg zwischen dem Norden und dem Süden geschaffen. Während die Linie Hamburg-Großwardein-Varna 2613 Km., die von Hamburg über Arad nach Varna 2595 Km. beträgt, umfaßt die Strecke Hamburg-Alvincz-Varna nur 2515 Km., und während Hamburg-Orsova-Constantinopel 3159 Km. beansprucht, erfordert Hamburg-Alvincz-Constantinopel nur 3040 Km. Der Bau einer Bahn durch den Rothenthurmpaß würde in der That für Deutschland von ungeheurer Wichtigkeit sein. In vergangenen Jahrhunderten war der Handel der deutschen Kaufleute mit dem Orient ein beachtenswerther. Schon im Jahre 1140 besaßen dieselben in Constantinopel eine eigene Kirche, Regensburg unterhielt im 10. Jahrhundert ausgedehnte Verbindungen mit der Levante, Passau, Ulm, Augsburg und Nürnberg verkehrten mit den Städten am Schwarzen Meer, ansehnlich war das Ausgeführte, noch schätzenswerther das Erzeugniß des Ostens. Allein die Osmanenflut setzte diesen Handelszügen einen Damm entgegen, und seitdem sich nach der Ent-

deckung von Amerika der Welthandel auf neue Bahnen begab, verödeten die Orientstraßen Deutschlands mehr und mehr, bis sich in der politischen Ohnmacht des germanischen Volkes seine letzten Spuren verloren. Heutigentages liegen veränderte Verhältnisse vor. Dem deutschen Export nach Nordamerika werden mächtige Schranken gezogen, das commercielle Interesse erheischt daher eine Annäherung an Oesterreich-Ungarn, mit welchem sich das deutsche Reich endlich zu einem Zollgebiet vereinigen muß, und der deutsche Orienthandel dürfte zu einer zweiten Blüthe gelangen. Gegenwärtig wird nach den Balkanländern Tuch aus Brandenburg, Woll- und Seidenwaare aus Sachsen, Modestoff aus Thüringen, Kurzwaare aus der Rheingegend, Schiefer aus Baiern, Leder, Bilder und plattirte Silberwaare aus Berlin eingeführt.

Nach romantischer, mehrstündiger Fahrt in dem einsamen, wilden Paß erreichen wir die österreichische Contoumaz, wo sich ein Zollamt, eine Gensdarmerie-Kaserne, ein Wirthshaus, eine Infanterie-Kaserne en miniature, sowie eine Kirche an einander reihen. Die kleine Colonie ist überaus sauber, und ihre zu beiden Seiten der Straße errichteten Häuschen stellen sich blumengeschmückt und von Bäumen beschattet in gewinnender Anmuth dar, so daß man Neigung verspürt, in Anbetracht der grünen, umschließenden Berge einige Stunden zu verweilen. Eine Viertelstunde thalabwärts kommen wir in dem sich immer gleichbleibenden Thal zu dem letzten österreichischen Zollhaus, zu dem Grenzbaum und darauf zu dem ersten Gebäude des jungen Königreichs Rumänien. Vor demselben hat ein wohlbestallter Vaterlandsvertheidiger Posten bezogen. Seine kleine, gedrungene Gestalt wird von einem weiten weißen Leinwandanzug umfangen, auf dem Kopf sitzt ihm eine Pelzmütze, und das Gewehr hält er möglichst steif und ungeschickt in den Händen. Der Mann gehört zu den Dorobanzen, einer Art

Landwehr, die den Honveds entspricht. Jetzt fahren wir auf rumänischen Boden hinüber.

Wie mit einem Schlage sind wir in eine neue Welt versetzt, alles erscheint verändert, und wir fühlen, daß wir an der Eingangspforte des Orients athmen. Die Gebäude der Contoumaz sind baufällig, und ihre Umgebung ist wenig reinlich. Zu ihr gehört auch ein kleines, elendes Haus, in dessen dumpfiger Stube man früher türkischen Kaffee und Tabak genoß. Heute schaut uns nur der Hauptmann der Dorobanzen mürrisch an; seine Leute exerziren dort drüben in der seltsamen, aber bequemen und dem Klima angemessenen Uniform. Die vorüberziehenden Kühe sind von anderer Race als die Siebenbürgens, sie sind kleiner und schwächer, und um die Veränderung vollständig zu machen, begegnen uns einige rumänische Frauen in echt orientalischer Tracht. Drüben in Transylvanien ist dem rumänischen Weib ein anderer Typus, und vor Allem eine andere Kleidung eigen. Dort umschließt den Körper ein schmuckloses Hemd, ein einfaches Kopftuch, und eben solche Schürzen. Im Königreich glänzt und leuchtet und flimmert die ganze Erscheinung. Die weiten Hemden sind roth und gleich dem Kopftuch und den Schürzen mit unzähligen blitzenden Silber- und Goldblättchen, mit Schuppen und anderem Tand und Flitter überschüttet, wodurch die Frauen in theatralischem Pomp auftreten. Was aber ihre Schönheit betrifft, so stehen sie den Rumäninnen Siebenbürgens weit nach. Die letzteren sind anmuthig und gewinnend, sie haben nicht allzu harte Arbeit zu erdulden, sitzen im Gebirge, sowie um Kronstadt und Hermannstadt meist zu Hause und werden von dem Manne als Gefährtin betrachtet. Daß sie demselben nicht als Sklavin gelten, bezeugt schon der Umstand, daß sie im Gebirge hoch zu Roß zu Markt ziehen, während der Mann geduldig nebenher wandelt. Verschieden ist das Verhältniß der Geschlechter natürlich in den verschiedenen Landstrichen. Im östlichen Theil des

Banats, sowie man die Gaina passirt hat, wird man weniger hübsche Frauen finden, harte Feldarbeit wird ihnen hier zu Theil, und sie können auf die Pflege ihres Körpers wenig Sorgfalt verwenden. In der westlichen Hälfte des genannten Bezirkes schminken sie sich in einer wenig ästhetischen Weise, so daß ihr Gesicht infolge der primitiven Mittel oft einer Zinnober-platte gleicht, und vernichten dadurch den guten Eindruck, den viele von ihnen sonst hervorrufen würden. Im Königreich wiederum fehlt den Frauen die Schönheit, und sie sind zu großer Thätigkeit gezwungen, obgleich auch hier die Bezeichnung „Lastthier" nur von empfindsamen Charakteren ausgehen kann.

Eine Viertelstunde hinter den rumänischen Grenzhäusern liegt das kleine Dorf Künen oder Kineni (auf deutsch Hunds-dorf). Die Sonnenstrahlen des Mittags ruhen in erdrückender Schwüle auf seinen Häusern, unter denen sich einige ganz an-sehnliche, erst jüngst gebaute auszeichnen. Auf der Straße stehen die Männer in Gruppen beisammen, unhöfliche, wüste Gesellen, während sich an den Fenstern der Häuser hie und da eine weibliche Gestalt in glitzernder Kleidung präsentirt. Zu-weilen steigt auch eine solche pompös gekleidete Dame mit ener-gischer Bewegung über den Zaun und kehrt uns ihre Rückseite zu. In dem an der Straße postirten Wirthshaus harren unserer verschiedene Entdeckungen. Der Gasthalter ist ein Italiener, der mit seinem Weib hierher verschlagen worden ist und seit einer Reihe von Jahren den vorbeipilgernden Menschen-kindern Genüsse und Erfrischungen zukommen läßt. Freilich ist sein Hôtel sehr primitiv und deutet durch die höchst geringe Reinlichkeit seine Zugehörigkeit zum Orient recht eindringlich an. Wir ziehen die schlichte Veranda der dumpfigen Stube vor, und bald bringt uns der originelle Sohn Italiens echt türkischen Kaffee. Wie er duftet, wie die winzigen Tassen von seinem braunen Bodensatz überschwemmt werden, und wie tief-schwarz und unheimlich seine Farbe ist! Wir schlürfen das

seltsame Getränk nur mit geringem Behagen, da ihm unser westeuropäischer Gaumen ein unbesiegbares Vorurtheil entgegen bringt, und zum Schluß machen wir die höchst unangenehme Entdeckung, daß wir eine ganze Portion des dicken, schlammartigen Satzes bei unserem letzten energischen Zug mit verschluckt haben. Doch Hilfe und reichliche Entschädigung ist nahe. Man bringt uns die köstliche Dultschatza, das ist ein Glas Wasser nebst Löffel und dazu eine wallnußgroße, weiße Masse eingekochter Früchte. Man kostet, trinkt, kostet und trinkt wieder, bis man eine ganze Anzahl Gläser bewältigt hat. Ein erquickendes, köstliches Getränk. Man erhält es im ganzen Königreich, man empfängt es dort in den Kaffeehäusern, man setzt es bei der Visite vor, und immer wird es dankend angenommen, immer mit Befriedigung genossen. Es gibt in der That für dieses Vorland des Orients, welches im Sommer in seinen flachen Theilen eine tropische Hitze aufweist, nichts Zweckentsprechenderes und nichts Gesünderes als wie die Dultschatza. Man kann des Vormittags 10—12 solcher Gläser bei Visiten annehmen und dabei schaudernd ermessen, welche Verheerungen bei derartigem Klima eine ebenso bedeutende Quantität spirituöser Getränke anrichten müßte. —

Unmittelbar hinter dem kleinen Ort steigt ein mäßiger Hügel empor, der sich gewissermaßen in das Thal hineinschiebt. Der Altfluß macht eine Biegung und streicht somit halbmondartig um die Anhöhe. Erklimmen wir dieselbe, so finden wir auf einem kahlen Plateau Reste von Befestigungen. Auf dem zum Thal vorgeschobenen Theil des Hügels laufen halbverfallene, mit spärlichem Gras bedeckte Wälle und theilweise ausgefüllte Gräben hin, sie richten ihre Front gegen die rückwärtige Seite und haben dem Feind Trotz geboten, wenn er das Plateau bereits genommen. Gegen das Thal zu fällt der Berg so schroff und so steil ab, daß an ein Ersteigen desselben nicht zu denken ist, und daraus mag es sich erklären, daß man

an dieser Stelle keine Verschanzungen entdeckt. Eine Stelle fällt uns auf, an ihr hat offenbar ein kleiner Thurm gestanden und sich der Eingang befunden. Ueberschreitet man das Plateau, dessen Erdreich von Regengüssen schwer durchwühlt wird, so erreicht man nach etwa 500 Schritt die Stelle, wo der Berg an den zweiten zurückgebogenen Flügel des Halbkreises stößt. Hier erhob sich ehedem eine weitere Befestigung, welche indessen nicht so umfangreich wie die erste gewesen sein kann, welche aber gleichfalls nach der Flußseite zu keine Reste von Verschanzungen besitzt. Neigt man sich über die Felsen, so sieht man, daß sich diese jäh senken und die Straße tief unten dahingeht. Diese Befestigungen wurden unter Karl VI. während des österreichisch-türkischen Krieges in den Jahren 1716 und 1717 durch den damaligen commandirenden General von Hermannstadt, Grafen Steinville, angelegt. Die sog. kleine Wallachei wurde damals erobert und verblieb bis zum Frieden von Belgrad, 18. September 1739, in dem Besitze des Kaisers. Nach dem Verluste jenes Theiles der Wallachei ließ die dortige Bevölkerung die Festung vorsätzlich zu Grunde gehen. In der erwähnten Epoche hat man auch die großen Felssprengungen im Altfluß vorgenommen und seit Römerzeiten die erste Straße am Ufer gebaut. Dies bestätigt eine in den Felsen angebrachte Inschrift: Via Carolina in Daciis aperta 1717. Die Anlage der geschilderten Steinvilleschen Befestigung zeugt von scharfem Feldherrnblick und Verständniß für die Benutzung natürlicher Hilfsmittel. Durch die zuerst genannte größere Schanze ließ sich offenbar die Straße nach Siebenbürgen beherrschen, während die zweite den Paß nach Rumänien völlig sperrt. Eine Umgehung der Stellung wäre allerdings nicht unmöglich gewesen, während sich sicherlich, wenn diese Befestigungen römische Castra wären, die Position als uneinnehmbar erwiesen hätte. In einem solchen Fall wäre jede Communication im Thal verhindert worden, die unersteigbaren Felsen hätten den Feind

fern gehalten, und eine Umgehung erscheint in jenen Zeiten höchst bedenklich, ja unmöglich, weil damals offenbar dunkle und undurchdringliche Urwälder die Berge zu beiden Seiten des Flusses geziert haben. Daß die Römer diesen Boden bereits betreten, unterliegt keinem Zweifel, da eine Heeresabtheilung Trajans möglicher Weise den Rothenthurmpaß entlang gezogen ist, und da in den Zeiten der Cultur hier ein Weg an den Bergen hinführte, dessen Spuren man noch heute an dem Grenzbache Riu vadului wahrnehmen kann. Auch steht eine Stunde unterhalb des Rothenthurmes, links von der Straße, ein etwa 30 Fuß hoher, dicker Thurm von Bruchsteinen, der für römische Arbeit gehalten wird. Ein ähnliches Bauwerk stand noch im Orte Talmesch bis in das vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wo es bei einer großen Feuersbrunst zerstört wurde. Endlich besaßen die Römer in dieser Gegend Castrum Trajana, wie sie denn auch den Paß als Trajanspforte bezeichneten. —

Die Sonne ist allmählich untergegangen, die Schwüle des Tages einer erfrischenden Temperatur gewichen, und leichte Schatten der Dämmerung huschen geisterhaft an den Bergen hin, den alten Verschanzungen einen geheimnißvollen Reiz verleihend und vor unserem Geiste versunkene Heldenschaaren, vergangene Zeiten erweckend, jene Zeiten, wo die Magyaren „ihre Tage tränkten noch mit Türkenblut“. Vor unserer Phantasie erstehen blutige Bilder, Feindesflucht und Siegsgesänge, belagerte Städte, brennende Dörfer, die Osmanenstürme in ihrer ganzen heroischen Größe und in ihrem ganzen Jammer, all' die Völker steigen auf, die im Sturm hier vorüberbrausten, und aus dem Gewirr schwebt von hellem Licht umflossen die Heldengestalt Kaiser Trajans und der römischen Caesaren; dazu mächtige Haufen alten Volkes: — orelui domne! orelui domne!

IX.

Die Vergangenheit der Sachsen. — Die Einwanderer. — Ihre Culturarbeit. — Der deutsche Ritterorden. — Die Blüthezeit. — Der allmähliche Verfall. —

„Für den Deutschen wird die Geschichte der Siebenbürger Sachsen doppelt interessant sein, wenn er auch aus derselben eine Lehre entnehmen mag, die seinem Selbstbewußtsein nicht zusagen dürfte. Er wird sehen wie zu einer Zeit, wo in dem Mutterlande das willenlose Volk sich einfach dem Gebote seiner Herrscher fügte und sich sogar vor jeder Laune derselben beugte, Leute, welche ihrer Sprache und ihrer Abstammung nach Söhne dieses Volkes waren, inmitten zahlreicher Schwierigkeiten, fern von ihrer Heimat und in einem fremden Lande kühn und erfolgreich ihre Rechte als freie Männer behauptet haben.“ — So urtheilt ein Ausländer über die Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. Wer aber mit scharfem Blick die Gesammtentwickelung der deutschen Nation umfaßt, der wird finden, daß Blüthe und Verfall des deutschen Bürgerthums in Siebenbürgen in demselben Maße und zu derselben Zeit vor sich gegangen sind wie im Mutterlande, und der wird zwischen hier und dort den innigsten Zusammenhang entdecken. Jener großen Zeit, in welche die Geburt der Hansa, des rheinischen und des schwäbischen Städtebundes fällt, gehört die Gründung des Deutschthums in Siebenbürgen an, und wie die Hansa und die Macht

der deutschen Städte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters am bedeutendsten war, so genoß auch damals das Sachsenvolk seine schönsten Tage, mit dem Verfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dem Verkommen des deutschen Bürgerthums im Mutterlande geht endlich das der Sachsen Hand in Hand.

Während deutsche Stämme den unheimlichen Wald der Zips in einen fruchtbaren Garten verwandelten und der Cultur gewannen, folgten Deutsche vom Niederrhein dem Entbot der ungarischen Könige. Sie zogen mit Weib und Kind in das bergumgürtete Karpathenland, sie nahmen Besitz von der Oede und machten sie urbar. Ueberall erklang der Schlag ihrer Axt in den Wäldern, wo bisher Bär und Auerochs ungestört regiert hatten, überall erwuchsen blühende Felder. Die neuen Ankömmlinge trockneten die Sümpfe aus, sie errichteten einzelne Gehöfte und kleinere Niederlassungen, sie erbauten Gotteshäuser, in denen sie fromm ihrem Gott dienten, und alsbald arbeitete der schlichte deutsche Bergmann in der Tiefe. Das Land war aber noch immer ein unwirthliches, und seine Nachbarn waren gefährlich. Darum erhob sich, durch die Hand jener thätigen Bauern geschaffen, Burg neben Burg und endlich Stadt neben Stadt, bis das ganze Gebiet einem gewaltigen Feldlager glich und aus dem Bauernvolk allmählich ein Bürgerstand hervorging, kräftig und kernig wie jener. — Die ungarischen Könige hatten in der Heranziehung fremder Culturelemente sehr weise gehandelt, ihre Klugheit äußerte sich auch darin, daß sie den Einwanderern jene Theile anwiesen, welche feindlichen Angriffen ausgesetzt waren. So wurde zunächst das Land längs des Altflusses von Hermannstadt bis zur Mündung des Homorodbaches in den Alt colonisirt. Es tritt in Zukunft als das alte Land auf und umfaßte die Capitel Hermannstadt, Leschkirch und Großschenk. Erst später entstand Kaisd und Schäßburg, während andere Einwandererzüge die Mühlbacher Gegend besiedelten.

Die ersten ungarischen Herrscher bieten eine in der Geschichte seltene Erscheinung dar, indem sich mehrere auf einander folgende als gerecht und einsichtsvoll erwiesen. Ein solches auffallendes Factum erklärt sich vielleicht daraus, daß sie in richtiger Erkenntniß ihrer schwierigen Stellung lieber das Bürger- und Bauernvolk bevorzugten als den Adel. Und der Letztere war vorhanden, mit denselben Schwächen und Lastern wie anderswo, er sollte den Sachsen in späteren Zeiten noch bittere Stunden und schwere Kämpfe verschaffen. Zwischen den Sachsen und den ungarischen Königen hat jederzeit das beste Einverständniß geherrscht, beide Theile wußten, daß sie auf einander angewiesen, beide Theile begegneten darum einander mit Achtung und Klugheit. Nur ein Ereigniß trübte dies Verhältniß, es ist charakterisirt durch den deutschen Ritterorden.

Der deutsche Landmann athmete in Siebenbürgen erleichtert auf, er hatte keine so drückenden Steuern zu erlegen wie sein Bruder im fernen Heimathland, und ebenso wenig war er der Willkür der Adeligen preisgegeben. Dagegen mußte er hier selbst zum Schwert greifen, um Gut und Blut zu schirmen. Noch weit mehr wie in der Zips wurde der Bauer in Siebenbürgen zum Kämpfer, Pflug und Schwert waren ihm gleich vertraut, und man darf sagen, gegen seinen Willen entwickelte sich aus dem Culturvolk der Sachsen ein streitiges, hartes Geschlecht, dessen kriegerische Thaten in der Geschichte mit blutigen Buchstaben verzeichnet stehen. Allein obgleich die Zahl der ersten Einwanderer eine sehr bedeutende gewesen sein muß, so reichte sie doch nicht aus, um den ganzen wüsten Landstrich der Civilisation zu gewinnen; die Kumanen durchbrachen oft die Verschanzungen am Altfluß und fielen in das Kronland ein. Um dieses zu sichern, verlieh König Andreas II. dem Orden der deutschen Ritter das Burzenland als terra Borza. Der Orden war im heiligen Lande entstanden und hatte bisher dort gegen die Ungläubigen tapfer gekämpft, er war bei Kaiser und Papst

gut angeschrieben und erfreute sich allgemein eines ehrenhaften Rufes. Bereitwillig leistete er der Aufforderung des ungarischen Herrschers Folge, und kam im Jahre 1211 unter Führung des ebenso tapferen als klugen Ordensmeister Hermann von Salza ins Land, wo er fortan die Bewachung der Wüste gegen die heidnischen Kumanenhorden übernahm. Die Ordensritter waren jedoch zu dem vorgesetzten Werk an Zahl zu schwach, deshalb entbaten sie Hilfe aus den deutschen Gauen, und willig wurde ihnen solche zutheil. Bald schmückte ein Kranz von sieben hölzernen Burgen den Thalkessel des Burzenlandes, und unter seinem Schutz wurde das Land zu einem herrlichen Gefilde umgewandelt. Schnell errangen die Ritter die Huld des Königs. Dieser vergrößerte die Schenkung und verlieh neue Rechte, er gestattete die Einsetzung des Pfarrers und die Erhebung des Zehnten. Der Orden aber wurde dadurch übermüthig. Er erweiterte die Grenzen seines Gebietes, er prägte Münzen und baute steinerne Burgen, sodaß der König ergrimmte und den Rittern die Räumung des Landes gebot. Ehe jedoch der Befehl zur Ausführung gelangte, wurde er widerrufen, man dehnte die Besitzungen des Ordens aus und gestand ihm das Angemaßte zu. Um dies für die Zukunft zu sichern, veranlaßte Hermann von Salza den Papst, das Burzenland als Eigenthum des apostolischen Stuhles anzunehmen und jährlich zwei Mark Gold zu beziehen, ein Act, durch den der Orden selbstständig wurde, und aus welchem dem König neue Gefahr erwuchs. Vergebens suchten den Letzteren Papst und Orden zu beruhigen, Andreas erschien mit einem Heere und machte Anstalt, die Ritter zu vertreiben. Da erkannte Hermann von Salza das Unabänderliche seiner Lage, er verließ das Burzenland und folgte dem Rufe Conrads von Masovien. An der Weichsel entstand ein neues Ordensgebiet, anfangs zum Schutz gegen die heidnischen Preußen, bis es erstarkte und in die Reihe der europäischen Staaten trat. In dem verlassenen Burzen-

lande aber entwickelte sich ein freies Gemeindewesen gleich dem des alten Landes, und Bürger- und Bauernthum dienten als feste Wehr des Reiches.

König Andreas II. war es, der den „deutschen Gästen Siebenbürgens" ihren großen „goldenen Freiheitsbrief" im Jahre 1224 ertheilte. Durch denselben wurden die verliehenen Rechte bestätigt und die verschiedenen Gaue mit der Hermannstädter Grafschaft verbunden. Das gesammte Volk von Broos bis Draas (bei Reps) sollte ein Volk sein, dessen oberster Richter der König selbst war, der einen Grafen als Oberhaupt oder als Königsrichter ernannte, dieser sollte niemand zum Richter bestellen, der nicht unter Sachsen ansässig und vom Volk gewählt worden. Außerdem genossen die Sachsen den Wald der Wallachen und Petschenegen, sowie die Gewässer, sie bezogen jährlich dreimal acht Tage lang unentgeltlich Salz und hatten im ganzen Lande Zollfreiheit. Dafür waren sie verpflichtet, eine jährliche Abgabe von 500 Mark Silber in Kölner Pfennigen zu entrichten, bei einem Kriege im Reich 500 Mann, außerhalb desselben 100, und wenn der König nicht selbst zu Felde zog nur 50 Mann zu stellen. Ferner sollten sie gehalten sein, dem König, wenn er behufs eines Feldzuges zu ihnen kam, drei Bewirthungen zu geben, dem Wojwoden von Siebenbürgen dagegen nur zwei, eine beim Eintritt, eine beim Austritt. Solchergestalt war die Grundlage, auf welcher sich die Sachsen ein freies Gemeindewesen schufen. Nicht lange aber währte es, so drohte der neuen Culturschöpfung Gefahr. Wie ein Orkan brauste der Mongolensturm von Ost nach West, er verheerte weit und breit Osteuropa und somit auch das Karpathenland. Entsetzlich waren seine Verwüstungen, Die angelegten Bollwerke wurden zerstört, die theilweise isolirten Gemeinden überwältigt, Tausende getödtet, Tausende in die Wälder getrieben, überall herrschte Plünderung, Brand, Verwüstung. Und noch lange nachher lebten in der Seele des

Volkes die schrecklichsten Erinnerungen fort, noch nach dem Abzug der wilden Horden regierte derart Noth und Elend, daß man selbst Menschenfleisch zum Markte führte. Allein der große Zweig der deutschen Muttereiche, den das Schicksal in ein fremdes, felsiges Land verpflanzt, verging nicht, er wuchs und gedieh, er trieb herrliche Blüthen, endlich selbst zu einem mächtigen Stamm werdend, an dem die Stürme unheilvoller Jahrhunderte vergebens ihre Kraft versuchten, und an dem die Axt fremder Nationen erfolglos zerbrach. Die Ansiedler sammelten sich von Neuem, und frische Kräfte kamen aus dem Mutterland. Sogar neue Ortschaften entstanden, mit denselben Rechten wie die bisherigen und bald ebenso lebenskräftig wie diese. Rasch erholte sich das Land, besonders da sich die Arpaden bis zu ihrem letzten Mitgliede herauf den Sachsen geneigt erwiesen. Zweimal berief Andreas III. die Sachsen als freies Volk auf den ungarischen Landtag, und hier saßen die Bürger neben den Prälaten und Adligen. Sie genossen überhaupt das Recht der letzteren und erfreuten sich sogar noch weit mehr Privilegien als diese, denn sie durften sich überall im Lande niederlassen, während jenen das Wohnen in sächsischen Städten untersagt war. Die Sachsen zogen aus ihrer bevorzugten Lage viel Nutzen, sie kauften sich außerhalb des Sachsenbodens an, und einzelne Familien wurden abtrünnig, indem sie sich als Erbgrafen mit Magyarinnen verehelichten und Adelsrechte auf Sachsenboden auszuüben suchten.

Mit Andreas III. stieg im Jahre 1301 der Letzte der Arpaden ins Grab. Nach seinem Hinscheiden entbrannte der Thronstreit, indem die Sachsen auf Seite des unglücklichen Otto von Bayern standen, welcher im Jahre 1306 den Bistritzer District und den Hermanstädter Gau aufsuchte. Viel hatten dafür die Sachsen durch den gewaltthätigen Wojwoden Ladislaus zu leiden, wie sie denn auch gegen Räuber und die Eingriffe der Bischöfe kämpfen mußten. Mit der unumschränkten

Herrschaft Karl Roberts kehrte Friede und Ordnung zurück, und die günstigen Verhältnisse der Sachsen nahmen beständig zu, bis unter König Ludwig I. (1342—82) ihre goldene Zeit hereinbrach. Dieser große Fürst schrieb im Jahre 1379 den sieben Stühlen also: „Falls sich etwas Euch Ungünstiges in Euren Freiheitsbriefen findet, das wollen wir, soweit es Recht und möglich ist, zu Eurem Vortheil ändern und bessern. Wir werden Euer Freithum nie und in keiner Weise brechen, was ihn schädlich und verderblich ist vielmehr vernichten und ganz tadellos machen.“ Das sächsische Volksthum gelangte unter seiner Regierung zu kaum geahnter Größe. In der inneren Verwaltung stand an der Spitze jeder Gemeinde der Hann oder der Graf; die Abgeordneten der einzelnen Ortschaften traten jährlich viermal zu einer Stuhlversammlung zusammen, Klage und Vertheidigung wurden dabei öffentlich geführt, und die Sachsen schwuren bei entblößtem Haupte und in die Erde gestoßenem Schwert. Der oberste jeden Stuhles war wiederum ein Graf, der im Kriege als Heerführer diente. Die Gewerbe und Zünfte blühten wie im Mutterland in der herrlichsten Weise. Da waren Lederer, Wollweber, Schmiede, Weißgerber, Schuster, Schlosser, Schwertfeger, Mantelschneider, Seiler, Bogner und Beutelmacher. Bis herauf in das vorige Jahrhundert erhielten sich diese Zünfte und Genossenschaften, gegenwärtig aber haben sie ihre Bedeutung eingebüßt und sind an Umfang nicht gewachsen, sondern höchstens constant geblieben. Im Jahre 1769 waren die Leinweber am zahlreichsten vertreten, sie zählten in Zeiden 104, in Rosenau 54, in Kronstadt 135 Meister. Heutzutage besteht dieses Gewerbe nur noch in Kronstadt, in den anderen Orten ist es zu Grunde gegangen. An Kürschnern gab es 1769 in Kronstadt 45 Meister und 13 Gesellen, gegen 53 Genossenschaftsmitglieder vom Jahre 1883; Wollenweber zählte man damals 34 Meister, Tischler ebenso viel, 1883 gab es von jenen 11, von diesen 51. Viele

Gewerbe sind zurückgegangen, so die Tuchmacherei. Früher erfolgte eine beträchtliche Einfuhr von Tuch nach dem Königreich, jetzt fällt dieser Verdienst der Kronstädter fort, da Rumänens selbst erzeugt. Dasselbe gilt von der Glasfabrikation und der Lederproduction. Viel ist an solchen Uebelständen das Pedantische des Sachsen schuld, der mit den Anschauungen seiner Ahnen noch zu sehr verwachsen ist und dem Zeitgeist zu wenig Rechnung trägt. So nahmen bisher die Landleute des Kronstädter Komitates mit den in Kronstadt erzeugten Kopftüchern vorlieb, jetzt haben die Kronstädter auch diesen Verdienst eingebüßt, da Schweizer Fabriken ähnliche Tücher mit grelleren Farben importiren und dieselben außerdem zu billigen Fabrikspreisen liefern. —

Während aber zu König Ludwigs Zeit der behäbige Meister im Kreise der Seinigen rüstig schuf oder die Hakenbüchse ergriff und mit seinen Gesellen zum Zunftthurm an der Stadtmauer eilte, um dem anrückenden Feind zu wehren, durchzog der sächsische Kaufmann fremde Länder. Schon die deutschen Ritter hatten Salz auf Schiffen flußabwärts geführt, jetzt gewann dieser Handel an Ausdehnung; Fische, Wachs, Honig, Wein, und alle Produkte der Zunft gelangten zur Ausfuhr. Kronstadt besaß das Stapelrecht für deutsche und polnische Kaufleute, ihm folgte Hermannstadt, und sächsische Kaufleute standen im regen Verkehr mit Wien und Prag. Sie besuchten die Märkte von Großwardein und von Polen. Wir wissen ferner, daß sie bis Dalmatien, Venedig und Zara wanderten, und daß ihre Waaren nach Danzig, Smyrna, Egypten und Konstantinopel gingen. Auch die Bodencultur wurde bestens betrieben, man baute hauptsächlich Korn und Hafer. Allein nur von kurzer Dauer war die Blüthe des Deutschthums. Mit dem Tode König Ludwigs des Großen trat der Verfall des ungarischen Reiches und nicht minder der des Sachsenvolkes ein. Innere Wirren brachen aus, und im Jahre 1420 fand

der erste Einfall der Osmanen Statt. Sie zerstörten Broos und tödteten die Bewohner des Stuhles oder schleppten dieselben in die Sklaverei. Im nächsten Jahre wurde das Burzenland heimgesucht, Kronstadt angegriffen, das Aufgebot der sieben Stühle geschlagen, sowie das Land weit und breit verwüstet. Und seitdem erschienen die Horden der Ungläubigen immer von Neuem und immer furchtbarer, jahrelang währte der Kampf, in dem das Sachsenvolk seine beste Kraft verlor, er gab ihm aber auch Gelegenheit, seine Größe zu entfalten. Muthig wehrte sich dies abgeschlossene Volk, manche heiße Schlacht wurde geschlagen, manche Feste wurde erbaut, auf daß sie Schutz biete für Weib und Kind; noch an 300 solcher Burg- und Kirchencastelle sind im Lande sichtbar.

Im Jahre 1427 erhoben sich die schwerbedrückten Hörigen im Lande, und dieser Umstand führte zu der ersten Union von Kapolna zwischen den drei Nationen der Sachsen, Ungarn und Szekler. Sie hatten sich fortan gegenseitig Hilfe zu leisten, falls das eine oder das andere Volk angegriffen werden sollte, und nur wenn der König mit dem einen kämpfte, sollten die anderen für das dritte Fürsprache einlegen. In der nächsten Zeit stieg die Osmanennoth aufs Höchste. 1438 zerstörten die Türken Mühlbach, belagerten 45 Tage lang Hermannstadt und schleppten 75,000 Menschen in die Sklaverei. Die Sachsen wehrten sich erfolgreich. Hermannstadt schlug 1442 ein neues Osmanenheer zurück, in der Schlacht bei Varna fochten die Sachsen außerordentlich tapfer und ebenso unter Johann Hunyady auf dem Amselfelde. Außer diesen Feinden drohten ihnen noch andere. Das Volk der Wallachen, welches bisher unbeachtet und rechtlos auf den Bergen gesessen, stieg ins Thal hinab, nahm von den verlassenen Ortschaften Besitz und gerieth hie und da in thätlichen Conflict mit den Sachsen. Auch der Adel und die Könige machten den Sachsen Sorge. Deshalb erneuerten die drei Nationen im Jahre 1459 den Bund von

Kapolna, dessen Spitze eigentlich gegen den König Mathias gerichtet war. In der Schlacht auf dem Brotfeld fochten die Sachsen unter ihrem Bürgermeister Georg Hecht, 1493 drang ein Osmanenheer durch den Rothenthurmpaß, plünderte fünf Tage lang und büßte auf dem Rückzug 15,000 Streiter ein. So hielten sich die Sachsen in wechselndem Kriegsglück bis zur Schlacht von Mohacs. Von 1526 an wurde das Land auf 260 Jahre von der ungarischen Krone getrennt, und für die Sachsen kamen traurige Tage. — Bereits vordem war eine kirchliche und politische Einigung der Sachsen erfolgt. Anfang des 15. Jahrhunderts hatten sich alle zu den Capiteln gehörenden Gemeinden zu einer „geistlichen Gesammtheit oder Universität" vereinigt, und seitdem im Jahre 1475 alle Sachsen der neun Stühle um eine gemeinsame Steuer angegangen worden, trat die „Universität" der Sachsen stets als ein Ganzes hervor. Zu gleicher Zeit herrschte ein reges wissenschaftliches Leben; die Zahl der sächsischen Jünglinge an auswärtigen Universitäten war eine große, zahlreiche Bibliotheken wurden im Lande errichtet, und gestützt auf diese Hilfsmittel war es der Reformation ein Leichtes, ihren Einzug zu halten und die Gemüther zu erobern. Schon im Jahre 1519 wanderten durch Hermannstädter Kaufleute einige Schriften des Wittenberger Mönches nach dem Karpathenland, der Schlesier Ambrosius verkündete 1521 in Hermannstadt zuerst die neuen Ideen, und hierauf drang trotz des Königs und des Graner Erzbischofs Gegenwehr die Reformation durch. Johann Honterus, welcher die erste Druckerei gründete und in Wort und Schrift veredelnd wirkte, vollendete ihren Sieg.

Ein langjähriger Krieg wurde für die Sachsen durch den Thronstreit Zapolyas und Ferdinands hervorgerufen. Im Jahre 1527 erkannte das ganze Sachsenvolk den Habsburger als ungarischen König an und leistete seinem Gegner unter Führung des großen Markus Pemfflinger, eines energischen

und klugen Mannes, dem Wojwoden heftigsten Widerstand. Fast ein Decennium währte der Kampf, dann mußte Ferdinand auf Siebenbürgen verzichten, und Markus Pemfflinger starb an gebrochenem Herzen. Zapolya erwies sich zwar den Sachsen geneigt, was er jedoch genützt, das schadete sein Nachfolger. Stefan Bathory brachte die Jesuiten nach Siebenbürgen, wo sie ebenso viel Unheil anrichteten als anderwärts. Die zunehmende Einwanderung der Wallachen, Streitigkeiten unter den drei Nationen, sowie die Verworfenheit und Kleinlichkeit der siebenbürgischen Fürsten, dieser Vasallen des Sultans, bereiteten den Sachsen bittere Stunden. Wohl endeten die Verwüstungen unter der Gewaltherrschaft des wallachischen Wojwoden Michael nach zweijähriger Dauer, allein die Hoffnung der Sachsen, daß für sie unter der Regierung Kaiser Rudolfs bessere Tage kommen würden, erfüllte sich nicht. Die kaiserlichen Truppen unter Basta wütheten fast noch ärger als die Osmanen, und es war ein Segen für die Sachsen, daß sie, von Ungarn und Szeklern gezwungen, den Habsburgischen Gegner Stefan Bocskay anerkennen mußten. Mit der Thronbesteigung Gabriel Bathorys, des Letzten seines Stammes, erreichte das Elend der Siebenbürger Sachsen seinen Höhepunkt. Dieser 18jährige Fürst war ein zweiter Nero. Kaum im Besitz des Fürstenstuhles, verkündete er, daß sich die Sachsen mit ihrem Gelde brüsteten, und entsprechend dieser Anschauung erpreßte er sofort 25,000 fl., im nächsten Jahre weitere 10,000 fl., und hierauf kam er 1610 mit 20,000 Mann nach Hermannstadt, beschuldigte die Bürger des Hochverraths und nahm ihnen nochmals 50,000 fl. Den Bürgern wurden die Waffen entführt, das Rathhaus wurde geplündert und Hermannstadt zur Residenz des Wütherichs bestimmt. Vor Kronstadt scheiterte seine Macht. Die klugen Kronstädter brachten ihm unter ihrem Bürgermeister Michael Weiß eine Niederlage bei und setzten den Krieg zwei Jahre lang fort, während dessen Michael Weiß den Heldentod

starb. Endlich war die Geduld der drei Nationen erschöpft, sie erhoben sich, der Tyrann wurde besiegt und auf der Flucht getödtet. Hermannstadt erhielt seine Freiheit zurück, und unter den nächsten Fürsten handelten die Sachsen klüger. Kriege mit Polen und der Wallachei, die Pest, welche im Jahre 1633 in Kronstadt allein 11,000 Menschen hinwegraffte, der türkische Einfluß charakterisiren die Zeit bis zur Belagerung von Wien. Mit dem Entsatz der Kaiserstadt besserten sich die Verhältnisse des unglückseligen Landes, dessen Boden von Gold zu sein schien, da er trotz der fast alljährlichen Verheerungen noch immer den denkbar reichsten Ertrag lieferte und so das Sachsenvolk in den Stand setzte, hohe Steuern und Erpressungen zu ertragen. Am 27. October 1687 einigten sich die Stände Siebenbürgens mit dem Feldherrn des Kaisers Karl von Lothringen dahin, daß kaiserliche Truppen aufgenommen werden sollten, und am 9. Mai 1688 sagte sich der Siebenbürger Landtag feierlich von der türkischen Oberhoheit los, um sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen. General Caraffa kam ins Land, und die Stellung der Sachsen erfuhr durch das berühmte Leopoldinische Diplom vom 4. December 1691 eine heilvolle Regelung, obwohl dieselbe durch die große Entfernung zwischen Wien und der äußersten Provinz der Monarchie noch mancherlei Schwankungen unterworfen war. Ein Streit zwischen Protestanten und Katholiken erfolgte, und in den Rakoczischen Unruhen standen die Sachsen mit ihrem Grafen Sachs von Harteneck treu zum Kaiser. Als ein zweiter Jürgen Wullenweber endete dieser edle Graf im Jahre 1703. Elende Creaturen und Neider verriethen ihn, und er starb als Hochverräther durch Henkershand. Maria Theresia begünstigte die Sachsen, ihr edler Sohn dagegen nahm ihnen auf sechs Jahre ihre ureigene Verfassung. Die Sachsen empfingen zwar dieselbe zurück, sie wurden aber Dank magyarischer Bestrebungen auf den Landtagen von 1790 und 1791 arg geschädigt. Man entzog ihnen das Curiatvotum und verfügte die

Aufhebung des ausschließlichen Besitz- und Bürgerrechtes der Sachsen auf dem Königsboden. Dadurch ging der beherrschende Einfluß der Sachsen auf dem Landtag verloren, und die allmähliche Zersetzung des sächsischen Volksthums nahm ihren Anfang. Trotzdem war das Hauptsächlichste der sächsischen Verfassung bestehen geblieben, erst die Stürme des Jahres 1848 leiteten die Zertrümmerung der Sachsenmacht ein.

Im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts äußerte sich der Nationalitätenstreit in beängstigender Weise. Die Sachsen empfingen magyarisch verfaßte Verordnungen, ihre Proteste wurden abgewiesen, und man strebte auf dem Landtag eine Vereinigung mit Ungarn an. Bisher hatten religiöse Interessen die Szekler von einer solchen abgehalten, jetzt überwogen politische Betrachtungen. Zehn Jahre lang wurde der unselige geistige Kampf geführt, er erweckte literarische Kräfte in dem Sachsenvolk und veranlaßte dieses zum Erwachen aus der Letargie. Da kam das Jahr 1848, und mit ihm artete der Streit in blutigen Waffentanz aus. Alle Schrecken des Bürgerkrieges brachen über das Land in diesem Kampfe herein, in welchem die Sachsen wie in früheren Jahrhunderten treu zu den Habsburgern hielten. Auf den Sturm folgte eine unheilvolle Epoche. Die sächsische Autonomie wurde beseitigt, streng büreaukratische Verwaltung eingeführt, dafür Hermannstadt zur Landeshauptstadt und die deutsche Sprache zur Staatssprache erhoben. Das Letztere erwies sich als ein schlechter Ersatz, und darum waren die Sachsen froh, als endlich 1861 constitutionelle Zustände zurückkehrten. Trotzdem sollte die Freude von kurzer Dauer sein, denn die im Jahre 1848 erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft hatte die Rumänen zu gleichberechtigten Nachbarn gemacht, und die Jahre von 1861—67 brachten verfehlte Maßregeln und bittere Enttäuschungen. 1867 erfolgte die definitive Vereinigung mit Ungarn, und seitdem begann der Kampf um die municipale Selbstständigkeit der Sachsen. Im Jahre 1873

gewährte man den Sachsen das Recht, daß die auf dem Königsboden vorhandenen Kreise auch hinfort selbstständige Jurisdictionen bilden sollten, denen die daselbst bestehenden königlichen Freistädte zuzutheilen seien. Der Sachsengraf sollte noch immer die oberste Controle führen, dagegen wurde die Nations-Universität der Sachsen in diesem Gesetz nicht mehr als politischer Körper anerkannt, sondern zum Büreau für die Verwaltung des Vermögens herabgedrückt. Nicht alles trat aber in Kraft, noch in demselben Jahre veröffentlichte das Ministerium zu Budapest einen willkürlichen Plan, nach dem der Königsboden in drei Stücke zerschlagen werden sollte. Mit der Hartnäckigkeit ihrer Ahnen widerstrebten die Sachsen, allein da Schroffheit auf beiden Seiten geübt wurde, endete der Kampf mit dem Sieg der Regierung als des gewaltigeren Theiles, und mit tiefem Schmerz und gegründeter Betrübniß mußten es die Sachsen erdulden, daß durch das Municipalgesetz vom Jahre 1876 der Königsboden aufgelöst wurde, und man die Sachsenstühle in den Verband der Comitate einfügte. Gegenwärtig grollt noch immer die Masse des sächsischen Volkes, sie begegnet der Regierung mit gerechtem Mißtrauen und Abneigung, sie hat sich aber insoweit erholt, daß sie von Neuem den Kampf um die Existenz mit Aufbietung aller geistigen und materiellen Kraft führt. Und sollte dennoch dereinstens dieses thatkräftige, tüchtige Volk in der Karpathenwelt von den Stürmen der Jahrhunderte verschlungen und verweht werden, so wird doch ewig ein Blatt der Geschichte in unvergänglicher Herrlichkeit grünen, und das ist jenes, auf dem mit goldenen Lettern den kommenden Geschlechtern von einer köstlichen Culturarbeit Kunde wird, welche in wilden Zeiten ein Stamm von deutschem Heldenblut im fernen Osten vollbracht! —

X.

Eine Rundreise. — Mediasch. — Schäßburg. — Kaisd. — Bürgerburgen. — Reps. — Fogaras. — Im Harbachthal nach Hermannstadt zurück. —

Von Hermannstadt entführt uns das Dampfroß in nördlicher Richtung. Die benutzte Zweigbahn Kopisch-Hermannstadt illustrirt die bisherige mangelhafte Bedeckung des Landes durch Schienenwege in grellster Weise. Wir haben bereits früher bei Gelegenheit der Fahrt von Petroseny nach Hermannstadt gesehen, wie unendlich viel Mühe und Zeit der Reisende in diesem Eisenbahnnetz verliert, wie durch fehlenden Anschluß und dürftige Zahl der Züge eine Reise in Siebenbürgen zur Qual wird. Hermannstadt zeigt alle diese Mängel in unangenehmster Art. Es fehlt eine Verbindung mit dem westlich gelegenen Alvincz, sowie ein Schienenweg nach dem Rothenthurmpaß, und die in Betrieb stehende Linie nach Kopisch läßt daher durch ihre Unbelebtheit und durch die Trägheit ihres Verkehrs nur unangenehme Erinnerungen zurück, besonders da Auge und Herz nicht im Geringsten erquickt werden. In langsamem Tempo steigt das Dampfroß zu dem gewellten Hügelland empor und bewegt sich sodann durch das Thal des Weißen Flusses. Ein Blick auf Salzburg wird uns zutheil, dann haben wir hinlänglich Muße, Betrachtungen darüber anzustellen, ob der Weiße Fluß seinen Namen mit Recht oder

mit Ironie führt, Betrachtungen, die ein ungünstiges Resultat ergeben. Der Fluß hat ein überaus breites Bett, in welchem sich nur wenig und noch dazu schmutziges Wasser zeigt, während Schlamm und Lehm überall hervortreten. In diesen Bestandtheilen der allmächtigen Natur amüsiren sich hin und wieder einige Büffel. Sie stehen bis zu den Knieen im Wasser und starren uns mit ihren blöden Augen an oder haben sich so tief als möglich in den Schlamm vergraben. Ihr ohnehin struppiges Aeußere ist dadurch nicht interessanter geworden, und ihre grauen Massen sind mit dem Schmutz zu inniger Vereinigung verschmolzen. Diese übeln Angewohnheiten haben schon den Vorfahren der heutigen Siebenbürger bittere Stunden bereitet. So klagt der treffliche Pfarrer Marienburg in seiner Geographie Siebenbürgens: „Das merkwürdige Thier verdiente bei seiner großen Nutzbarkeit häufiger gezogen zu werden, wären sie nur nicht so empfindlich für Frost und Hitze, so daß sie im Winter leicht erfrieren, im Sommer aber, wenn man bei großer Hitze durch ein Wasser fährt, gern in dasselbe sich niederlegen und nur mit schwerer Mühe durch Stechen mit eisernen Gabeln herauszubringen sind. Auch ist das Fleisch derselben für viele Personen so ekelhaft, daß sie davon Erbrechen bekommen." Damals mag die Zahl der Büffel eine geringe gewesen sein, denn unser Gewährsmann meint: „Büffel werden in einigen, aber freilich bis jetzt nur wenigen siebenbürgischen Gegenden, wie z. B. im Kronstädter und Fogaraser District, selbst vom gemeinen Mann gezogen, sonst findet man sie nur in den Ställen der Vornehmen." — Außer diesem Bild von zweifelhaftem Werth, das die ungeschlachten Thiere im Flußbett darbieten, zeigen sich nur dürftige Felder und kahle Höhen unter blauem Himmel. Bei Klein-Kopisch erreichen wir den Anschluß an die Hauptlinie und sogar den Schnellzug, welcher uns in kurzer Zeit nach Mediasch bringt.

Mediasch ist das Prototyp einer sächsischen Stadt Sieben-

bürgens. Von einem der umliegenden, meist bewaldeten Berge betrachtet erscheint sie in einem mittelalterlichen Gewand, und die düstere Umgebung, die dunkelgrünen Berge werden bei bewölktem Abendhimmel diesen feierlichen Eindruck vervollständigen. Nicht so die Einwohner der Stadt. Während die übrigen Sachsen mit Recht in dem Ruf stehen, ein knorriges, schweres Geschlecht zu sein, hat bei den Mediaschern das köstliche Naß seine Wirkung gethan und sie zu heiteren Gesellen gemacht. Mediasch erzeugt nicht nur die beste Qualität, sondern auch die höchste Quantität im Lande, und in der Umgebung der Stadt tritt uns überall eine Villa im Weinberg des Herrn entgegen. Freilich an den herrlichen Rhein mit seinem Leben voll Lust und Liebe, mit seinen ruinengeschmückten Bergen und all' seiner Freude und seinem Glanz wird man dadurch noch nicht erinnert, es müßte denn sein, daß die Reste der Stadtmauern und die im Mondlicht prangenden alten Häuser der Phantasie des aus heiterer Gesellschaft heimkehrenden Fremden eine sympathische Unterstützung darböten. Der Hauptplatz ist überaus groß, er ist vielleicht der ansehnlichste, den eine siebenbürgische Stadt ihr Eigen nennt, aber dafür ist er an gewöhnlichen Tagen wie ausgestorben, es müßte denn sein, daß sich nach Regenwetter ein Schwein herumwälzt oder einige Beamte mit Aufbietung strategischer Kenntnisse den imponirenden Koth zu durchziehen versuchen. In der Mitte des Ortes erhebt sich das Kirchen-Castell. Innerhalb seiner starken Mauern steht das Pfarrhaus, das Gymnasium, die große evangelische Kirche mit Thürmen und Thürmchen, und hätte sich die Erdoberfläche an dieser Stelle früher zu einem Hügel zusammengezogen, so könnte das ganze Conglomerat als eine ansehnliche Cidatelle bezeichnet werden.

Geistiges Leben herrscht in dem Sachsenstädtchen in erfreulicher Weise. Dafür bürgt das Obergymnasium und die landwirthschaftliche Lehranstalt, während man der Stadt die

Gerichtsbehörden genommen und ihr dadurch bedeutenden Schaden verursacht hat. Die Lehrer der verschiedenen Anstalten vereinigen sich öfters zu kleinen geselligen Ausflügen. Man findet sie dann im Walde gelagert, von den Blättern und Zweigen der Buchen und der knorrigen Eichen umrauscht, patriotische Lieder singend, heiter scherzend und einer landesüblichen Gause huldigend. Diese siebenbürgischen Gausen entsprechen in ihrer großen Nahrhaftigkeit der Gesammtkost, welche dem Fremden in der ersten Zeit durch ihre Fettigkeit und Schwere wenig Behagen abringt. Wird man zu einem solchen Nachmittagsimbiß geladen, so kann man sicher sein, daß die Tafel vorzügliche Butter, große Rettige und Lauch, vielleicht Salamiwurst, vor Allem aber Speck und Brod bietet, dazu die kräftige, aber schwere Büffelmilch, Weißwein mit Sauerwasser. Zuweilen tritt dazu noch Ordo, ein Milchbestandtheil, den man nach Abschöpfung des Rahms gewinnt, hinzu. Die ganze Nahrung ist jedenfalls einem Magenkranken nicht zu empfehlen.

Ein ernst mahnender Punkt ist in Mediasch das dem erschossenen Roth gewidmete Denkmal. Es erhebt sich auf einer unbedeutenden Anhöhe, von der man die Stadt überblicken kann, und ist mit der Inschrift geziert: Dem Andenken Stephan Ludwig Roth's. Gestorben am 11. Mai 1849. Das Sachsenvolk. — Auf diesem Hügel haben die Sachsen alljährlich am erwähnten Tage eine Feier veranstaltet, und das einfache, geschmackvolle Denkmal ist von der Jugend bekränzt worden. — Da aber bei diesem Acte deutsche Lieder gesungen und deutsche Worte gesprochen wurden, sah die Regierung in demselben eine große Gefahr und erließ ein Verbot, demzufolge der obige Tag still wie jeder andere verlaufen soll. Die Sachsen versichern, daß sie in jener Feier niemals ihrer Opposition gegen die Regierung Ausdruck habe verleihen wollen, versetzt man sich jedoch in die Lage der Magyaren, so ist es erklärlich, daß diese zu einer Verurtheilung des Vorgangs geleitet wurden.

In Mediasch präsentirt sich uns eine sehr stattliche Turnhalle, ein geschmackvolles, villenartiges Gebäude, welches außer den Schülern noch einem 80 Männer und Jünglinge zählenden Turnvereine Freude und Vergnügen gewährt. Wie im deutschen Reich wird hier das Turnen gepflegt, jetzt noch als ein schwächliches Kind, welches jedoch alle Keime künftiger Kraft in sich trägt. Die Sachsen sind hierbei so einsichtsvoll gewesen, entgegen ihrer früheren Abgeschlossenheit, aus dem Mutterland tüchtige Lehrer heranziehen und diese sind entschlossen, die bisher wenig gekannte Kunst mit Liebe und Hingebung zur Entwickelung zu bringen. In Bistritz und Kronstadt erfreuen sich gleichfalls die Turnvereine der Blüthe, und obgleich der Hermannstädter Verein gegenwärtig in betrübenden Verhältnissen vegetirt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die leitenden, von deutscher Frische beherrschten Führer zu Mediasch ihr Ziel erreichen werden, das in der Gründung eines siebenbürgischen Turngaues und in dem Anschluß desselben an den Turnverband des Deutschen Reiches gipfelt. Die sächsischen Behörden sollten sich dieser Bestrebungen nach Kräften annehmen, besonders da sie überzeugt sein können, daß man ihnen im fernen Mutterland seitens der Turner Herzlichkeit und Freundschaft entgegenbringen wird. Turnerische Anlage ist übrigens bei den Sachsen nicht zu verkennen; man trifft Jünglinge, die nach dreijähriger Uebung die schwersten Sachen mit derselben Gewandtheit wie langjährige Turner ausführen. Bei den Magyaren ist die Turnkunst nicht heimisch, ihrem Charakter entspricht ein halbwegs ernstes Vergnügen keineswegs, sie ziehen es vielmehr vor, in der prachtvollen Uniform der freiwilligen Feuerwehr einherzustolziren und sich der Spielerei und der Tändelei zu ergeben.

Um 3 Uhr des Morgens reisen wir mit der Bahn im Kokelthal weiter. Elisabethstadt wird berührt, ein Armenierort

wie Szamos-Ujvar, bewohnt von einigen tausend Mitgliedern jenes seltsamen Volkes. Weiße Nebelwölkchen halten sich zwischen den Bergen, bis sie allmählich im Kampf gegen die aufstrebende Sonne unterliegen und verschwinden. Diese wirft ihre erheiternden Strahlen auf die Landschaft, aus welcher Schäßburg, die Perle des Kokelthales, hervorsteigt. Alte, ansehnliche Häuser gruppiren sich im Kokelthal, ein ganzer Stadttheil liegt nebst Thürmen und Mauern über der unteren Stadt, und aus der Mitte dieser Häuserwelt hebt sich stolz der mit einer herrlichen Kirche gezierte Schloßberg ab. Nach einigen Stunden, nachdem der Tag in voller Kraft die Herrschaft angetreten, wandeln wir durch die Stadt und tappen wie in einem Zauberreich in diesem Gewimmel von Häusern und Häuschen herum. Man hat behauptet, daß überall die Gebäude den Charakter ihrer Besitzer offenbaren, und dies trifft auch hier zu, da sich diese Patricierhäuser schwerfällig und pedantisch ausnehmen. In der einen Straße lehnt sich ein Haus an das andere, so daß sie eine sich senkende Linie bilden, entsprechend dem Berg, den sie hinauf- resp. hinabziehen. Dort fallen uns klosterartige Patriciergebäude auf, und gleich darauf sehen wir, daß hinter ihnen ein gewaltiges Thor die Verbindung mit der unteren Stadt herstellt. Hier erhebt sich ein mächtiger, mit bunten Ziegeln ausgelegter Thurm, mit seltsamen Verzierungen und breiter Gestalt. Er erinnert in seiner phantastischen Bauart an japanische Thürmchen. Ein merkwürdiges Bauwerk neben dem anderen, und je mehr man bergauf und bergab wandelt, desto lebhafter wird der Wunsch, immer neue dieser theils barocken, theils herrlichen architektonischen Studien kennen zu lernen; scheint doch jedes dieser Gebäude eine ebenso mächtige als interessante Sprache zu reden. Am Marktplatz steht ein stattliches Haus, in dem ein gewisser Josef B. Teutsch verschiedene Läden hält, und weiter hinauf findet sich unter derselben Firma die bekannte siebenbürgische Weinhandlung. Heute

herrscht in Schäßburg reges Leben: es ist Sonntag. Kinder laufen in den Straßen herum, und auf dem Marktplatz wird gehandelt. Bauern und Bäuerinnen in sächsischer Tracht begegnen uns, Szekler tummeln sich durch einander, und die Bürgersleute schreiten gemessen vorüber. In ihrer Gesellschaft steigen wir aus der unteren Stadt in die obere hinauf, an den Bergen hinwandelnd, uns an den schönen Promenaden erfreuend und auf den Bänken zuweilen ein Pärchen beobachtend, welches unter dem lachenden Himmel und bei den kosenden Sonnenstrahlen sicherlich über seine Herzensangelegenheiten plaudert. Alte Bürger des Sachsenvolkes begegnen uns. Langsam und gemessen schleppen sie sich vorüber, das Alter hat sie mit seiner knöchernen Hand ergriffen. Allein aus ihren ruhigen Zügen spricht noch immer der eigenthümliche Charakter der Sachsen. Da kann man deutlich die Entschlossenheit, sowie die Ordnungsliebe und den Sinn für bürgerliche Freiheit und alte Institutionen herauslesen. Viele von ihnen tragen den die Sachsen kennzeichnenden Ziegenbart, ein Stück, welches der vollbärtige Magyar nicht liebt. In der oberen Stadt vernehmen wir das Läuten der Glocken auf dem Schulberg, und wie andere lassen wir uns von ihm halb instinctmäßig führen. Es ist heute Gottesdienst da oben, dort auf der Citadelle von Schäßburg, zu der ein überdeckter Holzgang in etwa hundert Stufen hinauf leitet. Neben uns klimmen kleine, weißgekleidete Mädchen lustig empor, unschuldig und rosig. Wer sie betrachtet, dem drängt sich wohl die bange Frage auf, ob sie nicht geschmückten Opferlämmern ähneln, ob die Sonnenstrahlen immer die freudige Erregung auf ihren Wangen hervorzaubern werden wie heute. Und als Antwort zeigen sich dann neben ihnen ehrwürdige Matronen, auf deren Antlitz der Ernst des Lebens seine häßlichen Furchen gezogen hat, und welche mühsam heraufkommen. Ihre Tracht ist nicht mehr mittelalterlich, es fehlt das steife Mieder und die sittsame Haube, sie haben

sich für schwere, seidene, rauschende Gewänder entschieden, die allerdings meist auch schon einige Decennien alt sind. Hinter ihnen humpeln ihre getreuen Ehegefährten, und mitten aus dem Menschenstrom wird hie und da ein Liebespärchen sichtbar. Auf der andern Spitze des Berges ertönt feierlich der Orgelklang, und das Gotteshaus füllt sich mit den von mehreren Seiten heranwallenden Kirchgängern. Draußen sitzen die Leute unter den alten Bäumen und schauen über die Mauer hinab auf das liebliche Bild zu ihren Füßen. Eine sonnendurchfluthete Landschaft, alles eitel Lust und Wonne. Ringsum die alte Stadt, deren Thürme und Mauern kreuz und quer laufen und sich bis zu uns ausdehnen. Da ist der breite Schneiderthurm und der achteckige Schusterthurm; der Goldschmiedthurm ist abgebrochen, an seiner Stelle erhebt sich jetzt die neue Turnhalle. Von ihm aus hat einst ein tapferes Bürgerlein zur Zeit der Osmanenbelagerung mit seiner Hakenbüchse den türkischen Pascha Ali erschossen, der auf einem Elephanten zu reiten pflegte. Die Sage will wissen, daß dort, wo sich am Fuß des jetzt bewaldeten Berges ein Thürmchen erhebt, der todte Feldherr auf seinem Elephanten sitzend begraben worden ist. Neben uns liegt der Friedhof. Die Blumen und Gräser leuchten und duften, und die zum Gotteshaus Pilgernden knien zuweilen am Grab ihrer Angehörigen nieder, um ein kurzes Gebet zu verrichten. Dann schreiten sie weiter mit dem Strom, der kein Ende zu nehmen scheint. Die ganze Landschaft dünkt uns in ein Lichtmehr getaucht, dessen Widerschein der blaue Himmel ist, und wenn wir hinabblicken auf das Häusermeer und die ganze Armee der Thürme, die oft zu drei bis vier dicht nebeneinander stehen, und wenn wir unsere Aufmerksamkeit wieder den Menschen hier oben zuwenden, dann fällt uns unwillkürlich der Spaziergang am Ostermorgen in den Sinn, und wir glauben, daß plötzlich Faust und sein Famulus herankommen müssen. — Das neben der Kirche stehende

Gymnasium ist ein altehrwürdiges Gebäude und hat in seinen Räumen manchen tüchtigen Geist gebildet. Der Hörsaal ist geräumig, aber schmucklos, die Wohnungen der Schüler sind ärmlich wie Kasernen. Vier bis fünf Zöglinge logiren in einem Raum, ein Bretterkasten dient ihnen als Schreibtisch und Bett. Die ganze Einrichtung verräth einen harten, puritanischen Sinn und keine Spur von Verweichlichung.

Zurückgekehrt in die untere Stadt gesellen wir uns zu den Sonntagsgästen der Umgegend und können auf dem Marktplatz ein Placat studiren, durch welches dem Leser mitgetheilt wird, daß sich am Abend der berühmte Luftkünstler Blondin produciren wird. Natürlich ist der Name das Einzige, was unser Künstler mit seinem berühmten Namensvetter gemein hat, denn dieser dürfte wohl schwerlich in seinem Leben jemals eine Ahnung von der guten Stadt Schäßburg besessen haben. Trotzdem befriedigt der neue Held durch seine wirklich acceptablen Leistungen das Publikum in vollem Maße.

Verläßt man das Sachsenbollwerk in östlicher Richtung, so leitet die neben der Eisenbahn herlaufende Straße im Kokelthal aufwärts. Das Thal ist von unbedeutender Breite, rechts und links ziehen sich wenig freundliche Berge hin, und ein Gewitter, welches sich am Horizont abspielt, mahnt an eine ferne Schlacht. Zur rechten Seite erhebt sich ein in das Thal vorspringender Hügel, und nachdem wir ihn erstiegen, bemerken wir, daß er mit einem Denkmal geziert ist, ein Invalid verläßt das kleine Wärterhaus und begrüßt uns. Das Denkmal besteht aus einem Würfel, den ein Conglomerat von Sandstein, Kalk und anderen Mineralien bildet, und hat stellenweise durch die Unbilden der Witterung große Schädigung erfahren. Auf dem Sockel ruht ein Löwe; auch er zeigt Wunden, welche die Natur geschlagen. Das ist der vom Kaiser von Oesterreich den Manen des russischen Generals Skariatin errichtete Denkstein. Er trägt eine russische und eine deutsche

Inschrift. Den Tod fand der Russe nicht auf diesem Hügel, sondern am Fuß desselben neben der Straße, auf welche sich jetzt ein leiser Regen niederläßt. Der Himmel grollt, grelle Blitze zucken, die ganze Natur scheint in Aufruhr, und vor unserer Phantasie ersteht das Bild der Schlacht vom 31. Juli 1849. Mit einem Blick beherrschen wir das ganze Schlachtfeld, das einem langgezogenen schmalen Flußbett gleicht. Dort unten liegt das Dorf Weißkirchen, magy. Fejérgyhaza, dort war das Lager der ungarischen Armee aufgeschlagen, während $^1/_4$ Stunde nach Schäßburg zu die Russen standen. Plänkeleien fielen vor, endlich verließen die Magyaren ihr Lager, und es kam zum Kampf, der mit der Umgehung des ungarischen rechten Flügels endete. Panik trat ein, alles flüchtete, und im bunten Chaos wälzte sich die geschlagene Armee wie eine Meeresfluth das Thal entlang. Groß war der Verlust beiderseits, schmerzlich das spurlose Verschwinden des Freiheitshelden Petöfi, des ungarischen Theodor Körner, der als Adjutant Bems gedient und wie dieser auf der Flucht in einen Sumpf gerathen sein soll.

Von allen Feldherren, welche heraufkamen, um in den Jahren 1848 und 1849 ihre Degen zwischen der Leitha und den moldauischen Grenzpässen in hartem Strauß zu erproben, ist keiner so genial wie Arthur Görgey, keiner so sympathisch wie der Polengeneral Bem. Während jener in voller Manneskraft mit den Feinden ringt, um schließlich den Stempel des Verraths an der Stirn zu tragen, stellt sich die Gestalt des alten Feldherrn in ruhigem Lichte dar und erscheint in ihrer Offenheit und sittlichen Größe als ein verspäteter Nachkömmling jener abenteuerlichen Figuren, welche in früheren Jahrhunderten immer dort auftauchten, wo ihr geschätztes Schwert als das eines rittlichen Helden benöthigt wurde. Dem Polen Bem war der Krieg eine liebgewonnene Beschäftigung, dadurch aber, daß dieser Mann stets dann erschien, wenn es galt, Bedrückten bei-

zustehen, erregt er unsere Theilnahme. Wenn auch sein letztes Ziel die Befreiung Polens war, so darf man doch sagen, daß ihm in seinem langen Leben die Freiheit als höchstes Ideal galt, für sie kämpfte und siegte er, für sie litt er und ihretwegen starb er endlich in dem fremden Lande der Osmanen. Mit vollem Recht hätte er die Worte auf sich beziehen können, die Dichter und Componisten den „alten Feldherrn" sprechen lassen:

Aus dem Dasein von Kämpfen umkettet,
Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet
Als die Ehre und dies alternde Haupt.

Als junger Mann hatte er seinem Volke gegen die Russen gedient, er hatte sich in den polnischen Freiheitskämpfen unvergängliche Lorbeeren erworben und seine eminente Befähigung als Artilleriegeneral dargethan. Bei Anbruch des Völkerfrühlings eilte er nach den österreichischen Ländern und leitete die hoffnungslose Vertheidigung von Wien. Nachdem die Kaiserstadt gefallen, entfloh er, wie einige meinen in österreichischer Generalsuniform durchs feindliche Lager eilend, wie andere behaupten, als altes Obstweib die Donau hinabfahrend. Er wurde einer der genialsten Feldherrn der ungarischen Revolutionsarmee, und während Görgey und Klapka im eigentlichen Ungarn kämpften, wurde Siebenbürgen sein Schlachtfeld. Hier schwebt sein Name noch auf Aller Lippen. Ergraute Leute erzählen lächelnd und sich erwärmend, wie er bei Bistritz wochenlang der Uebermacht widerstanden, wie er von dort abgezogen und nach kurzer Zeit zu dem nämlichen Thore wieder hereingekommen, durch welches man die Russen erwartet, wie die Feinde rechts und links auf den Bergen gewesen und er trotzdem seine Geschütze hätte abprotzen lassen, um in die dichten Feindeshaufen zu feuern. Und weiter kann man hören, daß er einst im Kugelregen gehalten und ihn ein Magnat gebeten habe, er möge die gefährliche Stelle verlassen. Er aber habe als Antwort zu frühstücken begonnen. Bei Bistritz wissen sich

auch noch die Leute zu entsinnen, daß er die Bauern sorgsam ausgeforscht, ob nicht bequeme Saumpfade über das Gebirge führten. Er konnte sich nicht beruhigen, und erst nachdem er immer von Neuem erfahren, daß die Pfade unmöglich für Cavallerie und Artillerie benutzbar seien, ließ er ab. Aus dieser wenig gekannten Thatsache kann man schließen, daß er den Plan gehabt, den Krieg nach Galizien hinüberzuspielen, um dort eine Erhebung wachzurufen. Vor Allem aber ist es die engelgleiche Milde und das Aufrechterhalten der strengsten Manneszucht, welche diesem Feldherrn ein bleibendes Andenken geschaffen. Zahlreiche Bilder verkünden im Lande von der Tapferkeit des greisen Generals, das bekannteste stellt ihn im Kugelregen an der Brücke von Piski dar, umgeben von seinem Stab, den Arm in der Binde.

Eine Viertelstunde von dem Denkmal des Generals Skariatin entfernt liegt in dem Dorf Weißkirchen das gräflich Hallersche Schloß. Welch' glitzernde, mannichfaltige Uniformen mögen sich damals hier durch einander getummelt haben, welch' blitzende Augen, welch' stattliche Schnurrbärte hat man damals wahrnehmen können! Da mag der Husar im glänzenden Attila einhergesprengt sein, neben ihm der Pußtensohn, der Csikos, mit seiner langen Schnur und daran hängendem Bleistück, da hat man den Honvedsoldaten neben dem nothdürftig adjustirten Bauer gefunden, den Artillerist und Infanterist im kaiserlichen Waffenrock, aber mit der ungarischen Kokarde. Vergegenwärtigt man sich dieses bunt zusammengewürfelte Heer von Streitern, so muß man staunen, daß es so lange den disciplinirten Soldaten zweier Kaiserreiche widerstanden, und jeder gerecht Urtheilende wird seine Bewunderung diesen Freiheitskämpfern nicht versagen können.

Auf unserer Weiterreise treffen wir hin und wieder einige Szekler, deren Gebiet im Norden unmittelbar beginnt, dann verlassen wir das Kokelthal und gelangen in dem wenig reizvollen Thal eines Baches nach dem sächsischen Marktflecken

Kaisd. Eine Stunde vor meiner Ankunft waren die Bewohner von einem schweren Unfall betroffen worden. Ein zweiter Hagelschlag hatte in diesem Jahr den Ort und seinen Hatter heimgesucht. Der erste war am 17. Mai Nachmittags um 3 Uhr niedergegangen, er hatte die Kornfelder zollhoch mit Eisstücken bedeckt, und das von den Bergen herab strömende Wasser hatte Felder und Gärten überschwemmt, Zäune, Planken und Brücken weggerissen, sowie Höfe und Marktplatz durchzogen. Jeder Graben war zum Bach und der berüchtigte Kaisder Bach zum Strom geworden, dessen Wellen nicht nur Holz, sondern auch einen Büffel, zwei Füllen und drei Schweine mit sich genommen. Was das erste Hagelwetter verschont, vernichtete das zweite vollständig. Jenes hatte die Kornfelder ruinirt, dieses richtete den Kukurutz zu Grunde und benahm somit den Leuten alle Hoffnung auf eine Ernte. Mit den besten Erwartungen war der Landmann in den Frühling getreten, und jetzt stand er schweigend da und musterte mit trübem Blick die Verwüstung. Auf den Wiesen war das Gras wie gemäht, und in den Gärten waren die Bäume zerschlagen und die Beete zerstört. Am schlimmsten hatte die entfesselte Natur in der Umgebung der Burg gehaust, wo Hagelstücke von der Größe der welschen Nüsse lagen. Am Morgen war der Himmel überaus klar gewesen, allein auf den Bergen hatte ein eigener Schimmer ähnlich dem des Höhenrauches gelegen und den alten Leuten Kopfzerbrechen verursacht. Am Mittag hatte sich der Himmel plötzlich getrübt und das Unwetter war wie ein Orkan herangebraust.

Die Burg ist das Kleinod von Kaisd. Das ist kein stolzes Herrenschloß, auf welches vor Zeiten der Bauer finster und mürrisch geblickt, und in dem freche Raubritter das Menschenleid verhöhnt, bei geraubtem Gut prassend und pocultrend. Eine Bürgerburg ist's, ein Bollwerk, welches das Sachsengeschlecht einstens errichtet, damit seine Angehörigen vor der

Wuth der Osmanen und Tartaren sicher seien. Diese Bürger- und Bauernburgen der Siebenbürger Sachsen sind etwas Ureigenes, zu dem man auf dem ganzen Erdball vergebens ein Seitenstück suchen wird. Hier oben wurden die Früchte aufbewahrt, die Kleider und Kostbarkeiten, und wenn feindliche Horden ins Land fielen, so zog die Gemeinde herauf und harrte auf den Abzug der Barbaren. Die Burg erhebt sich auf einem freistehenden Hügel und ist ein mit starker Mauer umgebener Raum. Diese Mauer wird an verschiedenen Stellen von Thürmen unterbrochen, deren einer als Wohnung des alten weißhaarigen Burghüters dient. Von seiner Zinne ist ein lieblicher Blick nach dem freundlichen Ort gestattet, der sich zwar den Titel eines Marktfleckens erworben hat, aber keineswegs Märkte abhält. Die Leute sind zu praktisch und andererseits zu kleinlich, sie meinen, sie würden dadurch viel Zeit verlieren und wenig Vortheil erlangen. Zwischen dem Burgberg und den gegenüberstehenden Höhen zieht sich die Ortschaft hin. In der Tiefe heben sich plötzlich in einigen langen Linien die weißen, schmucken Häuser von den Bergen ab, in der Hauptsache wie alle Sachsenniederlassungen nur eine einzige Gasse bildend, welche aber an jedem Ende einen bedeutenden Arm ausschickt. Der eine ist die ansehnliche, rumänische Colonie mit ihren dichtgedrängten Häusern, der andere eine Zigeunerstadt. Eine ebensolche zweite befindet sich etwas von dem Orte entfernt in einer Niederung unter der Straße. Beide zusammen bergen 94 Familien. Auf der überdachten Zinne pflegt der Burghüter mit seinem Weibe zu schlafen, er zeigt uns auch hier verschiedene Rüststücke, und unter anderem ein Hemd, das einen Meter über der Brust mißt, also zweifelsohne nie einen Träger gefunden hat. In den nächsten Thürmen glänzen einige hundert Speckseiten in beschaulicher Ruhe, und im Hof sehen wir kleine, an die Mauer gelehnte Schuppen, in denen man die hölzernen Truhen mit den Kleidern, Kostbarkeiten und

Früchten wahrnehmen kann. Früher traf man hier 50- bis 100jährige Frucht, jetzt gerathen natürlich diese Sitten in unaufhaltsamen Verfall. Inmitten des Burgraumes bemerken wir den Brunnen. Er enthält gutes, klares Wasser und ist so tief, daß 20 Secunden nöthig sind, bis ein hinabflatterndes Papier erlischt. In seiner Nähe hat Kirche und Schule gestanden, wo man sich in den Tagen der Noth häuslich eingerichtet. Die Gallerien, auf der sich die Vertheidiger postirten, sind zum Theil verfallen, zum andern Theil erhalten, sodaß man auf denselben herumspazieren und ins Thal hinabschauen kann.

Als ich am Abend das schwer heimgesuchte Kaisd verließ, bot sich mir ein seltsames, echt siebenbürgisches Bild dar. Die letzte Gasse des Ortes war in ihrer ganzen Breite von einem Theil der heimkehrenden Büffelheerde erfüllt, deren Ende unabsehbar war. Und als ich den Marktflecken bereits hinter mir hatte, sah ich erst den letzten Theil des schwarzen Heeres aus einem engen Hohlweg hervorschreiten. Da derselbe schmal war und an seinem Rücken nur ein fußbreiter Pfad hinführte, so mußten die schmutzigen Ungethüme eins hinter dem anderen marschiren. Der hereinbrechende Abend erhöhte das Seltsame des Anblicks, und die schwarzen Gesellen glichen in ihren ruhigen Bewegungen einer Schaar von plumpen vorweltlichen Geschöpfen oder unheimlichen Spukgeistern.

Von dem romantischen Schäßburg bringt uns die Bahn in vielfachen Windungen nach Homorod, und von hier aus erreichen wir in kurzer Zeit den von Schäßburg 35 Kilometer Luftlinie entfernten Marktflecken Reps. Reps besitzt die bedeutendste Bürgerburg im Lande. In anziehender Herrlichkeit bietet sich die Feste von dem Marktflecken aus dar, und hat man sie erobert, so muß man gestehen, daß man selten einen anmuthigeren Eindruck von einer menschlichen Niederlassung empfangen, als wie ihn der Marktflecken da unten hervorruft. Die weißen Häuser mit dem daneben stehenden Thor und ihren

rothen Dächern leuchten in der Abendsonne, und dabei erscheinen sie so nahe, daß man glaubt, durch die Schornsteine in die Stuben blicken zu können. Der Ort besteht eigentlich aus drei parallel laufenden Gassen. In der Mitte zieht sich die breite Hauptstraße hin nebst Kirche und zugehörigem Platz, dort wohnen Sachsen, dasselbe gilt von der links befindlichen Straße, an welche sich die schmucke Franziskanerkirche nebst Kloster anschließt, in dem gegenwärtig nur zwei geistliche Brüder hausen. Die dritte Gasse wird von Rumänen bewohnt, obwohl die Bauart der Häuser verkündet, daß auch hier ehedem Sachsen gesessen. Wie anderwärts haben sich diese langsam zurückgezogen und den Rumänen Platz gemacht, deren Hauptmasse in der östlichen, mit der Front uns zugekehrten Häuserreihe am Ende des Ortes sitzt. Zigeuner residiren neben ihnen, und ein zweiter Trupp dieses Volkes hat sich am andern Ausgang niedergelassen. Freundliche Hügel umrahmen das Thal, hinter ihnen steigen am Horizont Berge empor, bald näher, bald ferner, bald ausbiegend, bald sich die Hand reichend. In der nördlichen Gruppe ist die Mehburger Spitze die höchste Erhebung, aus der westlichen grüßt der Ugler-Berg herüber. Beide haben früher großen Werth besessen, weil auf ihnen kleine Wachthäuser standen, neben denen ein Signalfeuer angezündet wurde, sobald der Feind ins Land fiel. In östlicher Richtung ragen am Horizont hinter blauen Bergketten gewaltige Bergriesen hervor: in duftigen Umrissen der Bucsecs, der Königstein und andere. Jetzt fallen die Strahlen der scheidenden Sonne auf den alten Ort, und es glänzt und flimmert da unten tausendfach, als ob die Geister der Vorfahren über die Landschaft dahinzögen.

Man betritt die Burg, welche dicht vor dem Orte auf völlig isolirtem Bergkegel emporstrebt, durch ein kleines, mit Eisenbohlen versehenes Pförtchen. Ein seltsamer, an solchen Plätzen unvermeidlicher Geruch deutet uns noch außerhalb der

Mauern an, daß der Speckthurm in der Nähe steht. Wir gelangen hierauf in den ersten Raum der Burg, an dessen nördlicher Seite ein großes Thor hinausführt. In diesem Raum ist der Brunnen, die Wohnung des Burgwächters, eines alten Sachsen, der sogar die Zither spielt. Es war der erste Zitherschläger, den ich im Lande gefunden. An den 31 Klafter tiefen Brunnen knüpft sich eine schlichte Episode. Die Gans des Burgwächters soll vor Jahren einmal in die grausige Tiefe gestürzt sein, und um sie zu retten, hat der Burgwächter sein Töchterlein in einem Eimer hinabgelassen. Das Kind sei aber von dieser Zeit an mit Epilepsie behaftet gewesen. Der Brunnen ist erst in den Jahren 1623—1629 angelegt worden, während einige Theile der Burg bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Am ältesten ist zweifelsohne der obere Theil, der zweite, höher gelegene schließt sich derart an den ersten, daß er denselben nicht umfängt, wohl aber seine Mauern an der nördlichen Seite mit den heraufziehenden des ersten Raumes zusammenstoßen. Auf einigen Seiten fällt der Berg steil ab, so daß man eine doppelte Umschließung nicht für nöthig gehalten und eine solche überhaupt nicht gut möglich gewesen wäre. Im zweiten Theil ragen die Reste von Gebäuden empor, in denen noch bis zum Jahre 1790 das Stuhlrichteramt residirte. Es muß hier hervorgehoben werden, daß diese herrlichste der Bürgerburgen nicht einem einzigen Ort als Zuflucht diente, sondern verschiedenen Niederlassungen des Repser Stuhles, und daß sich alle Bewohner der Umgegend in Kriegszeiten hierher flüchteten. Seitdem im Jahre 1790 ein Orkan einen großen Theil der Gebäude zerstört, beglückt die genannte Behörde die Menschen dort unten mit ihrer ständigen Gegenwart. In diesem Drittel der Burg stößt man auf eine Kirche, welche ein verhältnißmäßig sehr kleines Gebäude ist, und bei einem Gottesdienst unmöglich alle Gläubigen fassen konnte. Interessant sind einige Ornamente, sowie ein Stein mit der Jahreszahl 1620. War

der zweite Raum vom Feind erobert, so predigte man im dritten und letzten, und zwar stellte sich der Seelsorger auf einen hervorspringenden Fels, der noch heute den Namen „die Kanzel" führt, und der dem verfallenen Bathory'schen Thurm gegenüber liegt, in dem einst Graf Bathory, ein Feind des Sachsenvolkes, gefangen saß.

Das Großartigste an der Burg ist der dritte und oberste Abschnitt, welcher den Gipfel des Berges umfängt. Schreitet man unterhalb seiner Mauern, also am Fuß des Gipfels entlang, und schaut man zu der Citadelle empor, so sucht der Blick unwillkürlich die Grenzlinie zwischen Fels und Mauer, zwischen Naturwerk und Menschenarbeit. Alles verschwimmt, und was man im ersten Moment für den Fels gehalten, erweist sich bei späterer Betrachtung als Maurerproduct. Erst jetzt versteht man den alten Chronisten, der da meint, daß diese Burg aus Cyclopenmauern gebaut sein müsse, und man theilt seine Bewunderung, wenn man wahrnimmt, mit welchem Geschick und mit welcher erstaunlichen Klugheit jene simplen Bauern die mit dem Basalt scheinbar verwachsenen Thürme da oben geschaffen. Kunst und Natur haben sich hier vermählt, dies Volk von Bauern aber hat sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, welches Jahrhunderte, sogar Jahrtausende überstehen kann und sicherlich noch von dieser Schaar freiheitssinniger Männer erzählen wird, nachdem die letzten Urenkel derselben bereits vergangen sind. Und welch' unberechenbaren Aufschwung der menschliche Geist auch immer nehmen mag, stets wird dieses fast unbegreifliche Bauernwerk Staunen und Ehrfurcht abnöthigen. Auch aus dem Innern der Citadelle ist der gesunde Verstand der genialen Erbauer ersichtlich. In dem halbverfallenen Thürmchen und Häuschen ist alles benutzt, jede Basaltspitze, jeder Basaltschmuck, mühsam und langsam wie an der Mauer hat man auch hier gearbeitet. Oben auf des Berges Spitze steht ein winziges Häuschen; treten wir hinein, so finden

wir eine Merkwürdigkeit, nämlich die von einem Holzkasten bedeckte Spitze, einen Basaltblock, dessen einer Theil sich im Hause selbst, dessen anderer sich draußen an der freien Luft erhebt. An den Wänden des Zimmers hängen in höchst anspruchsloser Ausführung die Wappen der Sachsenstühle. Da ist Reps mit drei Thürmen, Mediasch mit der Traube, Leschkirch mit dem Bären, Schäßburg mit einem Löwen, der unter dem Thor stehend einen Schlüssel trägt, Bistritz mit der Krone und dem Greif, Reußmarkt mit zwei Engeln, die ein Thor halten. In dem Zimmer hauste eine Zeit lang ein Beamter, bis ihm trotz der idyllischen Aussicht die Einsamkeit vermuthlich zu lästig wurde, und er wieder zu den Menschen hinabzog. Der Mann muß einen regen Sinn für die Natur besessen haben, und er ist um die herrlichen Sommerabende zu beneiden, die er auf den Trümmern vergangener Herrlichkeit verbracht hat, während andererseits sein Aufenthalt bei eisigem Januarsturm kein beneidenswerther gewesen sein kann. Wir lassen uns auf der kleinen Holzbank nieder, welche sich in gebrechlicher Gestalt an das Häuschen anlehnt, und die Blicke hängen an dem wunderlieblichen Bild zu unseren Füßen. Nur schwer können wir uns losreißen, um durch die dreitheilige Festung hinabzusteigen. Sie dünkt uns uneinnehmbar und ist trotzdem keine jungfräuliche Feste mehr. Im Jahre 1324 hatte das Sachsenvolk eine Schlacht geliefert und verloren, die Sieger nahmen die Burg ein und die Vertheidiger wurden getödtet. Im Uebrigen hat die Burg ihren Zweck erfüllt. 1658 flüchteten sich z. B. die Repser vor den Osmanen am 14., 22. und 27. August hierher. Die Feinde zerstörten Galt und Katzendorf vollständig, Stein, Homorod und Tekes theilweise. Am 28. näherten sie sich Reps, fingen und tödteten zwei Bürger, wurden aber durch die Kanonen der Burg vertrieben. 1691 beauftragte man militärische Arbeiter die Burg in Stand zu setzen, allein die moderne Baukunst blieb weit hinter der Geschicklichkeit der

alten Erbauer zurück, und das Geschaffene brach wieder zusammen. Im Jahre 1789 weilten die Repser zum letzten Mal hier oben. Man hatte Nachricht von einem Osmaneneinfall erhalten, und die Bevölkerung verbrachte auf der Burg einen Tag in banger Sorge, bis sich die Nachricht als Lüge erwies. In der Feste haben vordem auch arme Gefangene geseufzt und gelitten. So saß hier Martin Ohrend, Bürgermeister von Schäßburg im Jahre 1616 gefangen; 1½ Jahr später wurde er als geistesverwirrt entlassen. Jetzt ist es still in den halbverfallenen Thürmen, nur ein Uhu haust in einem derselben als treuer Wächter, dem Menschen, der zwischen den gewaltigen Trümmern herumsteigt, wie ein Verhöhner der jetzigen Zeiten und des jetzigen Geschlechtes erscheinend. Doch es ist gut so, daß das Volk der kriegerischen Bauern ausgestorben ist, und daß der behäbige Landmann heute seinen Geschäften in Ruhe nachgehen kann, statt wie ehedem sein Blut zu verspritzen und mit der Donnerbüchse und der Feldschlange aus den Schießscharten hervorzulugen. Mögen die Magyaren, wie in einem früheren Capitel bereits erwähnt, getrost hervorheben, daß die sächsischen Bürger den magyarischen Freiheitskämpfen von 1848 an Tapferkeit und Tollkühnheit nachgestanden; es ist heutigentages nicht die Pflicht des Bürgers, Blut zu vergießen, und übrigens haben sich die sächsischen Kämpfer oft ganz gut geschlagen, sicherlich besser als es die Communalgarden des Mutterlandes gethan haben würden.

Eine ähnliche Burg hat bei Galt, einem südlich von Reps gelegenen Dorfe, gestanden. Dort soll es sich ereignet haben, daß ein wackeres Bäuerlein von der Mauer herabgeblickt und wahrgenommen, wie ein plündernder Tartar seine wohlbeleibte bessere Hälfte entführt. Da soll er den Kopf geschüttelt und gemeint haben: „Du armer Tartar, du hast dich verkommen (betrogen). Führe, führe, du weißt nicht, was du führst.“ Einige erzählen diese Anekdote von der Repser Feste.

Von der Burg aus haben wir in einem entlegenen Seitenthal ein großes Zigeunerlager entdeckt und sofort beschlossen, demselben unsern Besuch abzustatten. Nachdem wir uns mit einigen primitiven Stöcken bewaffnet, um etwaige begrüßende Hunde dankend abfertigen zu können, schreiten wir auf das Lager zu. Schon von Weitem sind wir natürlich durch einige Habichtaugen erspäht worden, und die ganze Bande steht erwartungsvoll da. Die Hunde begrüßen uns bellend, die Bande avancirt, und im Nu sind wir von einem Kinderheer umringt, welches die Luft mit einem steinerweichenden Wimmern und Klagen erfüllt. Ueberall gekrümmte Hände, überall der Ruf nach Kreuzeri, und lassen wir solche durch die Luft schwirren, so werfen sich Buben und Mädchen darüber, und der glückliche Eroberer muß seine Beute mit Zähnen und Nägeln hartnäckig vertheidigen. Der Patriarch, ein altersgrauer Herr, begrüßt uns demüthig, übersieht jedoch nicht, die Handfläche nach oben zu kehren. Einige alte Weiber umtanzen uns, ebenso eine hübsche stramme Frau von 22 Jahren. Sie hat mit 15 Jahr bereits geheirathet und besitzt mehrere Kinder. Eines der letzteren ist ein Mädchen von gemildertem Teint und blondem Haar. Ich will damit keineswegs auf das alte Ammenmärchen hinweisen, das die Zigeuner der Sitte beschuldigt, außer ihrem Kinderheer noch fremde Sprößlinge mit sich zu schleppen, sondern ich will nur die Vermuthung aussprechen, daß die hübsche Zigeunerin die eheliche Treue vergessen hat. Aehnliche Fälle wie der vorliegende mögen die Veranlassung zur Erstehung jener romanhaften Geschichten geboten haben, obgleich ich die Möglichkeit nicht leugnen will, daß die Zigeuner in früheren Zeiten für Geld und gute Worte ein Grafenkind geraubt. Heutigentages verwahren sie sich entschieden gegen derartige Beschuldigungen, indem sie äußern, daß sie an ihren eigenen Kindern schon viel zu viel Gepäck besitzen. Wir ersuchen die Weiber wahrzusagen, allein der Patriarch entgegnet mit fester Stimme,

sie seien keine Betrüger. Damit ist natürlich noch nicht dargethan, daß sie eine solche ehrenwerthe Gesinnung auch dem Bauern gegenüber Ausdruck verleihen. Ein darauf bezüglicher charakteristischer Fall hat sich letzthin in der Gegend zugetragen. Eine Zigeunerin wollte einem Bauern wahrsagen, allein dieser meinte zu ihr: „mich betrügst du nicht, gehe aber zum Nachbar, dem zwei Frauen gestorben sind und der jetzt zum dritten Mal heiraten will. Sag' ihm, daß er mit seinem dritten Weib glücklich sein wird". Nachdem sich die Zauberin ängstlich erkundigt, ob sie der Bauer nicht etwa belüge, begab sie sich zum Nachbar, verkündete ihm stolz und sicher das Vernommene und erhielt von dem entzückten Landmann ein ansehnliches Geschenk. Als wir vom Zigeunerlager scheiden, folgt uns der Kindertroß in lästiger Weise. Der alte Patriarch springt neben uns her und sucht durch die Ruthe die hoffnungsvollen Sprößlinge zu verscheuchen, wofür er natürlich eine Silbermünze empfängt. Als dies die Uebrigen bemerken, betheiligen sie sich gleichfalls mit vielem Eifer am Polizeidienst, ohne daß wir indessen ihre Verdienste zu würdigen wissen. —

Wir verlassen Reps um 3 Uhr des Morgens. Der Nebel bedeckt die Landschaft mit seinem unheimlichen, melancholischen Mantel und verhindert bis auf zehn Schritt jede Umschau. Allmählich dringt die Sonne durch die Nebelmassen und diese verschwinden, doch nicht ohne unsere Kleidung befeuchtet zu haben. Hevis wird erreicht, ein magyarischer Marktflecken, in dem sich zahlreiche Judenfamilien angesiedelt. Hier theilt sich die Straße, ein Zweig führt nach Südost in das Burzenland, während ein anderer nach Südwest ausbiegt, um die Verbindung mit Hermannstadt herzustellen. Wir schlagen den letzteren gutgepflegten Weg ein und bewegen uns in dem bei Hevis betretenen, ziemlich breiten Altthal vorwärts. An der Stelle, wo sich der Alt mit dem Homorodbach vereinigt, erhebt sich jenseits des Flusses der Ort Galt. Dort besaßen

die Römer ein Castrum, dessen Anlage noch ersichtlich ist. Wir aber eilen in südlicher Richtung davon, bis sich das Altthal zu der anmuthigen Fogaraser Landschaft erweitert. In ihr lernen wir wieder eine der in sich abgeschlossenen Landschaften Siebenbürgens kennen, und unter diesen sogar eine der anziehendsten und fruchtbarsten. Zwar fehlen die grünenden Wälder mit den knorrigen Eichen, die herrlichen Landhäuser und die alterthümlichen Städte, und ebenso mangelt es an einer lieblichen Vegetation, wie sie das kleine, scharf umrahmte Hatszegerthal darbietet, aber dafür geben die wogenden Felder und die im Süden nebenher ziehenden Alpen reichlichen Ersatz. Die Fogaraser Landschaft ist mit rumänischen Ortschaften dicht besetzt, und das Bild, das man von ihnen empfängt, inmitten dieses Meeres von Getreidehalmen, Kukurutzfeldern und üppigen Grasflächen, über die die Sonnenstrahlen in sengender Glut dahinstreichen, ist ein unvergeßliches und originelles. Die Dörfer, welche wir von Viertelstunde zu Viertelstunde passiren, bestehen aus netten Häusern und besitzen mit den sächsischen, sobald man von der etwas schmutzigen Umgebung der Gebäude und ihrer Aufstellung absieht, weit mehr Aehnlichkeit als wie mit den übrigen rumänischen. Besonders unterscheiden sich die Wohnungen durch die oft seltsamen Malereien von den armseligen, schmucklosen Gebirgshütten. Da ist kein Gebäude, welches nicht die Phantasieproducte seiner Besitzer trägt. Das eine ist mit einem Hahn geziert, das andere mit einem Mann, das dritte mit einem Kranz von merkwürdigen Blättern und Blumen, das vierte mit einem Kreuz; die nächsten tragen die Jahreszahl ihrer Geburt. Uebertroffen wird dieser Kunsteifer der Fogaraser Rumänen nur noch von den Sachsen in Burgberg, einem östlich von Hermannstadt gelegenen Dorf. Hier ist jedes Haus bemalt, und man kann daselbst oft die biederen Besitzer mit dem Pinsel auf der Leiter beobachten.

Die Tracht der Fogaraser Rumäninnen ist wenig interessant, sie gewinnt aber hohen Reiz und seltsame Anmuth

durch ein weißes Kopftuch. In diesem Tuch liegt der Zauber der hiesigen Bäuerinnen, welche man durchaus nicht wegen ihrer Schönheit rühmen kann. Bald umschließt das erwähnte Kleidungsstück wie ein blendend weißer Pelz das Haupt, bald ähnelt es einem Turban, bald ist es, die Stirn umfassend, auf dem Hinterkopf zusammengeknüpft und fällt in zwei Enden herab. Immer aber ist es schneeweiß und sauber, und jedem dieser Weiber steht es ausnehmend gut. Junge Frauen gleichen darin orientalischen Prinzessinnen, und sogar alte Weiber, die man sonst gewiß nicht anschauen würde, gewinnen dadurch einen solchen Reiz, daß man ihnen unwillkürlich nachblickt. Selten habe ich ein werthloses Stück gesehen, welches so vorzüglich gekleidet hätte, als wie dies Tuch der Fogaraser Frauen; denkt man sich dasselbe weg, so bleibt von diesen nichts Anziehendes übrig. Da und dort tauchen zwischen den Getreidefeldern solche Kopftücher auf, hier begegnen wir einer Heerde weißer Ochsen, dann einer Schafheerde, und drüben über dem Altfluß erheben sich die Hügel des von Sachsen bewohnten ehemaligen Königsbodens, während auf unserer Seite die schneebedeckten Alpen in bläulichen Umrissen bald in größerer, bald in geringerer Entfernung dahinziehen. Bauern und Bäuerinnen sind rechts und links thätig, Wagen kommen uns in Menge entgegen. In dem einen sitzt dicht gedrängt ein Dutzend Soldaten der ärarischen Gestützüchterei, ein anderer birgt zwei junge Damen, ein dritter ein Ehepärchen mit sechs Kindern; das originellste ist aber ein viertes Gespann. Vier weiße Ochsen schleppen einen mit Heu beladenen Wagen, und am Ende des Gefährtes sind zwei schmutzige Büffel angebunden, neben denen zwei Rumänen einherschreiten. Ein dritter spielt den Kutscher, und hoch oben auf dem Heu thront ein hübsches Bauernweib. Die Katrintza fällt geschmackvoll an ihrem schöngebauten Körper herab, die weißen Hemdärmel leuchten, und das schneeweiße Kopftuch verschönt ihr ohnehin verführerisches Gesicht.

Ein Dorf nach dem andern wird überwunden; in Pareu hat man eine neue Kirche erbaut, von deren Uhr das Zifferblatt bereits vollendet ist, während die Zeiger noch fehlen, in Sarkany fällt uns die Stattlichkeit und Sauberkeit der Häuser auf. Der Ort ist sächsisch, und zwar ist er, abgesehen von Kerz, die einzige sächsische Niederlassung diesseits des Altflusses. Die Sachsen von Sarkany sind wohlhabend, und dasselbe muß von den hiesigen Rumänen gesagt werden, welche ihre Felder in entsprechender Weise bestellen und oft als reich gelten. Eines erregt am Ausgang der Dörfer und stellenweise im freien Feld unsere Aufmerksamkeit, es ist bezeichnend für den Aberglauben des Rumänen. Dies sind Holzkreuze von der Form des Eisernen Kreuzes, oben mit einem ovalen Holzstück geziert und in der Regel eingegrabene Inschriften zeigend. Sie sind häufig errichtet worden, weil hier ein Mord geschehen oder ein Unglück passirt ist, oft auch aus Usus am Ende der Ortschaften. Kein Rumäne schreitet an ihnen vorüber, ohne sich zu bekreuzigen, und an bestimmten Tagen unternehmen die Leute, vom Popen geführt, Prozessionen hierher, um zu beten, da sie der Meinung huldigen, daß diese Kreuze die Felder vor Hagelschlag und anderen Witterungsunfällen bewahren.

Gegen Mittag hat sich ein Dunstkreis auf die Landschaft niedergelassen, und vor uns breitet sich eine größere Niederlassung mit Kirchen und Thürmen aus: Fogaras. Es ist Vorort des Comitates und ein freundliches Städchen mit einem schönen Marktplatz, ansehnlichen Häusern und Hôtels. Seine größte Sehenswürdigkeit besteht in einem alten Schloß, das inmitten eines zweiten Platzes liegt und mit seinen regelrecht gebauten Bastionen, Mauern, Wällen und Gräben ganz den Eindruck macht, als hätten es spielende Riesenkinder in derselben Stimmung erbaut, in welcher die Knaben während des Winters aus Schnee und Eis oft kleine Festungen errichten. Ehemals besaß es einen gefürchteten Ruf. Im Jahre 1310 angelegt,

hielt es oft im 15. und 16. Jahrhundert die Osmanen zurück, und Stephan Mailath leistete 1540 und 1541 mit 5000 Mann dem großen Türkenheere Widerstand, bis er endlich durch List überwältigt und gefangen genommen wurde. Zur Zeit der Militärgrenze war Fogaras ein rein militärischer Ort, und damals erlangte das Schloß von Neuem hohe Bedeutung. Heute wird es kaum noch beachtet, in seinen festen Gebäuden garnisonirt friedlich ein Bataillon Infanterie, und wenn die Schatten des Abends herabsinken, spielt die Musikkapelle den Bürgern auf, welche nebst einem Flor von schönen Damen in den Anlagen vor dem Schloß promeniren, und denen außer etwaigen Herzenskämpfen kriegerische Gesinnungen fern liegen.

In Fogaras hat bisher das beste Einverständniß zwischen den verschiedenen Nationen geherrscht. Im Casino wurde das Protocoll ein Jahr lang deutsch, das zweite Jahr rumänisch, das dritte magyarisch geführt, und auch der Präsident gehörte immer der herrschenden Nation an. Jetzt ist das anders geworden. Die Magyaren sind ausgetreten und haben ein eigenes Casino gegründet, und zwischen den Deutschen und Rumänen sind bedenkliche Spannungen entstanden.

In commercieller Hinsicht verdient die Stadt Beachtung. Vor einem Decennium entstand der Vorschußverein, im Jahre 1883 der von Magyaren und Israeliten gegründete Sparcassaverein, und gegenwärtig geht aus den Kreisen der Rumänen ein drittes Geldinstitut hervor. Dasselbe soll nach dem Muster der „Albina" in Hermannstadt eingerichtet werden, den Namen Furnika (Ameise) tragen und über ein Stammcapital von 30,000 fl. verfügen. Die Actien werden das Stück für 100 fl. ausgegeben, und das ganze Unternehmen dürfte bei dem nationalen Sinn der Rumänen des Erfolges ziemlich sicher sein.

Für das kleinliche Wesen der ungarischen Beamten und der Fogaraser Verhältnisse speciell spricht folgender Vorfall. Eine deutsche wandernde Schauspielertruppe, welche sich in Schäßburg

und Reps producirt hatte, war nach Fogaras gekommen. Einmal hatte sie ihre Leistungsfähigkeit dargethan, und die Theaterzettel zu einer zweiten Vorstellung lagen auch bereits gedruckt vor, als sich herausstellte, daß die Behörde keine Stempelmarken zu einem Kreuzer vorräthig hatte. In dieser fatalen Lage erstand ein interessirter Buchhändler Stempel zu zwei Kreuzer und zerschnitt dieselben, um die Zettel zur Abstempelung zu bringen und die lästige Affaire zu erledigen. Allein das Glück oder vielmehr die Behörde war ihm abhold, das löbliche Amt weigerte sich, eine solche barbarische Hilfsmethode anzuerkennen, zwei Gulden waren vergebens geopfert, und die Vorstellung unterblieb.

In einem schlichten Mallewagen scheiden wir von Fogaras. Ein Zigeuner in rumänischer Tracht dient uns als Postillon und entlockt in jedem Orte seinem Horn bedenkliche Töne. Dabei bläst der Mann mehr als unbedingt nöthig, vermuthlich um uns für die reizlose Landschaft zu entschädigen. Solange wir noch im Altthal abwärts fahren, fesseln uns die theilweise schneebedeckten, glänzenden Alpen des Südens, sobald wir aber jenseits des Flusses angelangt sind und uns in die Hügelwelt des ehemaligen sächsischen Königsboden vertiefen, haben landschaftliche Reize ein jähes Ende gefunden. Klein-Schenk ist die erste der berührten sächsischen Gemeinden, sie besitzt einen überaus jovialen und liebenswürdigen Pfarrherrn und dieser wiederum einen im ganzen Lande als Schmuckkästchen gepriesenen Pfarrhof. Von Klein-Schenk gelangen wir durch ein stilles Seitenthal nach dem Marktflecken Groß-Schenk*), in welchem kurze Zeit vor meiner Durchreise ein Schadenfeuer 33 Wirthschaftsgebäude vernichtet hatte. Am Nachmittag des 20. Juni hatte sich ein sehr heftiger Wind von West nach Ost wehend einge-

*) In Siebenbürgen zählte man: 30 Städte, 48 Marktflecken, 2207 Dörfer und 94 Ansiedelungen, zusammen 2379 bewohnte Plätze mit 438,139 Häusern. Auf eine österr. □ Meile entfielen 2,3 Orte und 458 Häuser.

funden, der die mit Stroh gedeckten Scheunen gar bald mit Flammen überzog. Zum Glück jagte der Wind das Feuer nicht den Berg hinauf, da sonst der ganze Ort dem Verderben anheimgefallen wäre. Weiter fährt uns der Schwager. Die Gegend ist ein monotones, schwach bevölkertes, aber fruchtbares Hügelland. Auf einer Höhe tritt uns ein von mehreren Bäumen umfangener Denkstein entgegen, der an den Abschluß des Straßenbaues ermahnt, dann halten wir unsern Einzug in Agnethlen. Das ist ein wohlhabendes, imponirendes Sachsenbollwerk, in dem jedoch auch reiche Rumänen ansässig sind. Innerhalb der Kirchenmauern liegt eine ganze Colonie von Gebäuden. Da ist das Pfarrhaus, wo ein sehr gediegener, als Schriftsteller weit und breit bekannter Geistlicher mit den Seinigen wohnt, dann die ansehnliche Schule mit den Lehrerwohnungen, ein herrlicher Schulgarten und endlich der unvermeidliche Speckthurm. Bei ihm erscheinen Sonntags früh um 9 Uhr die guten Agnethler, damit jeder ein Stück der Speckseite für den wöchentlichen Bedarf abschneiden kann, ein jeder natürlich von seiner eigenen. Mit dem Weinbau beschäftigen sich die Agnethler nicht, da sie jedoch Lebeleute sind, so holen sie den Wein von auswärts, wobei sie gleich den Heltauern darauf achten, daß ihnen die besten Erzeugnisse des Kokel- und des Marosthales in die Hände fallen.

Bei Agnethlen treten wir in das Harbachthal ein, und von hier ab wird die Gegend noch einförmiger. Nicht einmal die zaghaft sich zeigenden Gruppen von Eichen können unsere Stimmung ändern und uns zu einem günstigeren Urtheil über das Hügelland bestimmen. Nachdem wir 20 Kilometer zurückgelegt, sind wir in Leschkirch, und unser sächsisches Bäuerlein gestattet uns, die Strapazen der Fahrt bei einem landesüblichen Frühstück zu vergessen. Dann geht es im Harbachthal weiter; Dörfer zuweilen rechts, zuweilen links, an der Straße selbst vier Meilen weit keine Niederlassung. Die Gegend ist überaus

fruchtbar, und die Zahl der Bewohner offenbar zu schwach, um den Boden entsprechend ausnützen zu können. Die herrlichen Kukurutzfelder strotzen vor Kraft; Weizen und Hafer glänzt vor Ueppigkeit, und die Kornfelder wogen, daß ihr Anblick Wonne ist. Viel mag dazu die Feuchtigkeit der Gegend beitragen, die stellenweise im Harbachthal Sümpfe hervorruft und durch diese fieberartige Krankheiten erzeugt. Dort drüben liegt Alsen, seine Bewohner sind in der Gegend nur wenig beliebt, dort Marpod, in dessen Nähe man hundert Heidengräber mit Urnen gefunden, weiter Korneczel, wo ein herrschaftliches Gut aus schmutzigen rumänischen Hütten hervorschaut. Die hiesigen Rumänen bilden einen schroffen Gegensatz zu denen von Fogaras und Leschkirch. Während jene in vierspännigen Wagen einher fahren, bezeichnet man diese als Räuber und Diebe. Sie besitzen wenig Felder und sind offenbar verkommen. Möglicher Weise haben sie die Thäter zu einem Raubanfall gestellt, der vor einigen Jahren bei Agnethlen stattgefunden. In einem bewaldeten Hohlweg wurden eines Morgens drei Wagen von bewaffneten Männern mit geschwärzten Gesichtern angehalten und geplündert. Ein vereinzeltes Vorkommniß, dessen Vollführer aber unentdeckt geblieben sind. Rechts von der Straße liegt in einer engen Schlucht Thalheim, eine überaus reiche, mit großem Grundbesitz begabte Gemeinde. Ihre wenigen Häuser verschwinden fast in dem engen Kessel, während sich im Vordergrund eine Zigeunercolonie unseren Blicken ungestört darbietet. Die Bewohner derselben arbeiten als Tagelöhner und sind als solche ebenso geschätzt wie ihre Genossen von Agnethlen, die man lieber als Rumänen und Sachsen zu Erntearbeiten verwendet. Die Neigung der Sachsen für die braunen Gesellen geht sogar so weit, daß sich oft, wenn viel Arbeit und wenig Kraft vorhanden ist, eine Deputation der Hannen zu lagernden Zeltzigeunern begibt und diese um Hilfe anspricht. Viele der Söhne Indiens befassen sich auch mit Handel. Natürlich darf

man dabei nicht an kaufmännische Bureaux denken, sondern muß die Landesverhältnisse in Betracht ziehen. So begegnen uns hin und wieder auf der Straße Zigeuner, welche Schweine oder Pferde zum Markt führen. Sie sind oft kaum als Zigeuner kenntlich, nur einer von ihnen macht eine Ausnahme. Ihn traf ich nebst einigen Genossen auf der Straße, und er betrachtete mich mit seinen blitzenden Augen. Seine Gestalt war auffallend groß, sein Teint gelblich; langes schwarzes Haar hing ihm tief auf den Nacken herab. Man sagte mir, daß er eine bei den Photographen beliebte Persönlichkeit sei. — Eine Meile hinter Thalheim endet das Hügelland, und vor uns öffnet sich der Hermannstädter Kessel in seiner gewinnenden Lieblichkeit. Zu unseren Füßen glänzt der Eibin, wir passiren ihn, und zur Mittagszeit umpfängt uns das wohlbekannte, traute Hermannstadt.

XI.

Kronstadt. — Das Burzenland. — Törzburg. — Die Sieben-Dörfer. — Politik. — Der Tömöser Paß. — Sinaia. —

Kronstadt — die Krone unter den Städten Siebenbürgens, eine der köstlichsten Perlen in dem Diadem des Nachfolgers der Arpaden! — Wer könnte sie jemals vergessen, der an einem milden Sommerabend auf sie herabgeblickt hat, wenn ein leises Lüftchen an den grünen Bergen dahinstreicht, und sich die alte Stadt mit ihren Häusern und Thürmen und Mauern in grauen Zeiten träumend zu verlieren scheint? —

Unbedeutend und reizlos dünkt Einem die Stadt, wenn man am Nachmittag von dem Dampfroß über die herrliche Ebene des Burzenlandes getragen wird, in welcher die wogenden Getreidefelder einer beglückenden, goldenen Fluth gleichen. Hohe Berge im Westen, vereinzelte Häuser zu ihrem Fuße, eine dürftige, menschenleere Vorstadt, das ist alles, was man wahrnimmt. Endlich biegt das Dampfroß seitwärts und eilt den grünen Bergen zu, deren Kette das blühende Burzenland kranzartig umgibt. Bald darauf besteigen wir den bereitstehenden Hôtel-omnibus. Einzelne Gebäude, einzelne Bäume, eine Zolleinnahme, dann die dürftige Vorstadt. Alles ohne Leben, ohne Verkehr, düsteres Verlassensein athmend. Ist das Kronstadt, das vielgerühmte? Ein kahler, grasloser Platz wird sichtbar,

auch er ist ohne Reiz, doch jetzt steigt vor uns auf der Spitze eines runden Hügels ein Schloß drohend empor, und rechts davon öffnet sich ein enges, anmuthiges Thal, in welches wir uns verlieren. Dieses Thal ist die Welt von Kronstadt, es wird völlig von der Stadt erfüllt. Ein mächtiges Thor läßt uns ein, und mittelalterlicher Geist umweht uns. Wir durchwandeln die breiten Straßen, deren Patricierhäuser sich in vornehmer Abgeschlossenheit an einander lehnen, wir hemmen hie und da unsere Schritte, um den architektonischen Geschmack früherer Zeiten zu bewundern, um all' die tausend seltsamen Giebel, Linien, Verzierungen und Erker und Bogen zu betrachten. Nur das Geräusch der Menge führt uns endlich aus diesem Labyrinth der Baukunst wieder in die Wirklichkeit zurück, es zeigt uns, daß wir auf dem Hauptplatz stehen. Mitten auf demselben erhebt sich das Rathhaus, ein origineller, gedrückter Bau mit uraltem Thurm und Bogenfenster. Nichts davon hat bisher seine frühere Beschaffenheit eingebüßt. Auch das Wappen der Stadt ist hier angebracht: — eine Krone auf abgehackter Tanne. Neuerdings hat man behauptet, daß der Name der Stadt seinen Ursprung den Kronabeeren zu verdanken habe, welche in Menge auf den umliegenden Bergen zu finden sind. Allein diese Ansicht dürfte auf Widerstand stoßen: ad retinendam coronam wurden die Sachsen ins Land gerufen, ad retinendam coronam war ihr Wahlspruch und ihre Richtschnur. Politisch und historisch ist der Name der Stadt, nicht naturhistorisch, er ist es ebenso wenig, wie der von Kronstadt an der Newa. Wir wandeln weiter, eine stille, altersgraue Gasse umfängt uns nach der andern, ein mittelalterlicher Brunnen nach dem zweiten taucht vor uns auf, magyarische Dienstmädchen huschen an uns vorüber. Dann erreichen wir ein zweites Thor mit festen Mauern, und durch dasselbe schreitend betreten wir die Vorstadt, vor uns das rumänische Gymnasium und die Turnschule, beides moderne, würdige Gebäude. Eine lauschige Allee von

alten Kastanien führt uns allmählich dem grünen Berge zu, der seine Wand gigantisch aus dem Thalkessel emporsteigen läßt, bis er in seinem Gipfel eine schwindelnde Höhe erreicht, den Menschen unnahbar und ungeheuerlich dünkend. Das ist die Zinne, 4000' über dem Meere erhaben. Man kann von hier aus den Pfaden folgen, die sich im Wald verlieren, und höher immer höher steigen, bis man endlich die Spitze des Kalkfelsens erreicht hat und von schwindelnder Höhe auf die einem Ameisenhaufen ähnelnde Stadt herabblickt. Wir aber ziehen am Fuße des Berges hin und überlassen uns ganz dem Zauber der lauschigen Gänge. Mächtige alte Laubbäume umrauschen uns, das Gras duftet, die Blumen wiegen sich kosend hin und her, und zahlreiche Bänke laden zu beschaulicher Ruhe ein, zur Linken bieten sich uns zauberhafte Bilder dar. Von je fünfzig zu fünfzig Schritt neigen sich Bäume und Büsche auseinander, und es wird uns ein Blick zutheil, wie er nicht köstlicher gedacht werden kann. Dicht neben uns erheben sich die altersgrauen Stadtmauern mit runden, dicken Thürmen, und hinter ihnen reiht sich dichtgedrängt Haus an Haus. Fast alle sind weiß oder gelb angestrichen, jedes besitzt seltsame Giebel und Essen, und über jedem schwebt ein mittelalterlicher Hauch. Wie Meereswellen ziehen ihre Dächer im Verein den ovalen Thalkessel entlang, während sie seine geringe Breite ganz erfüllen. Da drüben auf der entgegengesetzten Seite ragen wiederum die Stadtmauern empor und hinter ihnen bewaldete Höhen, geziert mit einigen Wachthürmen. An dem einen Ende des Häusermeeres liegt eine Vorstadt mit ihren Gärten und Landhäusern, am anderen erhebt sich der gewaltige Schloßberg. Es ist bei jedem Durchschlag, bei jeder Ausschau immer derselbe Anblick, und doch immer fesselnd und bezwingend. Und über all' dem steht die Sonne in ihrer ganzen Schönheit am blauen Himmel und sendet ihre Strahlen zu der kahlen Spitze der Zinne, deren weiße Massen in überirdischem Glanze funkeln und blitzen. Ach wer sie doch malen

könnte, diese wonnesamen Bilder, so sonnestrahldurchfluthet wie sie in Wirklichkeit sind, wer die balsamische Luft beschreiben könnte, wie sie ist, so lieblich und bestrickend! In einer glücklichen Stunde muß die Natur diesen anmuthigen Thalkessel geformt haben, und einer der schönsten Gedanken der Menschen ist es gewesen, in demselben ihre Wohnungen zu errichten. Ich habe viele Orte im Leben gesehen und liebgewonnen; wenn man aber von dem Ideal einer mittelalterlichen romantischen Stadt spricht, so steigt immer und immer wieder Kronstadt vor meinem Geiste auf, und meine Seele versenkt sich in das Bild dieser von Bergen vollständig umfangenen Stadt. Die alten Thürme und Mauern erinnern gar täuschend an frühere Zeiten, und wenn man sie an lauem Sommerabend betrachtet, so wird Einem zu Muthe, als müsse auf der Zinne der Wächter mit Spieß und Panzer sichtbar werden, und als sollten aus dem Stadtthor Damen in mittelalterlicher Tracht hervorschweben. Allein auf den Thürmen regt sich nichts, und die promenirenden Damen kleiden sich nach dem neuesten Modejournal. Immer weiter wandeln wir, uns bald hier bald dort auf kurze Zeit niederlassend. Junge Mädchen, aufblühenden Rosen ähnelnd, sitzen auf den Bänken mit Handarbeit, eine Mutter schäkert mit ihrem Kinde und der Amme im Gras, hier hockt ein ernster Mann, in einem Buche lesend, dort promeniren mehrere Greise mit schneeweißem Haar. Eine ehrwürdige Matrone ruht in einem Fahrstuhl. Ihre Gestalt ist eingefallen, und die weißen zierlichen Löckchen, welche unter der Haube hervorquellen, bezeugen, daß die Natur ihr ein langes Leben vergönnt hat. Ihr Antlitz erscheint in überirdischer Verklärung, der milde Blick folgt der untergehenden Sonne, und die ganze Gestalt macht jenen rührenden Eindruck, den man von einem müden Erdenpilger empfängt, welcher schuldlos und rein mit der Welt abgeschlossen und bereit ist, dem scheidenden Tagesgestirn zu folgen. —

Endlich führt uns der Weg bergab, wir erreichen die

Stadt und betreten zugleich die eigentliche Promenade, eine von mehreren Reihen alter Bäume gebildete, an dem schon erwähnten Platz sich hinziehende Allee. Eine Militärkapelle spielt auf, und daher promenirt alles, alles, was Kronstadt an Schönheit, Eleganz, Reichthum und Intelligenz besitzt. Welch' ein Leben, welch' ein Treiben! Auf und ab wogt es, hie und da ein feuriger Blick, ein leichtes Nicken des Hauptes, ein formeller Gruß, fröhliches Plaudern, silberhelles Lachen. Alle Lust und alle Freude, aller Glanz und aller Stolz tritt hier zutage. An der Mauer sitzen ältere Damen und Herren, neben ihnen Mägde mit Kindern, in der Mitte der Allee hat sich die Kapelle etablirt, und bei ihr ein gewaltiger Trupp von Herren und vor Allem von Officieren. Stattliche, kühne Männer sind darunter mit großen Schnurrbärten und in allen möglichen Uniformen. Das schöne Geschlecht zieht anfangs nur wenig mit Herren vermischt vorüber, allmählich aber schließt sich hier und dort ein Herr an, um einige Artigkeiten zu sprechen, und der Wellenschlag des Herzens wird höher und höher. Jetzt führt der ernst aussehende Kapellmeister einen Wiener Walzer vor, und wie durch Zauberkraft setzen sich zierliche Füßchen und reizende Köpfchen in Bewegung! Lassen wir den Zug vorüberwallen, so werden wir wohl inne, daß wir hier eine wandelnde Schönheitsgallerie vor uns haben. Schönheit auf Schönheit, eine anmuthige Gestalt neben der anderen, und dabei welche Verschiedenheit der Racen! Da ist die Rumänin mit dunkelm Haar und zierlicher Gestalt, die Magyarin mit graziösen Bewegungen und Coquetterie, die Armenierin mit kohlschwarzem Haar und mit Augen von verzehrendem Glanz, die Jüdin mit üppigem Busen und wie ihre Vorgängerin an die Asiatin ermahnend, endlich die Sächsin mit constantem Wesem und oftmals dürftigem Busen und schmalen Schultern. Und unter der Menge taucht zuweilen eine reizende, verlockende Erscheinung auf, die wir in einem Kaffeehause der Stadt schon thätig gesehen,

oder über deren dunkele Existenz kein Zweifel obwalten kann. Alt und Jung wogt durcheinander, und wir lassen uns von dem Strome ziellos treiben; wenn man aber all' die eleganten Toiletten und die engen, verführerischen Taillen betrachtet, so möchte man die Frage aufwerfen, ob das Alles denn eigentlich etwas Anderes sei als ein — modernes Seitenstück zum Mädchenmarkt auf der Gäina. Streift uns dann zuweilen ein coquetter Blick, und beobachten wir die Plänkeleien der Herzen und der Augen, so finden wir die Frage gar nicht so seltsam. Zwischen Militär und Civil herrscht übrigens ein so großer Gegensatz, wie er schroffer nicht gedacht werden kann. Die jungen Damen, welche öfters mit Officieren verkehren, haben keine Aussicht, von einem Civilisten geehelicht zu werden, und neuerdings haben sogar junge Männer über dies Thema eingehende Verhandlungen gepflogen, obwohl die Zeiten des Absolutismus vorüber sind, wo es in Siebenbürgen Brauch seitens der jungen Damen war, förmliche Jagden auf blanke Knöpfe zu veranstalten. Eines jedoch mißfällt uns bei dem sonst so fesselnden Bild der Promenirenden. Es fehlt hier das belebende, prickelnde Element: das Contingent der Dienstboten. Wie anmuthig schlängeln sich die sauber gekleideten, in ihrer bunten Tracht an den Orient mahnenden rumänischen Mägde in Hermannstadt durch die wandelnde Menge, wie verführerisch leuchtet aus ihren Blicken das romanische Feuer! Und selbst die magyarischen Dienstboten, welche auf der Klausenburger Promenade mit ihren stattlich gekleideten, spornklirrenden Liebhabern in Nationaltracht einherspazieren, verleihen ihrer Umgebung einen anmuthigen Reiz. In Kronstadt fehlt dieser Bestandtheil, und statt der drallen Dirnen bemerkt man unter der Menge dunkel gekleidete, uninteressante Szeklerinnen oder Csango-Magyarinnen aus den Sieben-Dörfern. Sie tragen braune, schwarze oder röthliche Röcke, um den Hals häufig eine Kette von blauen Kunstperlen und das meist spärliche Haar in zwei Zöpfen, die auf dem Rücken

zusammen gebunden werden. Durch ihre Erscheinung ist die ethnographische Stellung der Stadt zur Genüge gekennzeichnet. An Markttagen freilich bietet die Bevölkerung eine bunte Mischung dar. Dann fühlt man sich der Eingangspforte des Orients nahe, und man wird an dessen Völkergewirr und Völkergewühl ermahnt. An solchen Tagen wandelt der ehrsame deutsche Bürger auf und ab, der sächsische Bauer aus dem Burzenland steht nebst seinem behäbigen, geschmacklos gekleideten Weib an seinem Wagen, neben ihnen zeigen sich Kalibaschen und Rumänen aus den Sieben-Dörfern; magyarische Dienstmägde debattiren mit dem feilschenden orthodoxen Juden im Kaftan, Armenier preisen ihre Waare an, und der Zigeuner mit dem struppigen Haar lungert herum. Alles wogt und wallt zwischen den Ständen und den Wagen auf und nieder. Und um wieviel gewaltiger muß das Gewühl in jenen Zeiten gewesen sein, wo Kronstadt fast über den ganzen Handel mit dem Morgenlande verfügte und die Waaren einerseits hinunter nach Constantinopel, andererseits hinauf nach Leipzig gingen! Damals waren die Bürger der Stadt mächtiger und reicher als heutzutage.

Wir entziehen uns der eleganten Welt und schreiten über den öden Platz zu dem Fuß des Schloßberges, sowie an demselben empor. Der Weg hebt sich, und nachdem wir an einigen Wohnhäusern mit freundlichen Bäumen vorüber gekommen sind, erblicken wir die Stadt unter uns. Die Aussicht wird von Schritt zu Schritt umfassender, der Weg windet sich zwischen unbedeutendem Laubgebüsch empor, und endlich stehen wir auf der Spitze des Berges. Neben uns erhebt sich das alte Schloß, welches gegenwärtig als Kaserne benutzt wird. Unheimlich und finster starren seine Wälle mit den Schießscharten herab, scheinbar verkündend, daß die Feste ehedem recht ansehnlich gewesen ist und die Stadt da unten beherrscht hat. Wir umschreiten die Citadelle, ohne außer einigen Soldaten am Thor jemand zu treffen, und lassen unseren Blick in stummer Bewunderung ringsum schweifen.

Wie anders präsentirt sich hier die Stadt als auf der Promenade! Dort sehen wir die alte Sachsenniederlassung in ihrer Breite vor uns und immer nur einen Theil derselben im engen Thalkessel, hier überschauen wir den letzteren vollständig und ebenso die Stadt in ihrer Länge. Dort bildete den Schlußstein des Bildes das alte Schloß, hier ist es die mächtige Bergwand der Zinne. An sie reiht sich Berg an Berg, alle grün und einer hinter dem anderen. Zu unseren Füßen dehnen sich zwei Vorstädte aus, die eine besteht aus Gärten und kleinen Häusern in gedrängter Gruppe, die andere biegt in nordwestlicher Richtung aus dem Thalkessel und zieht sich noch außerhalb desselben fort. Sie wird hauptsächlich von einer einzigen breiten Straße gebildet, die eine halbe Meile lang ist.

Während sich aber im Süden das abgeschlossene Thal mit der romantischen alten Stadt und den grünen Bergen darbietet, liegt vor uns im Norden das herrliche Burzenland. Das ist eine gottgesegnete Ebene, die sich wie ein Eden erschließt, eine Perle des Landes Siebenbürgen, deren blühende, wogende Felder dem Horizont in bezaubernder Pracht entgegengehen. Es ist ein holdes Vermächtniß jener ersten Einwanderer, welche unter dem Schutz und dem Scepter des Ritterordens das Land urbar machten. — Das Burzenland besitzt eine ovale Gestalt mit zwei Ausläufern, der eine erstreckt sich in südwestlicher Richtung nach Törzburg, der andere in nordwestlicher nach Marienburg. Ueberall reiche, üppige Felder, auf denen alle Früchte gedeihen, auffallend wenig Dörfer, deren größte Zahl am Abhang der umschließenden Gebirge gelagert ist, überall Bäche und Flüsse, welche die herrliche Landschaft bewässern. Und dies Kleinod verdankt seine Existenz menschlichem Fleiß und deutscher Kraft. Als die Ritter ins Land kamen, fanden sie Wald und Sumpf, jetzt sind die Wälder verschwunden, und das Geschlecht der Deutschritter ist vergangen. Und ihre sieben hölzernen Burgen? Der bleiche Mond gießt sein silbernes Licht nicht mehr über

dieselben aus, wohl aber über die Ruinen der an ihrer Statt errichteten Steinfestungen. Dort drüben am Ausgang der Ebene liegt Marienburg, dort erhebt sich auf niederem Hügel eine große Ruine. Dann war bei Nyen über dem Tartlauerbach die Kreuzburg, auf der Zinne bei Kronstadt stand die Brasoviaburg, bei Törzburg die Dietrichsburg, sowie die Rosenauerburg, im Westen bei Zeiden die Schwarzburg und endlich bei Krieba die Heldenburg. Wohl erhalten ist noch die stattliche Rosenauerburg, allein man darf nicht übersehen, daß sie sich ebenso wie das Törzburger Schloß nur an Stelle der hölzernen Ritterburgen befindet, im Uebrigen mit diesen nichts gemein hat. Den sieben Burgen soll das Land nach den Ansichten vieler seinen Namen verdanken. Andere freilich haben gemeint, man müsse den Namen von den sieben Feldherren der Magyaren herleiten, wieder andere, er rühre von den bekanntesten sieben Sachsenstühlen her, allein das erstere bedarf keiner Widerlegung, und die Sachsenstühle haben noch nicht einmal alle existirt, als der Name schon vorhanden war. Eine dritte Variation sagt, daß die Sachsen aus den Gegenden des Niederrheins gekommen sind, dort im Siebengebirge gesessen, Siebenbürger geheißen und ihr neues Gebiet Siebenbürgerland getauft hätten. Noch andere behaupten, daß die sieben Comitate, in welche anfangs das Areal zerfiel, die Bezeichnung hervorgerufen, allein dies ist irrig, da der magyarische Name in nichts darauf hinweist. Dieser stammt von dem altmagyarischen Erdeuelu, welches aus Erde (jetzt Erdö) Wald und uelu jenseits besteht, wobei man sich orszag Land ausgelassen denkt. Erdeuelu ist heute zu Erdely geworden, die byzantinischen Schriftsteller aber haben diesem Ausdruck ihr Ardeleon entnommen und die lateinischen ihn als Ultrasilvania oder Transsilvania übersetzt. In Wahrheit stammt der Name Siebenbürgen von der Cibinburg her, welche sich einst an Stelle des heutigen Hermannstadt erhob.

Durchziehen wir die blühende Ebene und wenden wir uns dem Südwesten zu. Es ist Morgen, und die Sonne spielt mit den leicht wogenden Getreidefeldern. Zahlreiche Bauernwagen begegnen uns, mit Ochsen oder stattlichen Pferden bespannt, sie eilen nach Kronstadt zum Markt. Soeben fährt ein biederer sächsischer Landmann aus Rosenau vorüber, scharf und forschend blickt er uns an, dann erst entschließt er sich zum Gruß. Hinter ihm sitzt seine behäbige Ehehälfte, neben ihm sein Söhnchen. Dann naht ein Leiterwagen mit Rumänen. Es ist ein weniger ansehnliches Gefährt, ganz entsprechend dem geistig und social tiefer stehenden Besitzer. Die Tracht des letzteren ist wenig interessant, und dasselbe gilt von der des sächsischen Bauern, der sich im Burzenland mit Vorliebe dunkelblau kleidet. Es ist eigenthümlich, daß sich der Deutsche nur bis zu einem gewissen Grade acclimatisirt. Man sieht dem sächsischen Landmann noch heute an, wie schwer es ihm geworden ist, die dem Klima entsprechende leichtere Tracht der östlichen Völker anzunehmen, von seinem Weibe gar nicht zu reden, deren Kleidung zu der anmuthigen der rumänischen Frau einen grellen Kontrast bildet. Allmählich wird das Thal enger, die Berge treten zusammen und stellen sich in herrlichstem Farbenspiel dar. Einige sind dunkelgrün, andere von leichtem Dunst umfangen, wieder andere von violetten Tinten angehaucht, wie sie kein Maler hervorzaubern könnte. Jetzt haben wir eine Stelle erreicht, wo sich das Thal zum Paß verengt, und hier liegt die Törzburg, das herrlichste Ideal einer Ritterburg. Auf Photographien und Abbildungen hatte ich sie bereits oft gesehen und bewundert. Schroff fällt auf allen Seiten der abgerundete Hügel ab, um auf seiner Spitze eine ebenso zierliche als imposante Burg zu tragen, eine Burg, so recht mit Mauern, Thurm und Zinnen, mit Fahnen reich geschmückt. Nichts beleidigt uns an diesem Bauwerk, alles ist dem Bilde zufolge künstlerisch und regelmäßig, dabei stolz und imponirend. Und in Wirklichkeit? Ist

das unsere heiß ersehnte Törzburg? Das ist kein Schloß, sondern eine Festung, ein nüchternes, im Kasernenstyl durchgeführtes Bauwerk. Und doch ist es die Törzburg, und das Räthsel löst sich. Als man im Jahre 1878 seitens der österreich-ungarischen Regierung einen Krieg mit dem jungen Königreich Rumänien befürchtete, wurde das Schloß vom Kronstädter Magistrat an das Aerar abgetreten und zur Vertheidigung hergerichtet. Die schlanken Thürme sind gefallen, man hat sie kasemattenförmig abgeplattet, man hat Schießscharten, sowie einen neuen Zugang geschaffen, und das Alles nur, um das Thal gegen die im Geiste schon erspähten rumänischen Truppen zu sperren. Gegenwärtig hat die Stadt das Schloß zurückerhalten und zugleich beschlossen, demselben seine ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Es wird geschehen, aber wer weiß, ob nicht unruhige Gemüther neue Kriegsgefahren erblicken und die alte Burg ein Spielball zwischen civilen und militärischen Baumeistern wird.

Betreten wir die neue Festung, so gewahren wir eine beträchtliche Anzahl von Gemächern, alle jedoch unbedeutend und der Miniaturgröße der Burg angemessen. Auch der Hof entspricht derselben, und darauf Bezug nehmend haben die alten Besitzer der Feste wahrscheinlich die Meinung gehegt, daß die Gefängnisse möglichst klein sein müssen. Als solche hat man außer einem Thurm ein dunkles Loch benutzt, so niedrig, daß die Gefangenen darin nur sitzen oder liegen konnten. Steigen wir in die oberen Etagen, so gelangen wir schließlich auf eine Art freien Platzes, neben dem sich eine Kasematte befindet, dazu bestimmt, Kanonen aufzunehmen. Von hier aus beherrscht man mühelos das enge Thal. Die Straße führt direct auf uns zu, sodaß sie von den Fenstern des Schlosses aus durch Infanterie völlig bestrichen werden könnte, und rechts und links von der Burg hat man auf den nächsten Bergen zwei Schanzen errichtet. Unter uns liegen die Contoumazgebäude, Forsthäuser, Wirthshäuser, einige Privatwohnungen. Bei ihrem Anblick drängt

sich wohl die Frage auf, ob denn das der ganze Ort Törzburg? O nein, er ist es nicht! Er umfaßt zehn Unterabtheilungen mit 10,000 Seelen. Allein die Menschen leben hier unter ähnlichen Verhältnissen wie im Motzenlande, denn meilenweit sind die Gebirge mit Hofstätten bedeckt, und das ganze Gebiet bis zur rumänischen Grenze ist mit solchen übersäet. In denselben hausen die Kalibaschen, deren wir schon bei Errichtung der Militärgrenze gedacht. Die Benennung stammt von dem Worte coliba, Hütte, und bezieht sich darauf, daß im Mittelalter infolge der unaufhörlichen Kriege, Pestgefahren und osmanischen Einfälle kein Mensch an der ganzen Grenze ein ordentliches, aus solidem Material gebautes Haus besitzen konnte, vielmehr darauf gefaßt sein mußte, daß man alles in Brand steckte. Selbst unter der österreichischen Regierung waren für die Grenzsoldaten im Gebirge nur provisorische Hütten errichtet. Die Kalibaschen sind, wie alle Rumänen, gutmüthig und friedfertig, sie betreiben Viehzucht und Viehhandel und stehen in regem Verkehr mit dem Königreich. Ihre Wohnungen sind von Feldern und Wiesen umfangen und häufig inmitten einer Gruppe von Obstbäumen erbaut.

Von Törzburg kehren wir über Rosenau und Neustadt nach Kronstadt zurück. Das sind gar stattliche Ortschaften, volkreicher und wohlhabender als wie im Mutterlande viele kleine Städte. Es ist eine Lust, in ihren breiten Straßen einherzuschreiten und die freundlichen, im Sonnenschein leuchtenden Häuser zu betrachten. Rosenau gewinnt an Interesse durch die herrliche Burg, welche sich auf stolz emporsteigendem Fels wohlerhalten zeigt und ehemals den Bürgern zum Schutz diente. Der Ort selbst zeichnet sich wie das nachfolgende Neustadt durch das Vorhandensein einiger industriellen Merkwürdigkeiten aus. Man bemerkt hier eine Tuchfabrik, Forellenteiche der Fischzuchtgesellschaft und eine große Kavalleriekaserne, während Neustadt eine Branntweinbrennerei aufweist und weit

und breit in dem Rufe einer landwirthschaftlichen Mustergemeinde steht. In dem schon erwähnten Zeiden ist das Rathhaus, sowie die wohleingerichtete Wasserleitung beachtenswerth, auch blüht daselbst der Flachsbau, wogegen in dem nördlich gelegenen Marienburg eine Ackerbauschule Erwähnung verdient.

Eine ethnographische Merkwürdigkeit sind die volkreichen Sieben-Dörfer. In langer Reihe ziehen sich diese Ortschaften am Fuße des Gebirges, dicht an einander gedrängt und malerisch gelegen, hin. An einem Sonntag statten wir ihnen unseren Besuch ab und betreten ihre Kirchen. Zwei Nationen besitzen hier Gotteshäuser, zwei Nationen wohnen friedlich neben einander. Es sind dies griechisch-orientalische Rumänen und sogenannte Csango-Magyaren. Diese Csangos sprechen zwar magyarisch, doch weicht ihr Dialekt von dem der Ungarländer etwas ab. Das Rumänische verstehen sie um so besser, da sie ihren Lebensunterhalt meist durch den Handel mit dem Königreich erzielen und auf den steten Verkehr mit ihren rumänischen Nachbarn angewiesen sind. Ihre ursprüngliche Religion haben sie nicht erhalten, sie sind im Gegentheil der römisch-katholischen Kirche verloren gegangen, und als man sie im 15. Jahrhundert an Stelle der wegen ihrer Religion vertriebenen Wallachen setzte, evangelisch-lutherisch geworden. Als Anhänger dieser Lehre gehören sie dem sächsischen Bisthum zu Hermannstadt an, während ihr Gottesdienst magyarisch gehalten wird.

Die Kirche des ersten Dorfes hinter Kronstadt betretend, befinden wir uns in einem griechisch-orientalischen Gotteshaus und bemerken all' die seltsamen Heiligenbilder und die unnützen Schmuckgegenstände dieser Gebäude. Im Vordergrund stehen die Männer, in der Nähe des Eingangs die Weiber nebst einigen Kindern. Die Tracht ist seltsam und hoch interessant. Das ist keine rumänische Nationalkleidung, auch keine magyarische und noch viel weniger eine deutsche. Die Weiber tragen eine Jacke von schwerem Stoff, am Hals, an der Brust und an den Ar-

meln mit breiten braunen oder schwarzen Pelzstreifen besetzt, dunkle Röcke und ebensolche Kopftücher vollenden die Bekleidung, welche einestheils klimatisch sein dürfte, anderentheils aber sicherlich nicht in Siebenbürgen ihren Ursprung genommen hat, sondern denselben den frühzeitigen südlichen Wanderungen der Siebendörfler verdankt. Diese rumänische Tracht in den Sieben-Dörfern hat sich namentlich bei den Männern in den letzten fünfzig Jahren wesentlich geändert. Die frühere glich sehr stark demjenigen Costüm, in welchem fürstliche und adlige Personen des 15. und 16. Jahrhunderts in den verschiedenen Kirchen Rumäniens abporträtirt waren.

Der Hauptort der Sieben-Dörfer ist Hoszufalu, deutsch Langendorf, rumänisch satu longu. Es besitzt 8000 Einwohner, eine höhere Staatsvolksschule und Fachschule für Holzschnitzerei, welche bereits namhafte Erfolge errungen hat und sich wie die Bewohnerschaft der Sieben-Dörfer in erfreulichen Verhältnissen befindet.

Weniger erquicklich sind die gegenwärtigen politischen Zustände im Lande, und der Ausländer, der das letztere betritt, um objective Studien zu machen, kann durch dieselben gewiß nur unsympathisch berührt werden. — Wie in der ungarischen Monarchie insgesammt, so wird in Siebenbürgen speciell viel und leidenschaftlich politisirt. Der Ideengang des Magyaren gipfelt in dem Begriff der Staatssprache. Er meint, nur ein solcher Staat könne gedeihen, der ein herrschendes Idiom als Amts- und Verkehrssprache besitze, und dessen die übrigen Insassen des Landes mehr oder minder kundig sind. Nur so sei es möglich, den von slavischen Völkern umgebenen äußersten Culturposten Osteuropas zu vertheidigen. Um sein Ziel zu erreichen scheut er nichts. Das neue Mittelschulgesetz arbeitet darauf hin, die magyarische Sprache in energischer Weise zu verbreiten, und die Regierung sucht an vacante Stellen immer ihre Anhänger, Leute von magyarischem Blut oder mit ma-

gyarischer Gesinnung, zu setzen. Dabei behaupten die Magyaren, es liege nicht in ihrer Absicht, die Rechte der Sachsen zu kürzen und mit ihnen in Hader zu leben, weil sie die Unterstützung der Sachsen im Kampf gegen das wachsende Rumänenthum bedürften. Die veralteten Privilegien der Sachsen hätten natürlich fallen müssen, denn man könne heutzutage einen Staat im Staate unter keinen Umständen mehr dulden. Einzelne allerdings sprechen kühner. Sie folgen dem Beispiel des zweiten Klausenburger Regierungsorgans, welches am 29. Juni 1883 schrieb: „Siebenbürgen ist in der Union mit Ungarn, man muß auch sein Volk völlig amalgamiren oder zu Magyaren erziehen.“ —

Darauf erwidern die Sachsen, es sei gegenwärtig von Privilegien nicht mehr die Rede, man habe ihnen dieselben schon längst genommen und ihr Verlust sei fast vergessen, sie wären bereit, eine Staatssprache als nothwendig anzuerkennen, nur solle sie derjenige lernen, der sie benöthige, freiwillig werde er das thun, aber zwingen möge man ihn nicht, auch handle man ungerecht, wenn man den Gebrauch der Staatssprache derart ausdehne, daß man dem Bauer Verordnungen in fremder Sprache sende, denn diesem erwüchse daraus infolge irriger Auffassung pecuniärer Schaden und schwere Unannehmlichkeit. Es käme gegenwärtig nur noch die Rettung ihrer köstlichsten Perle, der deutschen Sprache, aus dem Zusammensturz ihres Volksthums in Betracht. Warum, so sprechen die Sachsen, sollen wir unsere Kinder langsam aber sicher zu Magyaren werden lassen, warum sollen wir sie von Angehörigen einer hohen Culturnation zu denen eines kleinen isolirten Völkchens machen? Warum sollen wir ihnen die Möglichkeit verschließen, mit Hilfe der Sprache sich in fremden Ländern eine siegreiche Existenz zu erobern? Wir sind in geistiger Hinsicht durch die historische Entwickelung auf unser Mutterland angewiesen, wer kann verlangen, daß wir uns mit einer Nation verschmelzen,

deren wissenschaftliche Werke oft nichts anderes sind, als Uebersetzungen deutscher Geisteserzeugnisse?*) Sie weisen sodann auf den enormen Unterschied der deutschen und der magyarischen Universitäten hin und beklagen es, daß man durch die neuen Verordnungen ihre Söhne gezwungen, den deutschen Universitäten fern zu bleiben und in Klausenburg oder Budapest zu studiren. Und weiterhin bezeichnen sie die jetzigen Verfügungen für Volksschulen als ungerecht. Infolge derselben sind nämlich die Lehrer gehalten, magyarisch zu lernen und den Kindern wöchentlich sechsstündlichen Unterricht in dieser Sprache zu ertheilen. Es ist augenscheinlich, äußern sich die Sachsen, daß dies ein schreiendes Unrecht an den Nationsrechten und an der Menschlichkeit, ein Hemmen des Fortschrittes und der Cultur ist, denn bei den vielen und langanhaltenden Ferien, bei dem täglich nur zweistündigen Unterricht der Dorfkinder sei es nicht anders möglich, als daß die Kinder keine der beiden Sprachen auch nur annähernd erlernten, da sie ja früher ihre eigene nur nothdürftig hätten bezwingen können. Auch die Beamtenwirthschaft bezeichnen die Sachsen als eine ungerechte und willkürliche, sie nennen die magyarischen Beamten bestechlich, gewaltthätig, ungebildet und träge, und sie sind über die Bevorzugung des magyarischen Elementes, welche die Absicht der Regierung verräth, erzürnt. Grollend erzählen sie sich, wie kürzlich in Szeliste eine Stelle vacant gewesen, daß sich sechs gediegene sächsische und rumänische junge Männer darum beworben, daß ihnen aber ein ehemaliger magyarischer Schuh-

*) Am 20. September richteten die in Paris als Gäste gewesenen magyarischen Journalisten eine von Jokai unterzeichnete Adresse an Lesseps, worin sie erklärten, die Magyaren verdankten ihre ganze Cultur und Literatur Frankreich. Keine Macht könne Frankreich die moralische Weltherrschaft entreißen, Ungarn bemühe sich, die französischen Ideen der Freiheit, Gleichheit und der Brüderlichkeit zu verwirklichen. — Kann man von Gelehrten Objectivität erwarten, deren vornehmster Repräsentant vergessen zu haben scheint, daß deutsche Ritter, deutsche Mönche und deutsche Bauern die Cultur nach Ungarn gebracht?

macher vorgezogen worden sei. Sie wehren sich mannhaft, müssen jedoch Schritt für Schritt zurückweichen.

Die früheren anfangs verachteten, dann gehaßten Widersacher der Sachsen, die Rumänen, sind heutzutage infolge derselben Leiden ihre Bundesgenossen geworden. Auch die Rumänen haben bitter zu klagen, über die Unduldsamkeit des einzelnen Magyaren sowohl, als auch über die ungnädige Haltung der Regierung. Dieselben Leiden haben sie zu Gefährten der Sachsen gemacht, obwohl sich beide Parteien darüber keiner Täuschung hingeben, daß sie im Stillen nach wie vor einander herzlich abhold sind.*)

Außer den Ansichten dieser drei Gruppen findet man hie und da ruhige, leidenschaftslose Männer, die, mit objectivem Blick begabt, meinen, es sei augenscheinlich, daß die Existenz des ungarischen Staates nur noch eine Frage des nächsten Säculums sein könne. Die Magyaren ahnten instinktmäßig, was kommen werde und müsse, und in einem letzten verzweifelten Angriff versuchten sie alle anderssprachigen Stämme zu verschmelzen. Gelänge ihnen das, so würde es ein Vortheil für den Staat sein, aber es könne nicht gelingen, denn viel zu schwach seien die Bedrücker, viel zu stark und zu zahlreich die Bedrückten. Und einst werde die Zeit kommen, wo die Neigung der Nationalitätenconcentrirung den Sieg davontragen würden, dann würden all' die am Rande Ungarns wohnenden Völker den anverwandten Staaten zufallen, so die Rumänen dem Königreich, die Nordslaven dem russischen Koloß, die Südslaven einem neuen südslavischen Reich. Dann dürften den Magyaren bittere Tage beschieden sein, Tage der Rache und der Vergeltung, die erst nach langer, langer Zeit einer Epoche weichen würde, in denen die allgemeine Menschlichkeit herrsche. In jener fernen

*) Im Jahre 1882 veröffentlichte der Ausschuß der rumänischen Wähler ein „Memorandum“. Eine genial abgefaßte Schrift, welche sich als der Schmerzensschrei einer gequälten Volksseele darstellt. —

Periode dürfte das magyarische Volk zu Grunde gehen, während möglicher Weise die Sachsen noch auf das Grab ihrer Peiniger herabschauen könnten.

Kronstadt besitzt zweifelsohne die schönste Umgebung von allen Städten Siebenbürgens. Die Bewohner desselben können Ausflüge in großer Zahl und steter Verschiedenheit unternehmen. So nach dem uns bekannten Törzburg, durch das blühende Burzenland nach Marienburg, nach den pitoresk gelegenen Sieben-Dörfern, nach Elöpatak, dem besuchtesten von allen Curorten im Lande, nach dem Bade Zaizon, und endlich nach dem Gebirge, welches seine imposanten Massen in unvergleichlicher Schönheit hinzieht und mit seinen wilden Schluchten, mit seinen rauhen, zerklüfteten Felsen und rauschenden Bächen den Menschen fesselt. Durch schweigende Wälder kann er die gewaltigen Bergriesen erklimmen, so den Piatra mare, den Königsstein 2241 m und den Bucsecs 2513 m oder er kann durchs Gebirge an den Hütten der Kalibaschen vorbei nach dem Felsenkloster Skit la Jalomnicza reiten.

Wir aber lassen die Wildniß für diesmal unbeachtet und vertrauen uns dem Dampfroß an, welches uns dem Süden zuführt, hinüber nach dem jungen Königreich des Hohenzollernfürsten. In kurzer Zeit haben wir die Ebene durchmessen, und der Tösmöser Paß nimmt uns auf. Es ist eine köstliche Fahrt, die jetzt folgt. Rechts und links dunkle Wälder und hohe Berge, hin und wieder ein Häuschen. Der Paß ist ebenso eng und ebenso schön wie der des Rothenthurmes, man vermißt aber hier den rauschenden Altfluß, und das Dampfroß erhöht den Reiz der Romantik nur wenig. Dafür ist es ein bequemes Mittel zur Weiterreise. Es trägt uns in Serpentinen auf eine ziemlich bedeutende Höhe, und von dort überblicken wir ein stilles romantisches Thal mit der Contoumazanstalt Ober-Tömös, im Sonnenlicht glänzende Wälder, sowie das leuchtende, zerklüftete Schulergebirge. Dann steigen wir wieder hinab und erreichen

Predeal, die rumänische Grenzstation. Paßvisitation von österreichischer Seite, Gepäcksrevision und Paßvisitation von rumänischer, das ist ist der Zeitvertreib, dessen Genuß wir höchstens durch die Betrachtung ungarischer Gensdarme und rumänischer Soldaten erhöhen können. Endlich geht es in dem stillen, schönen Thale weiter. Die Reisegesellschaft ist gemischt. Sie besteht meist aus Rumänen und Rumäninnen aus Bukarest, welch' letztere in ihrer Grazie und Eleganz oft an die Pariserinnen erinnern, aus rumänischen Juden, einigen Magyaren und Sachsen.

Noch zwei Stationen werden passirt, dann erreichen wir Sinaia. Sinaia! Welch' ein herrliches, unvergeßliches Stück Erde! Seine Schönheit nimmt die Seele des Besuchers gefangen, um dieselbe auf ewig mit unvergänglichem Zauber zu erfüllen. Tannenwälder ringsum, hohe Berge; alles grün, der Himmel wolkenlos, blau. Und dazu erweitert sich hier das Thal auf eine kurze Strecke, und der entstandene Raum ist von den anmuthigen Häusern erfüllt, die aus einigen Hôtels und einer beträchtlichen Anzahl regelrecht gruppirter, im Schweizerstyl erbauter Villen bestehen. Sie befinden sich im Besitz rumänischer Großen, bei denen es zur Gewohnheit geworden ist, einige Sommermonate am Hoflager des Königs zu verbringen. Alles mit Ausnahme der Hôtelpreise zeugt freilich noch für die Jugend der Villenstadt, welche erst seit einigen Jahren, nachdem sich der König ein primitives Landgut gebaut, dem Boden entstiegen ist. Die Mittagssonne steht jetzt in verzehrender Gluth am Himmel, rumänische Damen der Aristokratie promeniren in hellen Kleidern oder ruhen mit anziehender Nonchalance auf den Bänken. Sie spielen halb träge, halb coquett mit ihrem Sonnenschirm und erheben zuweilen das kleine, mit hellem Zeugstiefel bekleidete Füßchen. Etwas phantastisch geputzte Kinder spielen in der Nähe und weiterhin präsentirt sich eine Dame in reichem Nationalkostüm, mit verzehren-

den Gluthaugen und wogendem Busen. Jetzt zieht eine Compagnie Soldaten unter Hörnerklang vorüber; die Officiere in dunkler, mit Goldschnüren besetzter Uniform und mit Mützen, welche an die der französischen Officiere erinnern, die Soldaten in braunem Waffenrock. Ihr Tritt ist fest und schwer, wie der des Bären, ihre Gestalt meist sehr kräftig und untersetzt. Noch keine Paradetruppe nach preußischem Vorbild, kann man sie doch als tüchtige Soldaten bezeichnen, wie dies der letzte russisch-türkische Feldzug auch zur Genüge dargethan hat.

Ueber dem ganzen Thalkessel liegt das Kloster: eine Kirche und zwei niedrige, ebenerdige Häuser. Hier wohnt der König, bis das Schloß vollendet ist, welches man jetzt für ihn errichtet. Einige Mönche gehen an den Schildwachen vorüber, sonst rührt sich nichts im Klosterhof. Wir durchschreiten ihn und stehen vor einer Waldpartie von überraschender Schönheit. Vor uns erhebt sich der zerklüftete Bucsecs in seiner ganzen Breite und Majestät, an ihm ziehen dunkle Tannenwälder hinauf, und aus diesem Park der Natur blickt das neue königliche Schloß wie eine halbversteckte Perle hervor. Es ist kein großer, wohl aber ein edler, geschmackvoller, viel mit Holzschnitzerei verzierter Bau. Thürmchen, Zinnen und Erker sind in genügender Zahl vorhanden; am Schloß prangt das rumänische Wappen. —

Und am Abend, wenn der Bucsecs in eigenthümliche Färbung übergeht, wenn sein Gestein in violettem Licht erscheint, wenn der Abendhimmel die ganze am Tage von drückender Wärme durchzogene Landschaft mild umfängt, da geht wohl ein leises Rauschen durch den dunkeln Wald, und in den lauschigen Gängen wandelt dann eine edle Frau, auf deren hohe Stirn die Göttin der Poesie den Weihekuß gedrückt. —

Peleschmärchen. Dort aus den tiefen Waldschluchten herab stürmt der jugendliche Bach, das Kind des Waldes. Viele haben an seinen Ufern gerastet, manche mit den Blättern und Blüthen derselben gespielt oder von seinem klaren Wasser ge-

nossen; Keinem hat er seine artigen Geschichten, seine Geheimnisse entdeckt, die er seit Jahrtausenden vernommen und gesammelt. Nur der hohen Zauberin hat er alles verrathen, was seine Welt erfüllt, und sie wiederum hat mit Anmuth und liebevollem Sinn seinen Worten gelauscht, um der Welt seltsame Geschichten zu erzählen, Geschichten von Freud' und Leid, von Liebe und Haß, von all' der bezwingenden, beglückenden Wonne, die ein Menschenherz erfüllen kann, und von all' dem grenzenlosen Jammer und dem ganzen Elend, welches die Seele des Staubgeborenen erschüttert. —

Am Tage des heiligen Elias und an Mariä Himmelfahrt herrscht in Sinaia reges Leben. Dann steigen die Bauern und Bäuerinnen der ganzen Umgegend in dieses herrliche Thal hinab, und Carmen Silva mischt sich in Nationalkostüm unter sie. Die alten Bäuerinnen wiegen das Haupt hin und her, blinzeln mit ihren kleinen verschmitzten Augen und betasten wohl die Kleider einer vornehmen Dame, die ihnen unbekannt ist, aber gar so liebevoll mit ihnen redet. In solchen Stunden liest das geistige Auge einer Königin in der Seele ihres Volkes. — — —

XII.

Die Szekler und das Szeklerland. — Das Bad Tusnad. — Naturmerkwürdigkeiten und Mineralreichthum. — Die Csik und die Gyergyo. — Das Bad Borszek. — Nach Sächsisch-Regen. — Maros-Vasarhely. — Die Mezöseg. — Austritt aus Siebenbürgen.

Die von West nach Ost ziehende Ebene des Burzenlandes findet in einer zweiten Ebene von Südwest nach Nordost eine Fortsetzung, in der sogenannten Haromszek, einer vorwiegend von Magyaren bewohnten Gegend. Gleich den übrigen von Bergen abgegrenzten Plateaus bildet auch die Haromszek eine in sich abgeschlossene Landschaft. Wir haben solche Landschaften bereits im Fogaraser District und im Hatszeger Thal kennen gelernt und treffen sie jetzt auf Szeklerboden noch als die obere und die untere Csik, sowie als die Gyergyo. Sie sind es, welche dem ganzen Lande ein eigenes Gepräge verleihen, da eine jede von ihnen nicht nur landschaftlich, sondern auch ethnographisch und culturell gesondert ist.

Wir scheiden von Kronstadt am frühen Morgen, während die Bewohner der Stadt noch im Schlaf liegen. Der Himmel ist soeben dem Zustand der Dämmerung entronnen, und der Tag hat langsam seine Herrschaft angetreten. Ein Theil des Firmaments erscheint roth, an einem anderen stehen drohende Wolken über den Bergen, bis sie allmählich eine helle Färbung annehmen, und die Sonne heraufkommt. Eine Laterne mit

umgebogenem Haupt und spärlichem Licht winkt uns, ein kleines Zollhäuschen erhebt sich neben ihr, vor welchem der schlafende Beamte sitzt, das ist das Letzte, was wir von Kronstadt beobachten können; gleich danach athmen wir im Freien. Fruchtbare Felder liegen rechts und links der Straße, man hat das Getreide gemäht und zusammengetragen, Schaaren von Krähen hocken darauf, kreischend und müde und langsam die Flügel hebend, fliegen sie bei unserer Annäherung davon. Allmählich zeigen sich Menschen, und wir passiren den ersten größeren Ort, Illyefalva, dann führt die Straße nach Norden und wir treffen auf Sepsi-Szent-György. Die Haromszek bleibt rechts unbeachtet liegen, und wir dringen in dem sich verengernden Altthal aufwärts. Wir sind im Lande der Szekler. Männer und Weiber schreiten an uns vorüber, die Männer meist in hohen Stiefeln, obwohl man auch zuweilen Sandalen an Stelle derselben wahrnimmt, mit gelblichweißen Hosen, einem graubraunen Rock und dem charakteristischen Filzhut. In dem südwestlichen Theil, bei Maros-Vasarhely und auch in der Csik ist derselbe außerordentlich hoch, wodurch die Bewohner jener Gegenden kenntlich gemacht werden. Die Frauen der Szekler sind durchaus nicht so anziehend gekleidet wie die Rumäninnen, dagegen praktischer und einfacher als die sächsische Bäuerin. Sie tragen fast alle dunkle Röcke und dunkle Kopftücher, und wenn sie ja einmal bunte Farben gewählt haben, so sind diese doch wenigstens nicht hell.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bisher die Szekler und ihr Land nur wenig Interesse erregt haben, und daß die deutsche Literatur über dieses Volk eigentlich gar keine bezüglichen Schriften und Abhandlungen besitzt. Erklärung hierfür bietet freilich der Umstand, daß dieses biedere Volk ebenso einförmig wie seine Geschichte und seine Heimat ist. Es fehlt den Szeklern vollständig an originellen Volkssitten und Gebräuchen, wie sie das rumänische Volk in so reichem Maße darbietet, es

mangelt an der Fülle fesselnder Lieder, wie man sie bei den slavischen Völkern findet, sowie an größeren Volksfesten, und selbst von öffentlichen Belustigungen ist ihnen nur der Tanz bekannt, den sie in der Hauptsache als Csardas pflegen. Das Land selbst besitzt keine hohen Gebirge, auf denen die Gemsen und die Schutthalden an stillen Seen regieren, es umfaßt aber auch keine Bürgerburgen und keine so gewaltige Vergangenheit wie die Landstriche der Sachsen.

Der Szekler ist in der Regel von kräftigem Körperbau und gedrungener Gestalt, welche selten über das Mittelmaß hinausragt. Sein Gesicht ist oval, seine Stirn flach und seine Naturanlagen sind vortrefflich. Man kann unter ihnen viele gute Köpfe entdecken, doch wird man den Sinn für das Schöne und Edle vermissen. Wenn auch schon längst in geordneten Verhältnissen, so geht doch noch immer eine höhere allgemeine Bildung ab, wie man sie von dem Rumänen nicht verlangen kann, wohl aber bei dem sächsischen Bauer bewundernd bemerkt. Dieser verhältnißmäßig niedrigen Entwickelung mag zum Theil die Grausamkeit zuzuschreiben sein, mit der die Szekler im Jahre 1848 wütheten. In dieser unseligen Zeit glichen ihre Ausschreitungen denen der Rumänen, sie tödteten Wehrlose und plünderten und zerstörten die evangelischen Gotteshäuser. Auch jähzornige Thaten fallen beständig bei ihnen vor; sie sind mehr oder weniger eine Aeußerung des magyarischen Nationalcharakters, dessen Unversöhnlichkeit, Haß und Rachegefühl sich oft so grell äußern. Als Ersatz für diese nachtheiligen Eigenthümlichkeiten sind dem Szekler alle guten Charakterzüge des magyarischen Volkes in erhöhtem Maße beschieden. Er ist gutmüthig und voll Barmherzigkeit gegen den Unglücklichen und wird dadurch sogar bewogen, seine Theilnahme selbst auf den Verbrecher am Galgen auszudehnen, der in seinen Augen nichts weiter als ein armer beklagenswerther Bursche ist. Mit diesem barmherzigen Sinn gehen Ehrlichkeit und Offenheit Hand in

Hand, zudem führt der Szekler ein sehr einfaches Leben, welches nur durch den mäßigen Genuß des Weines etwas Würze erlangt. Vor Allem aber übt er die bekannte, man kann sagen specifisch magyarische Tugend der Gastfreundschaft in staunenerregender Weise. Mir haben Sachsen bewundernd erzählt, daß sie am Abend auf dem Feld arbeitende Szeklerinnen angesprochen und sie um Nachtlager gebeten. Da habe ihnen eine biedere, dralle Bauersfrau treuherzig gesagt, daß sie noch gar tüchtig arbeiten müsse, sie wolle den Fremden aber den Schlüssel zum Haus überlassen, damit sie ruhig vorausgehen und sich in der Wohnung einstweilen so gemüthlich als möglich einrichten könnten. Gewiß das Zeichen des höchsten Biedersinnes und der größten Leutseligkeit! Ein schöner Beweis für die Ehrlichkeit und Lauterkeit eines Charakters, zugleich aber auch für die ruhige, durch Verrath nicht getrübte Seele eines Volkes!

Weniger musterhaft ist das Eheleben der Szekler. Die Frauen stehen, wie die meisten des weiten Ungarlandes, neben dem Rufe der Schönheit auch in dem der Wollust, und das Leben, welches sie als Jungfrau zum größten Theile führen, läßt diesen übeln Ruf wohl begründet erscheinen. Die halbwegs erwachsenen Mädchen verdingen sich nämlich meist in die Städte, weshalb man auf dem Lande sehr wenig junge Mädchen wahrnimmt, und da sie sich hier in kurzer Zeit an ein ausschweifendes Leben gewöhnen, so können sie sich im Ehestand übler Ausschreitungen nicht enthalten.

Ueber den Ursprung der Szekler sind verschiedene Deutungen in Umlauf gewesen. Allen Ernstes hat man früher behauptet, daß die Szekler Nachkömmlinge der alten Hunnen seien, was durch das Nibelungenlied und andere Umstände zur Genüge dargethan werden soll, allein es ist erwiesen, daß die ältesten ungarischen Chronisten keine Ahnung von einer Verwandtschaft ihres Volkes mit den Hunnen besessen haben, sowie daß die Sprache der Szekler und ihre ganze Entwickelung mit

dem Magyarischen zusammenfällt. Andere haben gemeint, die Szekler wären die am Leben gebliebene Besatzung des von den Petschenegen überfallenen magyarischen Lagers. Sie hätten sich entsetzt in die östlichen Berge Siebenbürgens geflüchtet und hier ein politisch und social vom Magyarentroß unabhängiges Dasein geführt. Dies ist indessen undenkbar, weil die Flüchtlinge auch hier den Angriffen der Petschenegen preisgegeben gewesen wären, weil wir fernhin nichts von ihnen im Laufe der nächsten Jahrhunderte vernehmen, und weil endlich die Szeklersprache alle slavischen und fremdartigen Bestandtheile des eigentlichen Magyarischen aufweist und sich mithin nur in einer Periode von der Muttersprache gelöst haben kann, in der diese bereits vollständig ausgebaut war. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Szekler ihr Land so wie die übrigen Magyaren, nämlich Erdely, nennen, dies würde gewiß nicht der Fall sein, wenn sie je eine vom Mutterlande unabhängige politische und sociale Existenz geführt hätten. Auf dieselbe Weise wie Erdely ist das Wort Szekely, das Land jenseits der Mark, das Grenzland, entstanden. Szekler bedeutet daher einen Bewohner der Mark, und solchen begegnen wir im eigentlichen Ungarn, wo im Jahre 1314 der Graner Erzbischof bezeugt, daß König Karl eine Besitzung an der Grenze Oesterreichs und Ungarns, welche ehedem Szekler bewohnt hatten, an das Cisterciterkloster zum Heiligen Kreuz verschenkt. Vor der Bezeichnung des Landes durch Erdely taucht der Name Schwarzungarn auf. Als solches erscheint Siebenbürgen bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts, wo der erste dortige Bischof genannt wird.

Wie in Siebenbürgen sieben Sachsenstühle entstanden, so bildeten sich alsbald fünf Stühle der Szekler heraus. Ihre Gesammtheit trat als Universität auf, an ihrer Spitze stand ein Graf, ihre Beamten gingen aus freier Wahl hervor. Alle Szekler waren zum Kriegsdienst verpflichtet, sie galten deswegen für individuelle Adlige, deren persönlicher Adel selbst außerhalb

ihres Gebietes beachtet wurde. Noch heutigentages genießen sie die Rechte der Edelleute, und darum beklagen sich die übrigen Nationen des Landes über Ungerechtigkeit der Wahlgesetze. Das Grundstück eines Szeklers hieß „nyil" (Pfeil), eine Bezeichnung, die offenbar daher kam, daß es der Besitzer verstehen mußte, den Bogen gut zu spannen, der in damaligen Zeiten noch als Hauptwaffe galt. Frühzeitig bildeten sich bei den Szeklern Standesunterschiede heraus. Da gab es die gemeinen Szekler, das waren die Fußsoldaten, und andererseits die berittenen Szekler, magyarisch lo-fök, Pferdehäupter, eigentlich Hauptmänner zu Pferd. Die letzteren waren sowohl Heerführer als Richter, ihr Rang war Amtswürde, aber auch Privatbesitz. An Bedrückungen der gemeinen Szekler ließen sie es nicht fehlen, so daß diese oft bittere Klagen zu führen hatten. Aus den Berittenen ging endlich noch ein dritter Stand, die Primores (die Vornehmsten) hervor, welche den Magnaten entsprachen, während jene den Adel und den Bauernstand ersetzten. Die Szekler waren von allen Abgaben mit Ausnahme einer Ochsensteuer befreit. Zur Vermählung des Königs oder bei der Geburt eines Prinzen kam es ihnen zu, jeden sechsten Ochsen abzuliefern, eine Verordnung, der sich die beiden vornehmen Klassen bald entzogen. Die Szekler fühlten die Bedrückungen der Wojwoden stets schmerzlich, besonders da es ihnen an dem herrlichen Gemeinsinn gebrach, durch den sich die benachbarte sächsische Nation jederzeit auszeichnete, und als im Jahre 1562 ein Szekler-Aufstand losbrach, wurde ein Theil der gemeinen Szekler zu Bauern und zu Unterthanen erniedrigt, welche jedoch im nächsten Jahrhundert ihre Rechte zum Theil zurückerlangten. Als oberster Graf der Szekler waltete der Wojwode, und später führten auch die siebenbürgischen Fürsten den Titel „Graf der Szekler" fort, neben ihnen aber stand noch ein eigener Szeklergraf. Nachdem sich die Szekler der Rakoczyschen Partei angeschlossen, wurden sie im Jahre 1711 zur Nieder-

legung der Waffen, sowie zur Steuerabgabe gezwungen, und als sie sich bei Gründung der Militärgrenze widersetzten, behandelte man sie wiederum mit blutiger Strenge. 1849 verloren sie ihre eigenthümliche Organisation, 1865 erfolgte zwar die Wiederherstellung ihrer 206 □Meilen umfassenden fünf Stühle, allein wenige Jahre später wurde diese durch die Einverleibung des Szeklerbodens in den Comitatsverband zu Grabe getragen.

Sepsi-Szent-György ist wie die meisten Städte des Szeklerlandes ein wenig belebter, aber freundlicher Ort. Zu dem letzteren Urtheil gelangen wir hauptsächlich durch die Wahrnehmung, daß ansehnliche Bäume die Straßen und die freien Plätze zieren. Das sich verengernde Altthal ist von jetzt ab mit Ortschaften schwach besetzt, um so belebter ist die Straße. Es ist kühl, der Himmel strahlt in strenger Reine, die melancholischen Stoppelfelder werden von einem rauhen Wind bestrichen, und die krächzenden Raben vervollständigen das Bild der sterbenden Natur. Wagen auf Wagen rollt an uns vorüber, sie alle führen die Badegäste heimwärts, welche sich fröstelnd und oft mit mürrischem Antlitz in ihre Plaids und Ueberzieher gehüllt haben. Wie lange wird es noch währen, und um die kleinen, zierlichen Holzhäuser der Szekler häufen sich die weißen Flocken, die ganze Landschaft in eine glitzernde Decke hüllend, in welcher der plumpe Bär und der hungrige Wolf ihre Fußspuren eingraben! Jetzt tummeln sich allerdings die Szeklerkinder sorglos auf der Straße herum; der Verkehr mit den Badegästen scheint auf sie nicht gerade veredelnd gewirkt zu haben, denn sie laufen laut schreiend und bettelnd unserem Wagen nach. Die Häuser stehen dicht gedrängt neben einander und bilden regelmäßige Gassen, die Kirchen sind oft stattlich und wie die der Sachsen von festen Mauern umgeben, ebenso die Friedhöfe, welche von gut gepflegten Gräbern erfüllt sind. Rechts und links von der Hauptstraße, da droben im Gebirge, sieht es natürlich auch nicht so

freundlich aus, dort ist wie anderwärts im Lande viel Armuth und wenig Freude zu finden. Szekler fahren an uns vorüber, ihre Rosse besitzen etwas größere Gestalt und etwas längeren Hals als die Bergpferde der Rumänen, dann schmilzt der Alt zum Bach zusammen, das Thal wird fast zur Schlucht. Bei dem unbedeutenden Orte Bükszad gewinnt es an Romantik. Die Berge treten dicht an einander und umfangen an einer bewaldeten Stelle das Bad Tusnad. Seine Lage ist von entzückender Schönheit. Hohe, gewaltige Berge ziehen tannengeschmückt rechts und links dahin, sie erheben sich zu gigantischer Höhe und erwecken das peinliche Gefühl, als sollte der kleine Curort von ihnen zerpreßt werden. Tusnad besteht aus zierlichen, oft etwas phantastischen Schweizerhäuschen, aus Logirhäusern, Privatbesitzungen und Gasthöfen, die sich alle amphitheatralisch auf dem linken Altufer am Berg in die Höhe ziehen. Saubere Anlagen verleihen dem Curort Lieblichkeit, dessen nächste Promenaden am Trentschin-Teplitz, dessen Häuser an das polnische Bad Szczawnica erinnern. Kegelbahnen, Schießstände für Kapselgewehre, Ruhebänke und lauschige Pfade zieren die nächste Umgebung und bieten den Gästen einen angenehmen Nachmittagsaufenthalt, während am Abend auf der Veranda des Curhauses das Klappern der Teller und Messer erklingt und sich die Gäste zum Tanz oder zum Tombolaspiel vereinigen. In dem letzteren Fall drängt sich alles in bunter Mischung um den Ausrufer, elegante Damen, schreiende Judenkinder, alte rumänische Kaufleute, die Professionisten der Badecolonie, alles ohne Ordnung und mit Ungestüm. Und auf die ganze schreiende, sich stoßende Menge schaut der Vollmond herab, hellleuchtend und glänzend, magisches Licht über die Tombolaspieler von Tusnad ausbreitend, keinen Stern neben sich duldend.

Wenn man Siebenbürgen im Allgemeinen das Land der Bäder, der Mineralquellen und der Bergwerksproducte nennen darf, so muß dies in Bezug auf das Szeklerland ganz im

Speciellen geschehen. Hier entspringt eine Mineralquelle unweit der anderen, ein werthvolles Gestein gruppirt sich an das zweite, und manches Dorf sucht dem benachbarten in der Eigenschaft eines Curortes Concurrenz zu machen. An neunzehn Orten Siebenbürgens bestehen bessere Badeeinrichtungen, allein da diese Bäder im Jahre 1874 von 5057 Gästen, 1876 nur von 4792 Personen besucht waren, so ist es augenscheinlich, daß hier noch manches anders werden muß und wird. An dem schwachen Besuch der siebenbürgischen Curorte trägt mancherlei die Schuld. Die Zustäde sind oft so primitiv, daß man sich nicht nur die Nahrung, sondern auch die Betten mitbringen muß, und ist für beides gesorgt, so muß man enorme Preise zahlen, erhält schlechte Nahrung und schlechte Bedienung. Dann bleibt Einem nur der Trost, daß die Luft und das Wasser klar, gut und unverfälscht sind, dagegen tritt als neuer störender Factor die mangelhafte Verbindung auf, infolge deren es dem Siebenbürger wirklich gerathen erscheint, ein westeuropäisches Bad aufzusuchen. Dieses erreicht er ebenso schnell wie manchen Punkt seines eigenen Landes, und hiezu kommt noch, daß ihn die siebenbürgischen Aerzte infolge unbegreiflicher Unkenntniß ihrer vorzüglichen nahen Hilfsmittel selbst aus dem Lande schicken. — In den letzteren Jahren sind viele Besucher aus der Moldau und der Wallachei weggeblieben, da diese jetzt durch das schöngelegene Slanic, dessen Quellen denen von Ems und Gleichenberg ähneln, sowie durch das Seebad Küstendje gefesselt werden. Auch das Trinken der Mineralwässer ist mäßig, die siebenbürgischen Aerzte verordnen lieber fremdländische Erzeugnisse und die bisher zum Versandt benutzten Flaschen sind von so zweifelhafter Güte, daß sie einen weiten Transport nicht aushalten können. Nach amtlichen Ausweisen wurden in Ungarn von 1869—74 124,700 Ctr. im Werth von 1,500,000 fl. eingeführt und 118,602 Ctr. im Werth von 1,339,580 fl. an Mineralwässer exportirt, für Ungarn, dieses an Mineralquellen

reiche Land*) wahrhaft lächerliche Ziffern! Hätte hier englischer oder amerikanischer Unternehmungsgeist ungestört zu schalten, so würden sich gewiß andere Resultate ergeben, die den Bewohnern viel mehr Wohlfahrt und Gedeihen bringen müßten.

Das durch seine Mineralschätze bedeutende Szeklerland bietet auch eine Reihe von Naturmerkwürdigkeiten. Da ist der Sankt-Annensee. Man erreicht ihn von Bükszad aus ohne große Mühe zu Pferd oder zu Fuß, und die Tusnader Badegäste unternehmen daher zuweilen Ausflüge, um an seinem von dicht bewaldeten Bergen umfaßten Spiegel einige Stunden zu verbringen. Obgleich nur 12 Meter tief und 2000 Meter im Umfang messend, steht er doch an der Spitze der siebenbürgischen Gebirgsseen. Er ist interessant und fesselnd, wofür schon die Thatsache spricht, daß er seit Jahrhunderten sowohl das Ziel wißbegieriger Wanderer und frommer Pilger, als der Gegenstand zahlreicher Sagen geworden ist. Zu den letzteren zählt die noch heute im Lande verbreitete Ansicht, daß seine Tiefe unergründlich und sein Becken ein erloschener Vulkan. In Wahrheit ist der letztere nichts weiter als ein Kessel, wie er in den Kalkgebirgen häufig gelagert ist. Vom Sankt-Annensee aus gelangt man in beiläufig zwei Stunden über einen bewaldeten Bergrücken hinweg nach dem Büdös. Die ganze Gegend ist stark schwefelhaltig und gleicht an ihren unheimlichsten Stellen oft der schlecht verdeckten und verborgenen Hölle. Häufig stößt man auf Punkte, wo Kohlensäure und andere Gasarten dem moorigen Boden entsteigen, und sticht man dann

*) Säuerlinge werden in Siebenbürgen 62 benutzt, ihre Gesammtzahl kann man aber auf 400 schätzen. Bei Bereczk werden 6 Quellen zum Trinken und 4 zum Baden verwendet, bei Belbor unweit Borszek stößt man allein auf 100 Quellen. Schwefelquellen treten an 9, Bitterquellen an 5 Orten zutage. Sodawasser trifft man bei Scholten und bei den Reußner Teichen in der Hermannstädter Gegend. Salzquellen zählt man 785, von denen 192 als Salzbrunnen gefaßt sind und den Bewohnern der betreffenden Ortschaften unter Staatscontrole zum Gebrauch offen stehen.

mit einem Stock in die Erde, so dringt übelriechendes Schwefelwasserstoffgas hervor. An den Wegen und im Gestrüpp sprudeln allerorts salzhaltige oder kohlensäurehaltige Mineralquellen; bald zeigen sich Alaun-, bald Gasquellen. Die Umgebung des Berges Büdos ist wild und unfreundlich, in einer abschüssigen Wiese finden wir den Platz, wo sich in der Regel die Badegäste aufhalten, welche durch Gasexhalationen Linderung und Heilung ihrer Gebrechen erhoffen. Sie müssen in leichten Hütten campiren und ihren Bedürfnissen an Lebensmitteln und Bettzeug selbst gerecht werden. Auf dem nahen Salzfeld wird der Schwefel in größeren Stücken gefunden, die interessanteste Merkwürdigkeit des sich 1054 m über dem Meere erhebenden Berges aber ist eine Felsspalte, deren man als Schwefelhöhle im ganzen Lande gedenkt. Ihrem Boden entströmt aus unzähligen unsichtbaren Poren ein erstickendes Gas, ein Gemisch von Kohlensäure, Hydrothiongas und schweflichsaurem Gas. Es erfüllt jedoch die Höhle nur bis zu einer bestimmten Höhe, die beim Eingang $^1/_3$, beim Ende 1—2 m beträgt. Diese Höhe wird an den Wänden durch einen Niederschlag offenbart, so daß man ohne Gefahr die Höhle betreten darf. Will man jedoch mit dem Kopf in die Gasschicht untertauchen, so ist das Verstopfen der Kopföffnungen geboten, da man sonst beim Athemholen ersticken würde. Selbstmörder haben hier schon oft ihren Tod gefunden, während andererseits viele Augenkranke Gesundheit erlangten. Nördlich von der Schwefelhöhle stoßen wir auf die größere, senkrecht einfallende „mörderische Höhle“, so genannt, weil die in ihren Bereich kommenden kleineren Thiere betäubt hineinfallen und verenden. Diese Höhle ist im Jahre 1802 zusammengestürzt, wogegen sich eine andere Naturmerkwürdigkeit, der sog. Höllenmorast bei Vajnafalva in der Haromszek, der größten Aufmerksamkeit erfreut. Auf einer Sandbank im Fluß gelegen, sondert er beständig brodelndes, kohlensäurehaltiges Wasser ab und lockt jährlich einige Hundert Badegäste hierher.

Hinter Tusnad eröffnet sich uns die vielgenannte Csiker Landschaft. Sie zerfällt in eine untere und in eine obere, welche jedoch beide nur wenig umfangreich, dagegen mit Ortschaften dicht erfüllt sind. Ein Dorf folgt auf das zweite, und oft erblicken wir 5—6 zu gleicher Zeit, von denen sich dann einige rechts oder links an den kahlen, entholzten Bergen hinziehen, andere die Straße umschließen. Alle sind indessen volkreich, und alle tragen den Charakter der Gebirgsniederlassungen. Immer deutlicher fühlen wir, daß wir beständig höher und höher emporsteigen, immer strenger wird die Luft, immer einfacher werden die Behausungen der Menschen; das sind keine festen Steinhäuser mehr, sondern schlichte, mit Schindeln gedeckte Holzgebäude, aus denen die Balken oft als Gerippe hervorragen, weiß angestrichen und mit Mörtel wenig ausgeglichen. Reinlich und gewinnend erscheinen diese Ortschaften, und besonders mögen sie in ihrer Schlichtheit im Winter recht anmuthig berühren, wenn die Sonne auf den glitzernden Krystallen ruht, und der Rauch kerzengerade in die kalte Luft emporsteigt. Der Altfluß durchströmt in der unteren Csik seine zweite Terrasse, während er in der oberen seine erste, in dem gesegneten Burzenland seine dritte und in dem Fogaraserdistrict seine vierte Landschaft bewässert. Nachdem er den Rothenthurmpaß durchmessen, breitet er seine Fluthen angehindert im Königreich Rumänien aus, um schließlich im mächtigen Donaustrom unterzugehen. Hauptort der Csik ist Csik-Szereda, ein freundliches Städtchen nebst einem kleinen Schloß, hinter ihm zeigt sich das durch die Militärgrenze bekannt gewordene Madefalva und alsdann Szent-Domokos. Hier endet die Csik, hier biegt die Straße nach Westen aus, während sich das Thal des Alt nach Norden erstreckt, wo das Kupferbergwerk Balan gelagert ist. Noch ein anderes wichtiges Merkmal charakterisirt die Gegend, hier ist die Wasserscheide zwischen Alt und Maros, hier ist die Grenze, die einen Theil der Gewässer für den Nordwest, einen anderen

für den Süden absondert. Eine herrliche Fahrt wird uns von Szent-Domokos ab zutheil. Zwischen Hügeln und mäßigen Bergen zieht sich die Straße hin, ein bezaubernder Wald tritt zu beiden Seiten an uns heran, und um einen Ersatz für das entschwundene Bild des Csiker Thalkessels zu bieten, duftet das frischgemähte Heu. Wagen mit Szeklern und Szeklerinnen ziehen vorüber, klarer Himmel und entzückende Luft umgibt uns. Plötzlich wird unsere Aufmerksamkeit durch die Erscheinung einiger Weiber gefesselt. Zum ersten Mal seit langer Zeit erblicken wir wieder die geschmackvollen Katrintzen und das weiße Kopftuch der Rumänin an Stelle der dunkeln, schwerfälligen Tracht der Szeklerin! Freilich ist das kein Elitecostüm, was in diesen Bergen halbversteckt zuhause, es ist vielmehr die dürftigste rumänische Kleidung, die wir bisher entdeckt. Das Kopftuch ist fest gewunden, die Katrintza schmutzig und aufgeschürzt, die Füße stecken in Sandalen, und was das Originellste, sie sind bis zu den Knieen mit grauen Leinwandfetzen fest umwickelt. Dadurch gewinnt die ganze Gestalt etwas Starres, und wenn nicht der volle Busen so üppig wogte und die Augen so schelmisch leuchteten, so könnte man diese Weiber für Männer halten. Sie bewohnen die umherliegenden zerstreuten Gehöfte, nachdem wir aber durch eine zweistündige Fahrt den Höhenzug überwunden und in das Flußgebiet des Maros hinabgestiegen sind, lernen wir in dem ersten Orte Vaslab eine ansehnliche rumänische Niederlassung kennen. Die Leute haben ihre Tracht und ihre Religion beibehalten, doch verstehen sie außerdem auch magyarisch, da sie von einer mächtigen Szeklerbevölkerung umgeben sind. Anders die Bewohner von Alfalu bei Gyergyo-Szent-Miklos, diese haben ihre Sprache verloren und nur die Religion gerettet. Auf dem als Szeklerboden bezeichneten Areal finden wir nicht weniger als drei griechisch-katholische Decanate, und zwar umfaßte laut Schematismus der Erzdiöcese von Alba Julia 1880 das von Gyergyo 14,968 Seelen und

15 Pfarreien, das von Udvarhely 2685 Seelen in 8 Pfarreien und das der Haromszek 3880 Seelen. Da nun aber noch 15,000 zum Erzbisthum Hermannstadt gehörige Griechisch-orthodoxe im Szeklerland leben, so kann man die Zahl der von ihren Landsleuten abgesonderten Rumänen auf 36,000 Köpfe veranschlagen. Seitdem magyarischerseits die Entnationalisirung dieser isolirten Gruppe selbst mit gewaltsamen Mitteln versucht worden ist, und seitdem der frühere Plan, die magyarische Sprache in die rumänischen Kirchen einzuführen, sowohl in der Presse als im Reichstag mit Ungestüm besprochen wird, unterlassen es die Rumänen nicht, die drohende Gefahr von ihren Stammesgenossen energisch abzuwehren. Es werden Kirchen und Schulen gebaut, Pfarrer dotirt, rumänische Schulbücher vertheilt und rumänische, hoffnungsvolle Jünglinge unterstützt.

Bei Vaslab beginnt die Gyergyo, deren Hauptort Szent-Miklos ist. Ehe wir ihn erreichen, wird uns ein betrübender Anblick zutheil. Von der Straße aus können wir zwei Ortschaften überblicken, welche in einer Länge von vier Kilometern den Bergen entgegengehen. Als wir das zweite der Dörfer passiren, Teköröpatak, finden wir in ihm nichts als einen entsetzlichen Trümmerhaufen. Weit und breit Brandstätten, die Häuser bis zum Grundriß gefallen und von ihnen nur hie und da ein Häufchen Asche oder schwarze Kohle vorhanden, sogar die Bäume, welche an einem Bach stehen, ragen verkohlt empor und nicht minder schwarz die Ufer des kleinen Baches. Rechts und links Ruinen, vor uns und hinter uns ein endloses Trümmerfeld, und aus alledem erhebt sich nur die Kirche mit dem Pfarrhaus, sie allein ist dem Untergang entzogen worden. An einem Nachmittag, während dessen die Bewohner auf dem Felde weilten, kam das Feuer durch Blitzschlag aus, es legte über 200 Häuser darnieder und hätte bei stürmischem Wetter wohl den ganzen Ort vernichtet. — Gyergyo-Szent-Miklos besitzt einen großen Platz nebst einigen bedeuten-

den Häusern und birgt in der Hauptsache eine armenische Bevölkerung. In dem ersten Ort hinter Szent-Miklos haben wir Gelegenheit, einen Markt in diesem Theile des Landes zu studiren. Szekler und Rumänen tummeln sich in buntem Gemisch durch einander, aus dem besonders die Szeklermädchen hervorstechen. Sie sind mit bunten Bändern geziert und präsentiren sich, wie es bei den Bauersleuten Osteuropas häufig Sitte ist, in ihrem Sonntagsstaat. Die Fahrt nach Ditro bietet uns reichlich Gelegenheit, Menschen und Trachten zu mustern. Ueberaus zahlreich sind die uns begegnenden rumänischen Weiber. Sie kommen offenbar aus den hinter Ditro gelegenen Ortschaften, da diese gleichfalls von Armeniern beherrschte volkreiche Niederlassung der letzte Posten des Magyarenthums ist. Ihre Erscheinung ist höchst pikant. Fast alle sitzen zu Pferd, und da sie allein reisen und oft in Trupps von 6—8 auftauchen, so gleichen sie einem Amazonenheer. Hübsche, frische Gesichter, feurige Augen und die malerische, fast abenteuerliche Tracht erhöhen den Reiz ihrer Erscheinung. Hinter Ditro wird die Gegend einsam, wir verlassen das Marosthal, steigen allmählich aus der Gyergyoer Landschaft empor und dringen in die Berge ein. Fünf Stunden lang bewegen wir uns durch einsame Wälder, dann haben wir Borszek, das berühmteste der siebenbürgischen Bäder, erobert. Anfangs entdecken wir die armseligen Gebirgshäuser einiger Szeklerfamilien, dann umfängt uns Urwald. Unheimlich stehen die herrlichen, dunkeln Tannen neben einander, die Axt hat sie noch nicht gelichtet, und es ist oft unmöglich, weiter als 20 Schritt in ihr Dunkel mit dem Auge einzudringen. Nach einigen Stunden haben wir einen 1200 m hohen Sattel erklommen, wo ein Gensdarmerieposten etablirt ist und sich die Aussicht auf meilenweite Tannenwälder darbietet. Von hier aus geht es durch bereits gelichteten Wald bergab, bis wir zum Dorfe Borszek gelangen, um eine Viertelstunde später durch eine

Ehrenpforte aus vertrocknetem Tannenreis in den Curort einzutreten. Derselbe besteht hauptsächlich aus einer von Schweizerhäusern gebildeten, mit schönen Bäumen gezierten Straße, sowie aus einem großen, aber wenig belebten Platz, in dessen Sandmassen die Sonnenstrahlen mit versengender Gluth versinken. In seiner Nähe entsprudeln dem Boden einige der vorzüglichen Mineralquellen, die jährlich 2 Millionen Flaschen Wasser an die Welt abgeben und weit und breit bekannt sind. Sagt man doch sogar, daß Ungarn in Amerika durch seine Rastelbinder, seine schönen Frauen und sein Borszeker Wasser bekannt ist. Auf dem Platz steht ferner das Haupthôtel, dessen Wirth sich allerdings von Bescheidenheit nicht beherrschen läßt, vielmehr mit den Kronstädter Fiakerbesitzern große Sympathie aufweist. Die letzteren sind zweifelsohne durch die Toleranz der sich in Tusnad erholenden Rumänen verzogen worden, sie verlangen für die Fahrt von Kronstadt nach Tusnad 15—20 Gulden, wobei sie noch christliche Barmherzigkeit bekunden, da sie für die dreitägige Excursion von Tusnad nach Borszek und zurück oft 50 Gulden berechnen. Aehnlich der edle Hôtelier, er wünscht für ein Zimmer mit zwei Betten 120—140 fl. per Monat zu erhalten und meint höchstens halberstaunt, dies sei zwar ziemlich viel, allein er müsse die Gäste „schneiden", er sei darauf angewiesen, übrigens habe er auch schon mehr empfangen. Und so ganz im Unrecht ist der Mann nicht, denn die Verbindung mit dem Bade ist durchaus ungünstig, die Saison dagegen sehr kurz. In einigen Monaten ist alles vorüber, der letzte Badegast entflohen, und die Szekler sind wiederum drei Viertel Jahre auf sich selbst angewiesen. Jetzt wird ihnen durch die Gäste mancherlei Amüsement geboten. Da wird am Hauptplatz unter peinlicher Ceremonie ein Feuerwerk abgebrannt, bei dem sich sechs Raketen emporstrebend präsentiren, aber leider jeder für das Recht, dem Genuß auf einem Stuhl sitzend obzuliegen, 40 kr. zahlen muß. Die Szekler sehen freilich dem Ganzen

von der Ferne zu, sie haben nicht nöthig, der Etiquette Opfer zu bringen. Illumination zu Kaisers Geburtstag, wobei die Fackeln fußhoch über dem Erdboden angebracht sind und den wandelnden Gästen den Athem versetzen, ein Fackelzug, den man einer gefeierten Schauspielerin bringt, und bei dem man die Fackeln unter dem Fenster der Geehrten derart auslöscht, daß die Dame entsetzt das Tuch an die Nase drückt, was seitens der Huldigenden als Zeichen der Rührung betrachtet wird, das Alles sind Zeugnisse für die hohe Intelligenz einiger anwesenden magyarischen Edelleute. Auch eine Badepolizei scheint nicht vorhanden zu sein, denn sonst hatte unmöglich während meines mehrtägigen Aufenthaltes der von Myriaden von Fliegen umschwärmte Cadaver eines Pferdes 300 Schritt hinter dem Curhaus liegen können. Die Lage des Ortes dagegen ist sehr anmuthig, und es bleibt mithin nur zu bedauern, daß seine jetzigen Verhältnisse so wenig einladend und ermuthigend sind. Im Osten des kleinen Thalkessels dehnen sich umfangreiche Nadelholzwälder aus, duftig, stärkend und fesselnd. Gut gepflegte Pfade durchschneiden sie, und zahlreiche Bänke bieten sich den Gästen zur Ruhe dar. Am Abend wandelt der größte Theil derselben am Kossuthbrunnen auf und ab, den Klängen der Zigeunermusik lauschend, deren seltsame, vibrirende Töne, die wehmüthig und klagend einer überirdischen Macht zu dienen scheinen, durch den stillen Wald getragen werden. Hier im Freien wird in der Regel Tombola gespielt, und es vereinigt sich dann alles zum Rendez-vous, was an Eleganz und Reichthum in dem Curort weilt. Schwarzes Haar und schwarze Augen charakterisiren das Publikum, welches sich zum größeren Theil aus Magyaren und Armeniern zusammensetzt, zum geringeren aus Rumänen und Juden, deren Zahl in Tusnad dominirt. Man könnte daher jenes als Bad der magyarischen, dieses als den Curort der rumänischen wohlhabenderen Classen des Landes bezeichnen.

Als die Stunde des Abschieds von diesem Paradies, das in einem andern Lande zweifelsohne zu einem internationalen Curort ersten Ranges werden würde, gekommen ist, vertrauen wir uns dem Gyorskocsi Utazcostan an. Leider macht dieser „Eilwagen" seinem imponirenden Namen keine Ehre, und die mit drei Pferden bespannte Kalesche täuscht, dank der Neigung des Kutschers, an jeder Haltestelle möglichst lange zu rasten, das Vertrauen unserer Mitreisenden in der schauerlichsten Weise. Zwei Tage lang sind wir gezwungen, den fürchterlichen Staub einzuschlucken, der uns oft Aussicht und Athem benimmt. Nachdem wir wieder in der Nähe Ditros auf die Hauptstraße getroffen, wenden wir uns im Marosthal abwärts und gelangen über einige rumänische Ortschaften nach Olah Toplicza. Hier spricht man gleichfalls von einem Curort, und es haben sich auch wirklich drei Familien gefunden, ein freudiger Erfolg, den auch Reps errungen hat, wo sich seit einer Reihe von Jahren mehrere Quellen der leidenden Menschheit darbieten. Diese ist allerdings wenig dankbar, denn während meiner Anwesenheit war nur die Existenz von vier Badegästen erwiesen. Von Toplicza an bleibt sich das Thal stets gleich, die Landschaft und ihre Bewohner sind dürftig, auf den entholzten Hügeln ziehen sich meilenweit die zerstreuten kümmerlichen Hütten der Rumänen hin; im Fluß klopfen rumänische Frauen Wäsche. Bei einem Wirthshaus verengt sich plötzlich das Thal, und die Landschaft nimmt einen hochromantischen Charakter an. Der Fluß ist bedeutend gewachsen, die Berge präsentiren sich steil und zerrissen, Felsen suchen oft den Weg zu hemmen, so daß man sie zum Theil zersprengt hat. Ueber dem ganzen Bild steht endlich der Mond, er spielt mit den schroffen Felsspitzen und zieht leuchtend wie flüssiges Gold neben uns durch den Fluß. Bei hereinbrechender Dunkelheit kommen wir in einem kleinen Dörfchen an, dessen Bevölkerung fast ausschließlich von Israeliten gebildet wird. Da morgen Schabbes ist, so haben dieselben in ihren Häusern zahlreiche

Lichter angezündet und dienen ihrem Gott. Am anderen Tage treten wir aus der Enge des Marosthales in die Erweiterung desselben ein. Die rumänischen Ortschaften werden von magyarischen abgelöst, und endlich taucht die alte deutsche Stadt Sächsisch-Regen vor uns auf. Dieser ansehnliche Ort gehört zu denjenigen Städten im Lande, die den vortheilhaftesten Eindruck hinterlassen. Die Straßen sind breit, die Häuser infolge des Brandes und Wiederaufbaues nach dem Revolutionskrieg freundlich und stattlich, viele von ihnen für ungarische Verhältnisse ausnehmend groß. Brauereien, gute Gasthöfe, vortreffliche Schulen liefern den Beweis, daß das geistige Wohl ebenso eingehend gepflegt wird als das materielle, und der riesengroße Marktplatz macht dem Reisenden den Aufenthalt in diesem Sachsenbollwerk längere Zeit unvergeßlich. Die Maros biegt hier nach Süden aus und schlängelt sich durch eine reizlose Gegend nach Maros-Vasarhely. Das erste Dorf hinter Sächsisch-Regen fällt uns durch die Bauart seiner Häuser auf. Die Straße ist sehr breit, die Häuschen haben alle zwei Fenster nebst einer Thür erhalten, und da eins wie das andere gebaut ist, so sind wir augenscheinlich in ein ehemaliges Grenzdorf gerathen. Die uns Entgegenkommenden sind zuweilen nicht uninteressant. Der eine trägt dieses Kleidungsstück der Szekler, jenes der Rumänen, der andere weist eine Mischung sächsischer und rumänischer Volkstracht auf. Solche ethnographische Curiositäten überraschen uns hier keineswegs, da die Gegend ein Versammlungsort für sämmtliche Nationen des Landes ist. Neben diesen zweifelhaften ethnographischen Erscheinungen zeigen sich stämmige Szekler, welche große mit Heu beladene Wagen führen, deren Gespann aus 4—6 weißen Ochsen besteht. Die Hörner derselben sind oft meterlang und so schwer, wie ich sie selten gefunden. Eins zeichnet aber die Gegend von den in den letzten Tagen durchmessenen vortheilhaft aus, das sind die Sitze magyarischer Edelleute, welche wir in den meisten Dörfern wahrnehmen können.

Das schönste von ihnen ist das Schloß in Gernyeszeg, ein edler Bau mit zwei langen Flügeln und einem prachtvollen Park; ein begehrenswerthes Besitzthum. Fast thut es uns leid, davon scheiden zu müssen, doch es muß sein, und bald rollt unser Eilwagen wieder auf der staubigen Straße dahin, zur Linken das volkreiche Land der Szekler, zur Rechten das seltsame Gebiet der Mezöseg.

Die Siebenbürgische Haide oder die Mezöseg ist jenes 100 □ Meilen umfassende Hügelland, welches die Mitte Siebenbürgens einnimmt und sich zwischen den Städten Klausenburg, Szamos-Ujvar, Sächsisch-Regen und Maros-Vasarhely ausdehnt. Obgleich sein Name auf eine reizlose, unfruchtbare Ebene schließen läßt, und es auch wirklich der niedrigste Theil des Landes ist, so bildet es doch ein Hügelland, dessen höchste Gipfel 600 m über dem Meere erhaben sind, und dessen Fruchtbarkeit seinen Namen Lügen straft. Blumige Wiesen mit seltenen Pflanzen erstrecken sich an den Berghalden, und die Thäler sind mit üppigen Feldern erfüllt. Dazu gesellen sich zahlreiche Salz- und Bittersalzquellen, während allerdings, abgesehen von einigen Obstbäumen, eine Baumcultur gänzlich mangelt, weil die Wälder in früheren Zeiten vernichtet worden sind. Dafür liefern die Rohrstengel, Stroh und getrockneter Dünger der Bevölkerung Feuerungsmaterial, und dieselbe erhält durch die zahlreichen, oft zehn Kilometer langen Teiche, mit denen der ganze Landstrich durchsetzt ist, Beschäftigung. Aus diesen wird das Rohr gewonnen, welches zur Herstellung von Flechtwerk dient, es werden aus ihnen Fische behoben, und durch Abflüsse werden kleine Fruchtmühlen betrieben. Die Bewohner sind vorwiegend Rumänen, deren verkommenem Aeußern, und deren verfallenen, oft in die Erde hineingebauten, elenden Hütten man im ganzen Lande mitleidig gedenkt. Obwohl Ackerbau und Viehzucht auf Grundlage eines überaus ergiebigen Boden gepflegt werden, so verhindert doch der völlige Mangel an Eisenbahnen, ja an ent-

sprechenden Fahrstraßen und die gänzliche Vernachlässigung dieses originellen Territoriums eine Besserung seiner ökonomischen Verhältnisse.

Dreißig Kilometer südlich von Sächsisch-Regen liegt in der Ebene des Marosflusses die kgl. Freistadt Maros-Vasarhely. Die Umgebung der Stadt ist fruchtbar, sie producirt Mais, Melonen, Tabak und Wein; die Stadt selbst ist Hauptort des Szeklerlandes und ein an Gotteshäusern reicher, anmuthiger Ort. Ihr Glanzpunkt besteht in dem langen Marktplatz. Ihn zieren viele ansehnliche Amts- und Privatgebände, sowie einige größere Hôtels. In der Mitte hat man eine kleine Promenade geschaffen und am Ende derselben dem General Bem ein Standbild errichtet. Es wird von einem Sockel aus grau gesprenkeltem Ditroer Syenit gebildet, auf dem sich die aus Erz gegossene, mehr als lebensgroße Statue darstellt. Der Polengeneral erscheint entblößten Hauptes und in einen Reitermantel gehüllt, mit Gerte und Fernrohr in den Händen, den linken Fuß auf das Bruchstück einer Kanone gestützt. Von großem Werth und oft genannt ist die gräflich Telekische Bibliothek. Sie wurde vom siebenbürgischen Hofkanzler, dem Grafen Samuel Teleki gestiftet und der Benutzung der Publikums überlassen; sie enthält 30,000 Bände, sowie als nachträgliche Erweiterung Mineralien und Alterthümer.

Von Maros-Vasarhely führt uns die Eisenbahn gemächlich nach Kocsard, und nachdem wir hier eine endlose Zeit durch Warten verloren, geleitet sie uns nach Klausenburg. Ein Tag noch in siebenbürgischer Luft! — Am Abend strebt das Dampfroß mit uns dem Westen zu. Es folgt den Windungen des Körös und bringt uns der Grenze des romantischen Landes näher und näher und somit auch der Abschiedsstunde von demselben. Bei Csucsa ist die Grenze erreicht. Groteske Felsenpartien entsteigen dem Boden, und bei Rev windet sich die Eisenbahn in einem großartigen, von senkrechten Felswänden

eingefaßten, oft nur wenige Meter breiten Engpaß dahin. Durch ihn drang am 18. December 1848 Bem in Siebenbürgen ein und schlug die Kaiserlichen. Im Juli 1849 zogen die von den Russen bei Banffi-Hunyad zersprengten letzten Honveds wieder nach Ungarn zurück. Welch' bewegtes, viel umfassendes Treiben liegt zwischen diesen beiden Momenten des großen Kampfes, wie viel Seufzer, wie viel Opfer, getäuschte Hoffnungen und verletzter kriegerischer Stolz! — Heute ist alles da draußen unbewegt und still, die Natur scheint zu träumen, und nur der Vollmond leuchtet in magischem Lichte herab. —

Berichtigungen.

Seite 45 Zeile 4 von oben lies nicht Juniberus albinae, sondern Juniperus Sabina.
„ 56 „ 12 „ „ „ „ frühverstorbenen, sondern noch zu früh verstorbenen.
„ 61 „ 9 „ „ „ „ Vorknecht, sondern Wortknecht.
„ 116 „ 6 „ „ „ „ Dörfchen, sondern Marktflecken.
„ 224 „ 3 „ unten „ „ Napora, sondern Napoca.
„ 249 „ 11 „ oben „ „ Euyed, sondern Enyed.

G. Päß'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a. S.

G. Pätz'sche Buchdr. (O. Hauthal), Naumburg a/S.